



**Nicht ausleihbar**







# MEYER'S UNIVERSUM

die schönsten Ansichten der Erde

DES VORZUGSWEISEN KUNSTWERKS

jede Seite

drei bis vier Stahlstichen

berühmtesten Künstler



VIERZEHNTER BAND

die Lieferungen 157 bis 188 enthaltend

J. Meyer

des Bibliographischen Instituts.

VERLAG VON BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT





**Meyer's Universal,**  
oder  
Abbildung und Beschreibung  
des  
**Sehenswerthesten und Merkwürdigsten**  
der  
Natur und Kunst  
auf der ganzen Erde.

**Vierzehnter Band.**

---

Hildburghausen und Amsterdam.  
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1850.



19 Rara

K. W. 3658  
-2

*[Faint, mirrored text, likely bleed-through from the reverse side]*

*[Faint, mirrored text]*

*[Faint, mirrored text]*

*[Faint, mirrored text]*

*[Faint, mirrored text]*



*[Faint, mirrored text]*

35.9 2584

*[Faint, mirrored text]*

*[Faint, mirrored text]*

4962 215 01





---

## Meine Neujahrsgedanken.

(Als Vorwort.)

---

Wieder ein Seigerschlag auf der Uhr der Ewigkeit! — Aus dem Jahr der Täuschung sind wir eingetreten in das der Verheißung; denn eine alte prophetische Sage macht das Jahr 50 zu einem Weltjahr, wie jedes Jahrtausend eins in seinem Schooße trägt; zu einem Jahr, wo das Schicksal selbst am grünen Tische sitzt, Herrscher, Reiche und Völker Va Banque! mit ihm spielen und das Daseyn auf die Karte stellen als ihren Einsatz; zu einem Jahr, wie sie als Marktscheiden in der Geschichte stehen, als Stationen, von denen aus die Menschheit, ausgerüstet mit neuen Kräften und neuen Ideen, ihre Kulturwanderung zum fernern Ziele fortsetzt. Solche Jahre sind reich an entscheidenden Weltbegebenheiten, die Dinge entwickeln sich in größerem Maßstabe, sie verlaufen mit reißender Schnelligkeit; Staaten und Nationen, Systeme und Prinzipien, Religion und Gesellschaft steigen aus der Tiefe, oder gehen unter. Wird das Jahr 50 die Verheißung erfüllen? Werden Erdbeben einstürzen die alte Welt und tabula rasa machen für die neue, wie es verkündigt ist? Ich glaube es nicht. Fortschreiten und Entwicklung ist Gottes oberstes Gesetz für seine Schöpfung, und das Leben einer Sonne, wie das Leben der Eintagsfliege, die in ihrem Strahle spielt, ist ihm gleichmäßig unterthan. Jeder Sprung, sowohl in der sittlichen wie in der physischen Natur, ist bloß Schein, und wo wir einen zu sehen wåhnen, da blieb uns nur die vorhergegangene Bewegung verborgen. Aber dieß schließt die Möglichkeit nicht aus, daß uns große Katastrophen überraschen. Wie die Gewitter, wenn sich angesammelt haben die elektrischen Stoffe, urplötzlich sich entladen, mit Blitzen die Erde peitschen, mit Donner die Berge schütteln und mit Hagel die Fluren zerschlagen, oder ausgießen auf die lechzenden Länder die befruchtenden Wasser: so mag es auch in diesem Jahre geschehen und Ereignisse unerhörter Art mögen die Gesellschaft in unserm Welttheile erschüttern. Die Ursachen sol-

cher Ereignisse sind seit lange wirksam, die Vorbereitungen sind getroffen, die Mine ist geladen: nur der zündende Funke wartet noch des Winks von Oben. —

Auf der Schwelle einer solchen Zeit ziemt's hinauszuschauen und hinan und dem Zuge der Wolken zu forschen. —

Rabenschwarz ist's ringsum. Allwärt's zieht's vom Horizont zum Zenith herauf, als sollten tausend Wetter auf Einmal sich entladen. Das haben die lehtvergangenen Jahre gethan! — ruft das geängstigte Geschlecht. Es rufen's alle Parteien, jede in ihrem Sinne; aber die Schuld tragen will keine. Jede schiebt sie der andern zu. Die Schuld jedoch gehört Allen. Frankreich, Italien, Deutschland — wären sie jezt nicht glücklich, wenn die Völker verstanden hätten, den errungenen Schatz zu bewahren? Wo jedoch die Einsicht fehlt und der Muth, da hilft keine Kraft; wo die Ausdauer und die Wachsamkeit nicht sind, da hilft kein Erfolg und kein Sieg; wo die Vertheidigung mangelt, da schützen keine Wälle und keine Mauern. Wenn sich die Nationen von ihren eigenen Söhnen, wenn sich Deutsche von Deutschen, Franzosen von Franzosen, Italiener von Italienern niederwerfen und berauben lassen der kaum errungenen Freiheit, so beweisen sie eben nur, daß sie ihrer nicht werth waren, daß sie ihren Besitz weder achteten, noch verstanden. Es ist eine bittere Wahrheit: die Völker haben sich wie Träumer gebärdet und man hat sie bestohlen im Schlafe. Es geht ihnen wie dem Reichen, der im Rausche um seinen Schatz gekommen ist; nüchtern wird er's gewahr, und nun schreit er: Dieb! Dieb! Aber die frechen Räuber sitzen sicher in ihrem Nest und antworten trozig: Komm' her, wenn du Muth hast, und hol' ihn. —

So ist es ergangen allen Völkern, die im Jahre 48 aufgestanden sind und die Freiheit sich eroberten. Da gibt es nun Leute, welche im Ernste meinen, Das, was geschehen ist in jenem Jahre, sey nur ein Traum, ein Nachtwandler-spuk gewesen, und dem Wachgewordenen zieme es, die wüsten Schatten zu vergessen. Diesen Scharfsichtigen geht's wie dem Falken, der hoch im Aether schwebt und, hungrig, auf die Furche herabsieht, um — ein Mäuschen zu erlauschen. Er sieht die Furche, er sieht die Maus; aber er sieht nicht die Welt. — Träume waren es nicht, Phantome sind's nicht gewesen die großen Ereignisse der lezten Jahre, diese furchtbaren Wechsel, dieses Niederwerfen der Fürsten und dieses Niedertreten der Nationen; dieses Schlachten und Wagen, dieses Schütteln und Rütteln an der Urne, welche die Schicksalslose des Welttheils verschließt, bald von Königen, bald von Völkern: — das war eine furchtbare Wirklichkeit, es waren die Vorbereitungen zu der Katastrophe, die an der Pforte der Gegenwart steht. Und diese Katastrophe, sie wird in Raum und Zeit so groß und so weit wirkend seyn, wie jene, welche vor 300 Jahren die Christenheit von der Tyrannei des Gewissens erlöste und die Freiheit des Glaubens den Menschen zurück gab.

Beide große Revolutions- und Reformationsepochen haben, obschon in ihren Wirkungen und Zwecken verschieden, doch eine auffallende Aehnlichkeit mit einander. Wie im 15. Jahrhundert die kirchliche Fäulniß die Welt anpestete und mit sittlichem Ekel erfüllte, so ist der Zustand von Staat und Gesellschaft gegenwärtig so unerträglich, so unhaltbar, so durch und durch siech und faul, daß nach der Meinung der besten Köpfe nichts mehr helfen kann, als — Zerstörung und Tod. Wie im 15ten Jahrhundert Päpste und Gegenpäpste sich gegenseitig bannten und mit Gift anbliesen und daraus Kergerniß erwuchs für die ganze Christenheit: so ist der Staat in seiner Ausartung, in seiner Unsittlichkeit, in seiner hartnäckigen Verweigerung der Forderungen der Zeit für die Mehrzahl ein Gegenstand des Hasses geworden, und getroffen von dem schneidenden Schwerte der Verachtung ist mit dem Nimbus der Ehrfurcht auch der Schrecken von seinem Medusenhaupt gewichen. Der Scheinkonstitutionalismus hat die Monarchie in der öffentlichen Meinung vollends zu Grunde gerichtet; denn was der Absolutismus früher verborgen gehalten hatte, das machte jener offenkundig. Die Nichtswürdigkeiten der Politik hörten auf, Staatsgeheimnisse zu seyn, und an der Stelle unverholener Gewalt sah man ein treu- und ehrloses Spiel von Intrike und Volkstäuschung. Die Landesväter selbst schrumpften, vom Scheinkonstitutionalismus ihres Kothurns entkleidet, meist zu Familienhäuptern herab, welche vor Allem besorgt waren um ihrer Angehörigen Vortheil; statt der frühern Liberalität der Höfe, kam die Sucht auf, Privatvermögen anzusammeln; kolossale Reichtümer zu häufen wurde eine fürstliche Gewohnheit. So dorrt die hergebrachte hohe Idee vom Fürsten langsam ab, die Hausvermögen sogen am innersten Mark der Staaten, und in dem Maße, wie die Fürsten reich wurden, verarmten ihre Länder: — der Staaten Vortheil ward dem Vortheil der Dynastien zins- und dienstbar. Volk und Fürsten trennten fortan feindliche Interessen; jener falsche Constitutionalismus nährte den heimlichen Streit und der Eigennuß war der Keil, welcher die Spaltung zwischen Regenten und Regierten erweiterte von Tag zu Tag. Wohl wurden die Fürsten die Gefahren inne, welche der wachsende Antagonismus ihrer Herrschaft bereitete; wohl suchten sie (gerade so wie vor 4 Jahrhunderten die Kirchenfürsten in den Konzilien thaten) in Congressen sich über gemeinsame Maßregeln zur Bekämpfung dieser Gefahren zu verständigen; aber gerade wie es von Papst und Bischöfen damals geschehen ist, so geschah es jetzt von den Fürsten; sie spannten die Pferde hinter den Wagen, und jeder Congress, wie ehemals jedes Konzil, machte den Riß tiefer. Statt zu einigen und zu versöhnen, wurden Trennung und Widerspruch zum System erhoben und alle Herzen von dem Gefühle der Unversöhnlichkeit erbittert und vergiftet. Von da ab war das Streben einerseits, den offenen Bruch rascher herbeizuführen, andererseits ihn zu vertagen. Im Volke kam die Vorstellung auf, nur auf dem Wege des bewaffneten Widerstandes und der Empörung sey noch Hülfe und Rettung aus Zuständen möglich, deren Unerträglichkeit an Millionen Herzen nagte. Als Boten und Verkündiger dieses Volksglaubens traten zuletzt Kühne, entschlossene

Männer den Mißbräuchen der Fürstengewalt offen entgegen, bald da, bald dort, bald in diesem, bald in jenem Lande; sie griffen mit lecker Hand an die Schäden, an denen das Volksleben siechte; aber wie Huss und seine Freunde in den Vorkämpfen der Kirchenreformation ihre Kühnheit büßen mußten in dem Flammentod, so mußten die politischen Reformatoren überall büßen mit ihrem Leben, oder ihrer Freiheit, und wie damals ein Huss den Märtyrermuth für Glaubensfreiheit in 1000 Männern entzündete, so jetzt die Opfer des politischen Despotismus. An dem warmen Herzblut der Empörer, das die Kugeln der Fürsten über die Erde spritzte, war die Zeit zum Werke schnell reif geworden; jedes Standgericht ward zu einer Universität und jeder Galgen zu einer Rednerbühne, von der jenes Erkennen und Bissen herab in's Volk drang, welches das herrschende System als eine Ausgeburt der Unvernunft ansah und für die Quelle aller Noth und aller Verderbniß. Wo ein Opfer fiel, da stand alsbald ein Mann als Luther auf und predigte, wie dieser einst über die Teufelei des Papstes und über die höllische Herkunft des Pfaffenthums, von der Teufelei der Alleinherrschaft. Und aus diesen Wechselwirkungen von Grausamkeit und Uebelthat am Volk begangen, und von Haß, Grimm und Rachsucht gegen die Fürsten, aus diesem fort und fort gesteigerten Aufstacheln und Aufreizen der bestialischen Begierden, die im Menschen wohnen, ist hervorgegangen in den Massen das dunkle Bewußtseyn jener furchtbaren Zerstörungskraft, welche nur — bei dem himmelhoch aufgehäuften Zunder überall — des rechtzeitig geworfenen Funkens bedarf, um zur Brunst aufzuschlagen, die Niemand löschen kann und die Alles verzehrt. Was diese Kraft, was diese finstere, dämonische Gewalt, sobald sich ihrer die rohen Volksmassen klar geworden sind, vermögen, das sahen wir an den ersten Aeußerungen derselben im Jahre 48 in Frankreich, Polen, Ungarn und Deutschland. Es waren ihre ersten Regungen — Kinder spiel gegen Das, was kommen wird; und doch waren sie stark genug, mächtige Throne niederzuwerfen, Herrscher über große Reiche flüchten zu machen, dem Statthalter Christi die dreifache Krone vom Haupte zu schütteln und den Bestand der meisten Dynastien des Welttheils in Frage zu stellen und an den Rand des Abgrunds zu führen.

Die Rettung der Dynastien im Jahre 48 ist in der That das größte Wunder in jener wunderreichen Zeit. Daß ihnen, den Trägern der alten Gesellschaft, noch einmal eine Frist gesetzt wurde — das ist Gottes Langmuth und Erbarmen nicht nur mit den Fürsten gewesen, sondern mit der europäischen Gesellschaft überhaupt, welcher er die Greuel der Katastrophe ersparen will, so lange noch eine Strohhalms Hoffnung zur friedlichen Lösung des furchtbaren Sphinx-Räthsels vorhanden ist. Die Fürsten haben in den Abgrund geblickt und der Herzhafteste hat geschaudert. Noch einmal (zum Letztenmale!) haben die Elemente der Mäßigung und Großmuth über die unedlen, wilden Leidenschaften in den Völkern gesiegt. Fast allwärts blieb die Revolution vor den Thronen stehen, in Deutschland sogar ohne Ausnahme. Hier hatten, wie in den ersten Jahren der französischen Revolution die Girondisten, die gemäßigten Reformatoren, die Männer des ruhigen Fortschritts, der

Ordnung und Geselligkeit das entschiedene Uebergewicht, und diese Männer hatten in dem nach Frankfurt von den Fürsten selbst berufenen Volksthathe nur das Beste, Unabweislichste, Nothdürftigste, was der Nation werden mußte, begehrt und — noch weniger als Das. Aber es erging ihnen, wie ihren Vorgängern in Paris es ergangen. Die Mäßigung wurde von den Inhabern der Throne für Schwäche ausgelegt, und die Monarchie bildete sich ein in ihrer Verblendung, sie habe Schatten für Riesen gehalten, sie müsse nun, der Revolution gegenüber, stark sich zeigen in eben dem Verhältnisse, als wie in den ersten Tagen der Erhebung sie sich über die Massen schwach gezeigt hatte. Der Adel, die Beamten und mit ihnen die Aristokraten des Besizes und der Intelligenz, so wie Alle, welche die Revolution als Zerstörerin ihrer bevorzugten Stellung im Staate, ihrer Privilegien und Sondervortheile fürchteten und sie deshalb noch grimmiger haßten als die Fürsten selber, benützten die Verneinungsgelüste der Monarchie, ihr einzureden, man dürfe auch nicht das Kleinste mehr von seiner Stelle rücken, es müsse vielmehr mit allem Ernste gesucht werden, das im ersten Andrang der Revolution durch die gemachten Concessionen verlorene Terrain in kürzester Zeit wieder zu erobern, allwärts die vormärzlichen Zustände zurückzuführen, und diese so zu verwahren und zu sichern, daß sie der Gefahr des Umsturzes nicht von Neuem ausgeföhrt seyen. Die meisten Fürsten sind diesen bösen Rathgebern mehr gefolgt, als Gottes warnendem Finger, und damit ist ihr Schicksal für immer entschieden. Sie stehen jetzt ihren Völkern als — feindliche Gewalten gegenüber, und schon fließen breite Ströme des edelsten Blutes zwischen den Parteien und machen jede Verständigung, jeden Frieden unmöglich. Und wie im Vaterlande es ist, — so ist es in Ungarn, in Italien, in Frankreich! Ungeheueres, unermessliches Unrecht, und eine mehr als neronische und tiberianische Grausamkeit, an den Völkern begangen, hat nachgerade die Nationen zu Werkzeugen der Nemesis gemacht, und es wird geschehen, was nicht ausbleiben kann; es wird geschehen das Aeußerste: Gewalt um Gewalt, Blut um Blut, Leben um Leben wird, wenn die Stunde schlägt, der Volksschrei seyn überall, wo die Grausamkeit die Lücke, wo die Hinterlist die Bosheit in den Massen geweckt hat, und die Rohheit im Bunde mit diesen Leidenschaften aufsteht, das Rächeramt zu üben. Dann mag sogar das Fürchterlichste kommen: daß nämlich die Monarchie und der alte Staat auf den Trümmern der Gesittung verbluten. Die Gefahren, welche der Civilisation in Europa dadurch drohen, daß man in wahn sinniger Befangenheit gestaut hat die Gewässer der Revolution, (und dieß Stauen wird dauern, bis die Gewalt der Fluth urplötzlich alle Dämme niederwirft), — sind die allergrößten! Jener schöne Anflug von wahrer Begeisterung für Freiheit, Einheit, Nationalgröße und Unabhängigkeit und Alles, was den Menschen ehren und erheben mag, jener Begeisterung, der im Lenze 1848 alle Herzen entgegen schlugen und einen Völkerfrühling begrüßen ließen, — er kehrt nicht wieder. Die erste geistige Gährung im Volke ist vorüber, an ihre Stelle ist die zweite, die essigsauere, getreten, und auch diese vergeht

schon hie und da und hat der fauligen Platz gemacht. Und wenn in diesem Stadium die Sturmglocken rufen sollten — dann würde es ein Schauspiel geben, furchtbarer, als je eins gewesen. Dann würde nichts gelten, als die Austilgung des Bestehenden, und keine Verfassung, kein Gesetz, kein Herkommen, keine Sitte, kein Eigenthum, keine Tugend, kein Wissen, keine Charaktergröße, nichts würde geachtet werden, als das Gebot der allgemeinen Auflösung. Es würde seyn eine Umwälzung der socialen Welt, ähnlich jenen geologischen Katastrophen, welche die Abschnitte des Erdenlebens markiren, und erst, nachdem alle Gestaltungen der alten Gesellschaft zerstört wären, würden, aus dem Chaos, neue Schöpfungen sich bilden, ruhend auf neuen Prinzipien und auf Zuständen, wie sie vorher nicht waren: — oder (und dieß ist vielleicht das Näherliegende) der Osten würde ausspeien seine Sklavenvölker und der Czar, als Universalerbe der Anarchie, würde mit Knute und Mitra die Herrschaft antreten über den Westen, und Peters Traum von Rußlands Weltbestimmung sich erfüllen.

Mancher, der das liest, lächelt und zweifelt. Ihm sage ich: Schau um Dich; — dann erst urtheile!

Siehe, da liegt Frankreich, der alte Feuerherd, der Aetna der Revolution. Schweigend streckt er sein weißglänzendes Haupt in den Aether. Lichte Rauchwölkchen kräuseln über seinen Scheitel, und Sephyre spielen mit den Zeichen der Titanenkraft, auf deren Ruf Thäler emporsteigen, Berge versinken und Städte von ihren Höhen in den Meergrund stürzen; auf deren Geheiß das Antlig der Erde sich furcht und Gestade ihre Gestalten wandeln. An seinem Fuße bauen die Menschen sich Wohnungen, pflanzen sie Gärten, und die Heerden, welche am Rande der Lavaströme weiden, begleitet des Hirten fröhlicher Gesang. Alles scheint so ruhig! Und doch, wer bürgt für den Bestand dieser Ruhe nur bis zum nächsten Morgen? — So ist Frankreich. Es ist der Vulkan, welcher der Zerstörer der alten Gesellschaft seyn wird; der Vulkan, welcher das Embryo der neuen in seinem Schooß trägt! Die Ausdehnung des Erschütterungskreises, welcher von dem letzten großen Stoße im Februar 48 ausging, sie hat der Welt das Wachsen der Kräfte geoffenbart, welche an der Zerstörung der in ihren tiefsten Wurzeln zerfressenen europäischen Zustände arbeiten, und jenes viertägige Pariser Junischlachten, welches dem Februarausbruch folgte, zeigte der erschrockenen Welt den ungeheuren Riß, welcher den gewissen Einsturz der Gesellschaft verheißt. Da ist kein Heilen und kein Helfen; in diesem Streit gib's keinen Frieden. Die Zwanzigtausend, welche damals in die Rinnsteine von Paris ihr Herzblut ausgegossen, die andern Zwanzigtausend, welche als Gefangene den Triumph des siegenden Besizes verherrlichten und dann in's Exil geschickt wurden als Geißeln für das unterworfenen Volk: — sie sind die Blutzengen für den künftigen Sieg des Sozialismus. Zwar sagt man uns, er sey überwunden. Auch die Flammen des Holzstoßes, die den Fuß verzehrt haben, wurden einst von

der Kirche als Siegesfeuer gepriesen, und doch entschwang sich ihnen der Phönix der Reformation. Was in Paris im Februar 1848 urplötzlich geschah, das wird urplötzlich wieder geschehen in ganz Frankreich; was aber damals wie ein trotziger Junge sich gebärdete, ist zum himmelstürmenden Giganten angewachsen, und als solcher wird es handeln. Die Scheinrepublik von 1848 war das letzte Quid pro quo, der letzte Sieg einer Minorität über das Volk, es war das Henkersmahl einer Partei, welche nun in ihrer Nacktheit vor der Nation und der Welt am Pranger steht. Jenes eben so dreist als geschickt ausgeführte Taschenspielerstück, jenes gaunerische Firmaverändern einer Gesellschaft, welche, nachdem sie unter der Aufschrift: „Monarchie,“ bankrott geworden war, „Republik“ über ihre Thüre schrieb und an die Stelle ihres geschlachteten Vorstandes den Helden von Boulogne berief, dessen Dummheit noch größer ist, als sein Ehrgeiz; alle diese Begebenheiten, welche wie Erfolge der Partei aussehen, die Frankreich ausbeutet, — sie sind nur die Vorzeichen von der Unhaltbarkeit des Gebäudes, in welchem sie gegenwärtig die letzte Stunde ihres Daseyns verlebt. Jeder Tag bringt neue Anzeichen von der nahen Umkehr der französischen Dinge; mit jedem Tage rücken die Mauern weiter aus dem Lothe, sinkt der Grund tiefer, werden die Fundamente mehr unterwühlt, wird der Einsturz gewisser vorbereitet. Der Mörtel, den Bonaparte mit seinen Gefellen in die klaffenden Risse und Risse streicht, kann Nichts befestigen. Zwischen der Scheinrepublik und der Demokratie, zwischen der herrschenden Minorität und dem betrogenen Volke, zwischen der verfaulten Gesellschaft und dem Sozialismus ist kein Abkommen, kein Vertrag zu schließen. Der Sozialismus ist einmal im Glauben der Mehrzahl der Franzosen der neue Heiland. In der Krippe liegt der junge Gott; die Engel haben ihn verkündigt, wie den Hirten auf dem Felde, so den Königen. Und ob alle Herodes des Welttheils ihre Kriegsknechte aussenden würden, das Kind zu tödten; und ob sie darum anstellen möchten einen Bethlehemschen Kindermord in ganz Frankreich: das Knäblein wird geborgen bleiben! Daß dem Sozialismus die Erlösrolle überkommen sey, ist ein Glaube, der im französischen Volke, nachdem ihm die Experimente mit Republik und Monarchie in jeder Form mißglückt sind, feststeht. Er hat Blüthe und Frucht getragen, und von Frankreich flog der beflügelte Saame unter viele Nationen. — Was aber — mit einem alten Liederdichter zu reden —

„Fest im Volkes-Glauben steht,  
 „Nicht durch Strang und Schwert vergeht;  
 „Jeder Zweifel, jeder Krieg  
 „Bringt ihm Jünger, bringt ihm Sieg. —“

So wird es mit dem Sozialismus seyn. Er ist der Idee nach das Höchste, das Reinste; er sieht den Bruder in jedem Menschen, und die Erde wäre gewiß ein Paradies, wenn die Brüderlichkeit mit allen ihren Konsequenzen überall zur Geltung käme. Die praktische Prüfung jedoch hat der Sozialismus noch nirgends bestanden und Keiner kann sagen, wie weit die Erfolge an die Versprechungen reichen, welche das System seinen Gläubigen mit voller Hand spendet. Diese Ungewißheit ist gerade sein Nimbus; „denn welchen Werth — sagen seine Apostel — hätte das Leben, ohne Verheißung und Hoffnung? Menschen vergehen, Geschlechter und Völker und Erden und Welten; Alles ist Wechsel und Flucht und Wahn und Traum: — nur Hoffnung und Verheißung geben wahre Freude, und die Verheißung allgemeiner Glückseligkeit ist der Spruch auf unserer Fahne.“ — Ein schweres Kreuzen wirds aber werden, wenn die Geburtsstunde der Herrschaft des neuen Heilandes schlägt. Da wird der Fanatismus morden im Namen der Bruderliebe, da werden die Blutströme rauschen, wie die Ströme im Thal, und hinabwälzen auf ihren Fluthen die Trümmer der alten Gesellschaft ins uferlose Meer der Ewigkeit. Der Genius der Humanität aber: Er wird sich verhüllen, während die Nationen im bachantischen Taumel ihr Evohe! Evohe! rufen. —

### Und das Ende?

Ewiger, unendlicher Geist der Welten, — Gott, Schöpfer, Unnennbarer — es steht vor meiner Seele: ich kann nicht hoffen; ich kann nur fürchten, ich kann nicht glauben, ich kann nur zweifeln; — Herr, Herr Gott! Hab Erbarmen! — Du richtest die Menschen nicht, wie sie sich selbst richten! —

Wenn die Eintagsfliegen in der Sonne spielen, wenn die Foulds und Rothschilde alle Tage den Werthzeiger ihrer Makulaturballen um einige Centimes höher rücken, wenn der kleine Vetter vom Kaiserreich des großen Dnkels fafelt, wenn des Bonaparte Gefellen sich Herzogsröcke stücken lassen und von fürstlichen Dotationen träumen; wenn die Schranzen des Elisee ihrer Puppe schon im Voraus huldigen und die bezahlten Schreier der Straße sie als Kaiser ausrufen: was ist es weiter als Faschingsthun und ein Beweis mehr von der Kopflosigkeit einer Parthei, deren Abgeschmacktheit Mitleiden erregen würde, wenn die Verachtung nicht wäre, die den Ekel erzeugt. Bonaparte, der Göthe eines Tages, an dem er mit der Ehrlosigkeit des vollendeten Abentheurers das Volk betrog, hat nur ein Verdienst: seine Unfähigkeit. An dem Tage, wo dieser Mensch den großen Staatsstreich wagt, den er angesagt hat zum fünfzigsten Male, — an diesem Tage stirbt die alte Gesellschaft. —



Nun einen Blick auf — Deutschland! —

Quis talia fando

Temperet a lachrymis?

greinen im klassischen Styl gewisse Patrioten des Katheders. Es ist zum Lachen! Wenn man diese Menschen jammern hört vom verlorenen Paradiese und untergegangenen Hoffnungen auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters, das sie wie einen Christbaumsengel schon zurecht geschnitten hatten aus ihren Papieren, dann könnte man selbst das werden, was sie sind — Krüppel und Zwerge an Geist und Muth. Nur Eins ist groß an diesen Menschen: **ihre Mitschuld an Deutschlands Unglück.**

Der Herold der Revolution rief: „Deutschland, ich brauche Helden!“ Als die Revolution kam, da fand sie Doktrinärs und Memmen — Legion!

Das ist nun vorbei. Die Revolution erfüllt ihre Mission dennoch. Sie hat die Agentien der Zerfegung und Scheidung in Staat und Gesellschaft geworfen; — die Auflösung ist im Gange und die Fäulniß unserer Zustände ist ruckbar über den Erdkreis. Pfaffen, Junker und Bureaukraten sammt Jenen, welche als „Bourgeoisie“ vor jeder Nacht, die ihre Interessen schirmt, sich bücken, sie sind durch den Gährungsprozeß ausgeschieden und als Parthei vereinigt worden. Als Repräsentanten der Reaktion halten sie eng zusammen, um sich in ihrer bevorzugten Stellung so lange zu behaupten, als es gehen will. Doch ist ihr Fähnlein nicht groß gegen das unzählige Volk; sie sind nur eine Minderheit gegen die große Mehrheit, und deshalb ist, obschon sie die Macht des Staats zur Seite haben, ihr Daseyn stets ein bedrohtes. Das Bewußtseyn dieser Lage läßt sie nicht zur Ruhe kommen, und die Besorgniß, daß der unterhöhlte Boden unter ihnen zusammenbreche, weicht nicht von ihrer Seite. Die Gefahr treibt sie in den Streit und läßt sie jedes Mittel versuchen, das dienen könnte, ihre Stellung zu befestigen oder zu fristen. Sie kämpfen dafür mit allen Waffen, den guten, wie den schlechten. Sie geben sich zu Lobrednern und Verfechtern des Standrechts und anderer Gewaltmaßregeln her; Lob und Verleumdung, Lockung und Drohung, Schmeichelei und Verfolgung wenden sie an ohne Bedenken und das hohltönende Erz der Versprechungen prägen sie fortwährend aus, obgleich die verrufene Münze fast Niemand mehr nehmen mag. Der für sie immer bedenklicher werdende Gang der Dinge setzt sie in Verwirrung und führt ungeschickte Maßregeln herbei. Sie rufen ein Mal über das andere Mal: „der Staat ist in Gefahr! rettet die Gesellschaft!“ Während sich aber die Sprigenleute versammeln, gießen sie selbst noch Del in das Feuer. Sie sehen ihr Haus stückweise einfallen; dort ein Dach, hier einen Erker, da einen Thurm; dort kracht ein Gewölbe, hier bricht ein Balken. Nichts will mehr helfen. Sie sehen, daß selbst der Könige ultima ratio von der erprobten Kraft etwas verloren hat; denn das Schreckenssystem macht nur hassen,

nicht erzittern. Auf den Brigittenauen, wo dem Volke die bleiche Furcht aufgehen sollte im blutgebrängten Boden, da blüht, statt ihrer, das rothe Kränlein: unverföhnliche Erbitterung. **Unschuldig!** rufts aus dem Volke bei jedem Schuß, der ein Menschenopfer für seine Freiheit fällt und den Bildern der Erhenkten gibt man den Ehrenplatz an der Wand und bekränzt sie als Zeichen der Verehrung und Liebe mit Blumen. Jene Thaten des Standrechts nicht nur, auch die sogenannten „rettenden Thaten“, die Verfassungs- und Gesetzektroyirungen, die Minoritätswahlen für revidirende Landtage ic., stellt das Volk vorzugsweise auf Rechnung der Reaktionspartei und sieht ihnen zu mit verschränkten Armen. Froh der Rathlosigkeit der Gegner schaut es sie an, wie der Gefangene den Kerkermeister anschaut am Tage vor der Befreiung. Die Rollen haben gewechselt. —

Der Verfasser dieses Buchs steht seit langen Jahren auf der Warte der Zeit. Wann Völker oder Fürsten mißachteten das innere Nichtmaß der Dinge und die ethischen Schranken des Erlaubten und Unerlaubten taumelnd durchbrachen; wenn die Einen oder die Andern in ihren Paroxysmen des Weltgesetzes vergaßen, dem von Gott die Herrschaft überkommen ist in der Gesellschaft so gut, als in der Natur; wenn Zorn oder Uebermuth zur Maßlosigkeit hinführten, welche das Recht nicht achtet und keine Gerechtigkeit kennt: — dann hat er seine Stimme warnend oder mahnend erhoben, bald zu den Fürsten, bald zu dem Volke. Er weiß wohl, daß seine Stimme nur wie ein Tropfen ist am vollen Eimer; er weiß wohl, daß er damit nichts ändern wird im Laufe der Dinge; daß er nicht bändigen wird die entfesselten Gewalten; daß er nicht heilen kann eine fieberkranke Zeit; aber er fragt auch nicht nach dem Erfolge: — die innere Pflicht drängt ihn, den dämonischen Mächten entgegen zu treten, und er thut's, weil er nicht anders kann.

Des Dankes hat er nicht dafür, weder von der einen, noch von der andern Seite: denn die Zügellosigkeit will die zügelnde Hand nicht und der Gewalt ist der Warner, welcher ihr das Neue Tefel an die Wand schreibt, unbequem. Verfolgung ist daher sein Lohn gewesen von jeher, und für die mahnende, warnende Liebe hat er den bitteren Haß geerntet. Die Gegenwart aber, „dieser Zeiten ärgste,“ hängt das Damoklesschwert über dem Haupte eines Jeden auf, der die Wahrheit sagt und dem Recht das Wort redet.

Soll er darum die Wahrheit vergraben und dem Recht sein Wort entziehen und seine Herzensgedanken verschlossen halten? Soll er, nachdem er ein Menschenalter lang in dem Streit gestanden, nun noch Menschenfurcht anziehen und Raum geben jener zagen Sorglichkeit, welche jede Wahrheit nur halb sagt und die Menschenklugheit unter die Laren des Hauses stellt zu alleroberst? Oder ist es nicht ehrenhafter, daß er seine Straße fortwandle,

unbekümmert darum, ob sich die Arme für oder gegen ihn erheben, ob sie drohen oder schüzen? So laßt ihn denn reden, so lange es noch Menschen gibt, die ihn anhören; so laßt ihn denn sprechen, so lange ein Wort noch Etwas wirken mag: denn wann erst die Schwerter Zungen geworden sind und ihre Sprache in's Fleisch kerben, ist des Wortes Zeit ohnehin vorüber. — —

Lange haben die deutschen Völker geklagt auf ihre Rechte, welche die Willkühr ihnen vorenthielt. Sie haben ihre Urkunden vorgelegt und ihre Briefe; sie haben die Geschichte sich zur Seite gestellt, daß sie von ihren Rechten zeuge; alle göttlichen und menschlichen Gesetze haben gesprochen zu ihren Gunsten; sie haben die Ehre des fürstlichen Wortes, sie haben die Heiligkeit des Vertrags, sie haben die Unverletzlichkeit der Schwüre angerufen; sie haben alle gütlichen Mittel versucht; sie haben alle Fristen des Rechts, der Billigkeit, der Großmuth sogar gegeben: und — — in unglückseliger Verblendung hat man die Großmuth mit der List vergolten und die friedfertigen Männer, welche vermitteln wollten zwischen Thron und Volk, zwischen Recht und Macht, die hat man gejagt von ihren Sigen und ihnen mit Hohn und Verfolgung gelohnt. Auf den Häuptern der Schuldigen ruht die Verantwortlichkeit für die Zukunft. Angethan mit der Gewalt, die ihnen nicht von Gott überkommen, verfügend über die Macht, deren Mißbrauch Hochverrath ist am Volke, stehend auf den Zinnen des Reichs, haben so Viele, indem sie Recht mit Unrecht, Geseßlichkeit mit Willkühr, Gerechtigkeit mit Zwang vermengten, selbst jene unglückselige Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht in die Massen gebracht, wegen welcher man sie jetzt der Unwürdigkeit für größere Freiheit und der Unfähigkeit sie zu ertragen bezeichnet. Indem man die Immoralität der Massen verdammt, verurtheilt man gleichsam sein eigen Werk. Aber wenn man das Volk, nachdem man versäumt hat, es menschlich zu erziehen, wie einen Wilden behandelt und an die Kette legt, wenn man in der Mehrzahl des Volks den Anspruch auf Gleichberechtigung Aller negirt, wenn man es lieblos von sich stößt, da es sein Recht fordert, und es gewaltsam zu den Glauben hindrängt, daß es auf Erden kein Recht finden könne, denn durch die Stärke seines Arms: so nehme man auch die Folgen hin, und man schreie nicht zum Himmel auf, wenn das empörte Volk im Taumel des Zorns endlich zur Selbsthülfe sich entschließt! Nur ein Rettungsmittel gibts vor diesem Aergsten: — Rechtsgewährung. Das hilft: das allein!

Solon sagt: Wer die Tyrannei anzieht, der zieht das Hemd des Nessus an. Ein Nessushemd werdet aber doch Ihr nicht mögen, deutsche Regentengeschlechter, Ihr, die Ihr aufgegangen seyd, geschosst und hochgewachsen im deutschen Völkerwalde, Freie unter Freien? Ihr, denen alle gerechte Macht vom Volke und aller gerechte Besiß vom Reich überkommen ist? Ihr, die ihr ohne das Eine und das Andere eben nicht mehr wäret, als die Uebrigen? Ihr, die Ihr fast Alle die Machtvollkommenheit, die Souveränität, welche Ihr jetzt geltend macht und ausübt, noch vor nicht langer Zeit aus der Hand des fremden Eroberers als Preis

Eurer Unterwürfigkeit empfangen habt? Ihr, Ihr werdet Euch doch nicht gegenüber den Millionen Zeugen, die das Alles erlebt und mit angesehen haben, — gegenüber Eurer Volke, das Euch, auf Euerm Ruf, erretete mit der Gefahr seines Lebens aus der Hand des Unterdrückers, — das Euch erlöst hat aus Euern Ketten: — Ihr werdet Euch doch nicht hinstellen wollen als Wesen höherer Art, als Herren unter Knechten im Pomy und Staat östlicher Herrscher? — — Nein! Die deutschen Regentengeschlechter, welche heraufgekommen sind mit dem Volke aus der Tiefe der Zeiten, die mit ihm Eins sind und verbunden durch so viele Generationen, die können sich nicht lossagen von ihrem Ursprung, die dürfen nicht, statt zu regieren wie Väter im Lande, herrschen wollen durch den Schrecken mittelst Standgerichten, Galgen und Kerker, durch Bayonnette und Kanonen; — oder, was noch schlimmer wäre, herrschen wollen durch die Künste der Unwahrheit in Verfassungen und Versprechungen! — Die Fürstengeschlechter, in denen deutsches Volk, nach seiner Erhebung vor zwei Jahren, trotz des ihm widerfahrenen langjährigen Unrechts, sein Fleisch und Blut achtete und darum das Unrecht ihnen verzieh mit überschwenglicher Arglosigkeit: — die Fürstengeschlechter, sage ich, die, wie Väter im Familienkreise, durch die Ehrfurcht des Alters, durch die Liebe, das Vertrauen, die geprüfte Weisheit, die Gerechtigkeit mit Humanität verbunden, die Hochachtung durch sittliche Würde erworben, mit Milde regieren und so sich selbst mit ihren Völkern beglücken sollten: — diese können sich dem Glauben nicht hingeben, sie vermöchten den Godez des Absolutismus in Deutschland dauernd einzuführen. Wolten sie das, dann müßten sie mehr können, als der Herrgott selber. Sie müßten vertilgen können das Deutsche im Deutschen; sie müßten ausrotten können die deutsche Natur im deutschen Volke, welche ewig Eins war und bleiben wird mit der Liebe zur angestammten Freiheit; sie müßten die Erinnerung aus dem Gedächtniß des Volks reißen und seine Geschichte aus der Weltgeschichte; — denn überall, auf allen Wegen und Stegen, begegnet diese, bis in die graue Vorzeit hinan, den freien Germanen und ehrt sie als die Bewahrer des heiligen Feuers und die Apostel der Freiheit, der Aufklärung und der Gesittung zu allen Zeiten und unter vielen Völkern; ja sie müßten verwandeln können das deutsche Volk in ein Volk von Slaven und dem brutalen Aberglauben der Russen Eingang verschaffen in allen Köpfen, daß der Monarch ein Stück von Gott selber sey, wie Er allmächtig, allwissend und allweise und unfehlbar; sie müßten sich, wie der Czar und der Beherrscher von China, als Statthalter Gottes auf Erden und leibliche Söhne des Himmels ausgeben: — sie müßten sich, wie die römischen Cäsaren, Altäre bauen, auf daß das Volk sie verehere. Doch die Uhr der Zeit läßt sich nicht rückwärts stellen von der Hand schwarzer Menschen, und ob Einer mit seiner Faust nach der Sonne schlage — sie fällt darum nicht herunter. Wegwischen kann kein deutsches Fürstengeschlecht seinen Ursprung, oder sich entfernen von der Quelle seiner Berechtigung, seiner Macht und seiner Hoheit; und so kann auch keins an dem unveräußerlichen Unrecht

des Volks — einen Gran rechtsgültig mindern. Jeder Anschlag dazu wäre Unterdrückung, und jeder Versuch dazu trennt die Fürsten von ihrem eigenen Recht. Mit dem Volke können sie fortdauern, wie das Volk selber; gegen das Volk zerbrechen sie, wie schwaches Rohr; ohne Volk sind sie Schemen, Schatten, die

„Im Strahl der Abendsonne recken ihre Glieder  
Von Berg zu Berg, — Giganten gleich — doch Nichts.“

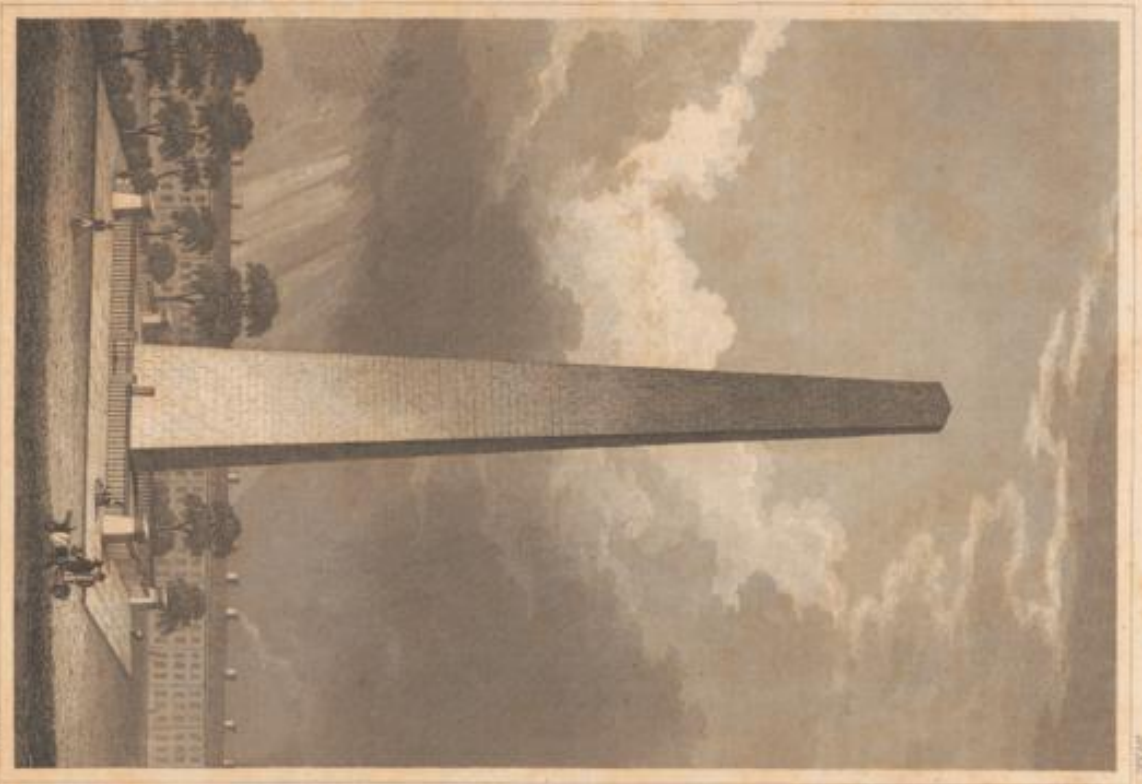
Ich lege den Griffel nieder, mit dem ich das Bild deutscher Zustände zeichnen wollte und blicke hinauf zu den Standsternen des Himmels, wie ich immer thue, wenn ich mich zurecht finden will im Sturme der Gefühle. Vergebens! Ihr Aufruhr ist mächtiger, als mein Wille. Ich kann eine ruhige Betrachtung nicht mehr gewinnen. Es bricht wie Lohe des Glutwinds der Wüste aus meiner Seele und die Flamme der Entrüstung brennt in meinen Adern. Soll ich einfahren mit dem Zorngeist zu den Mächten des Unterreichs und es versuchen, wie Dante zu schildern? Darum werden jene nicht anders und läßt sich die Vermessenheit, welche aufgestiegen ist gegen das Unsterbliche, nicht abwehren von dem Orte der Weihe! Herangekommen ist das Ungeheuerste. Vor ihm flieht der Friede von dem deutschen Volke, und — wenn meine trübste Ahnung wahr wird — so wird er nicht wiederkehren, bis ein neues Reich unter neuen Sternen ersteht.

Armes Vaterland!

Mein Blick rollt weiter über das fiebernde Europa hin — nach Nord und Süd, nach Ost und West: nach Portugal, Spanien, Italien, Ungarn, Polen, Irland: überall Trost- und Hoffnungslosigkeit; überall ein Auseinandergehen und Verfallen; überall Gährung, Auflösung, Fäulniß, Tod; Gewaltthat mächtig überall; gebundenes Volk, geflohene Führer, das Schwert als Hirtenstab; Staaten im Verblühen, Nationen in Weichlichkeit zerfließen, Babel voller Sünden. Auf vier Fünftheilen des Welttheils ruht der Fluch und das Eis der Knechtschaft. Aber unter der dünnen, kalten Decke braust's und kocht's wie unter der Decke eines Kraters und lauert ein bergewälzender Titan des Ruß: — **Stehe auf!**

Und wenn er aufsteht? — — — Dann wird's seyn wie ein Aufstehen der Sonne an einem düstern Adventsmorgen. Es werden sich röthen die Berge und Thäler; es werden umstürzen die Capitole der Herrschaft mit ihrer Herrlichkeit; es werden die Gletscher flammen, und das, was ein Eismeer gewesen ist, wird die alte Zeit in seine kochende Tiefe begraben. Doch wie nichts sterben kann, ohne den Keim zurückzulassen für ein neues Leben, — so wird auch der Keim der neuen Zeit geborgen bleiben beim Untergang der alten. Jede Strafe ist Erbarmen; durch alle Züchtigung will Gott stets das Eine; Besserung. Wenn die wilden Erdkräfte ihre Zeit gewüthet haben: dann werden die Schleißen des Himmels sich öffnen auf des **Herrn** Geheiß, und ihre Wasser ausgießen und löschen die Feuerfelder und kühlen die Erde, und ein verjüngtes Geschlecht wird sich neu einrichten, angethan mit neuen Formen und neue Bündnisse schließen.

Noch einmal! — Dem unvermeidlich gewordenen kann die Gesellschaft nicht entrienen. Die Brücken sind abgebrochen, die Schiffe sind verbrannt; eine furchtbare Bewegung muß kommen, eine Katastrophe muß hereinbrechen. Ihr gegenüber gilt nicht Kampf, sondern Resignation. Aber geschähe das Entsetzlichste, gingen auch in West-Europa Gesellschaft und Gesittung zugleich in Trümmer, bräche auch die Finsterniß der Barbarei herein: — unser Welttheil ist nicht die Welt — und bliebe es auch Nacht auf der einen Erdhälfte, — wissen wir doch, daß jenseits des Oceans aufgegangen ist eine junge Sonne — ein Lichtträger, welcher Freiheit, Ruhe und stillen Frieden über die andere Hälfte breitet.



Das Monument auf dem Capitol Hill

bei Washington.

Das Monument, 1812, von G. B. S. S.

Verlag v. Neumann, Neudamm





## DCXVI. Das Monument auf Bunkershill bei Boston

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Vom Untergang zum Aufgang! —

Amerika! Leuchte in dunkler Nacht, Stab für Millionen gebrochene Herzen, letzte lebendige Hoffnung, wenn alle andern gestorben sind und zu Grabe getragen; Land der Verheißung für Menschen und Völker; für die Civilisation der alten Welt vor dem Hereinbrechen der Barbarei letztes, sicheres Asyl! — Amerika! Wär' ich Salomo, ich sänge dir ein Hohes Lied, und wäre ich David, ich dichtete dir Psalmen.

In der europäischen Menschheit lebt ein großer Wunsch, der nie erfüllt wurde; ein unwiderstehliches Verlangen ohne Erhörung; eine ewige Sehnsucht bei ewigem Entbehren; er ist mehr als Alles, was ich Dir mit Namen nennen könnte; er ist mehr, als alle Freuden und aller Besitz, und der Schmerz des Versagens ist mehr als alle Schmerzen. Dieser große Wunsch ist der rothe Faden im Leben der gesitteten Völker. Er läßt sie nicht zur Ruhe kommen, er gießt den Wermuth in jeden Glücksbecher; er stellt die Unzufriedenheit als Wache an die Thüre jeder Hütte, an die Pforte jedes Palastes; er ist die heimliche Rutter jener Unbehaglichkeit, welche die Gesellschaft des Welttheils von Umwälzung zu Umwälzung forttreibt: er ist der Meister, der an der Himmelsleiter der Völkerschmerzen rastlos zimmert und ihr neue Sprossen einsteckt. Man hat diesen Wunsch bald so, bald anders genannt: aber kein Wortbegriff reicht ganz hinan, keiner fällt den Gedanken vollkommen aus, selbst das beste Wort vergleicht sich ihm nur wie ein Tempel zum Alltempel der Natur, wie die Morgensonne zum Sternenhimmel, wie der Schlaf zum Tode, wie die Zeit zur Ewigkeit. Es liegt dieser Wunsch als Ahnung in allen Seelen; er zieht den Völkern nach, wie Gewitter den Bergen. In den besten und edelsten Menschen wirkt er am stärksten; bald sie niederdrückend in das tiefste Wehe, bald sie emportragend zu einem Himmel voll Hoffnung; bald rißt er das Herz und faßt es mit glühenden Zangen; bald kühlt er die entbrannte Brust und richtet den Menschen empor und macht ihn würdig eines Gottesblicks. Gib ihm Namen wie du willst: heiße ihn den Drang nach Freiheit, nach Glückseligkeit, nach Kulturfortschritt: er ist da, er ist lebendig und wirkend überall, und wo er nicht in das klare Bewußtseyn trat, da ist er als Ahnung thätig. Eben so fest steht die Thatsache, daß die

Formen der europäischen Gesellschaft zu diesem Wunsche in einen feindlichen Gegensatz getreten sind. Das Alter trachtet stets nach Ruhe und naturgemäß verfolgt die altgewordene Gesellschaft das Prinzip der Stabilität. Sie will die Erhaltung des Bestehenden auf Kosten des Drangs nach Aenderung; sie will Unbeweglichkeit auf Kosten der Bewegung; sie will die todte Form auf Kosten des Lebens, des neugestaltenden. Dieser Antagonismus ist endlich so mächtig geworden und hat so sehr alle Verhältnisse aus den Fugen gedrückt, daß Jeder fühlt, so könne es nicht fortdauern. Jeder, der darüber nachdenkt, trägt die Ueberzeugung im Herzen: ein Fortbestehen der alten Lebensweise der europäischen Gesellschaft ist unmöglich. Jeder empfindet das Nahen der Katastrophe; sie steht als Gewißheit vor seinem Blick, denn er weiß: das Naturgesetz braucht Katastrophen zur Regeneration zerrütteter Organismen. Wie zur Zeit des Untergangs der classischen Welt, wie in der Periode der Verwesung der griechisch-römischen Gesellschaft der Strom der Völker von Aufgang her über den Welttheil gefluthet hat, so geschieht es wieder. Der Ost ist gegen den Westen in Bewegung und das atlantische Meer ist die Straße, auf welcher die Vertriebenen zur neuen Heimath ziehen. Eröffnet ist die neue Völkerwanderung nach dem ferneren Occidente. Den Hunderttausenden, die vorausgegangen sind, folgen die Millionen, den Armen folgen die Reichen, den Rohen die Gebildeten und zuletzt werden Wissenschaften und Künste die Todtenhügel der alten Heimath verlassen und den Zug beschließen. Wenn aber diese eingezogen sind und das amerikanische Leben mit dem höchsten und edelsten Schmucke geziert haben, dann werden auch die geistigen Interessen dort zur Herrschaft gelangen und die neue Civilisation wird sich in befriedigender Weise entwickeln.

Hinüber fährt der Feuerwagen der Propheten, welche die Wiederkehr einer goldenen Zeit verkündigen! Hier haben ist nichts mehr zu hoffen. Der Genius unsers Welttheils läßt die letzten eisernen Ringe durch seine Finger gleiten; was darnach kommt, ist das Werk wüster dämonischer Mächte, Verderben und Sterben. Das neue Leben ist jenseits geboren; es liegt im Schooße der neuen Welt, die uns anlacht wie eine junge Braut, und ausgestattet und geschmückt ist sie von des Schöpfers Hand mit unerhörten Gaben, mit fabelhaften Schätzen, mit überschwenglicher Kostbarkeit und Pracht. Seht nur hin! Hat nicht der Fürst der Welt dort aufgeschlossen alle seine Schatzkammern, und wo ist die Natur großartiger entfaltet? Befruchten dort nicht erstaunenswerthe Kräfte den Schooß der Erde, und wird nicht in Amerika gleichsam der üppigste Traum zur Wirklichkeit? muß nicht alles dort an das Licht heraus, was sonst überall die Erdgeister und Gnomen im Leibe der Gebirge verborgen halten? Unermesslichkeit — das ist das rechte Wort für die Güter der amerikanischen Natur in allen ihren Reichen, und dieser Ueberfluß ist ausgelegt vor den Blicken der gequälten Menschheit der alten Welt, und darneben steht die Göttin mit der phrygischen Mütze in lichtigem Sternengewand und breitet die Arme aus und ruft: Kommt her und nehmt Theil an all meinem Gut! —

Bleibet nicht taub für den Ruf, ihr sorgenbelästeten Brüder! —  
 Sagt doch, was bringt's Euch Gewinn, daß Ihr die Wahl noch verzieht?  
 Ob Ihr noch zwei oder drei Mal die Winter zählet ob Ihr noch wartet,  
 Bis Euch des Unglücks Orkan fortreibt gewaltsam vom Herd? —  
 Zwar denket Mancher von Euch: Der Himmel, die Sonn', die Gestirne,  
 Berge und Wälder und Thal sind in Europa auch schön!  
 Aber erfreuen kann nimmer die Pracht der Natur den Bedrängten,  
 Noch kann beglücken Erwerb ohne den sichern Besiz. —  
 Muth denn! am Steuer sitz Hoffnung, sie leitet Euch frohlich zum Hafen,  
 Und vom zerbrechlichen Bord fährt Euch die Freiheit an's Land.

„Die alte Welt (schreibt mir eine liebe Hand von drüben) wird sterben; denn sie ist geladen vor Gottes Gericht, und die Schuldige muß erscheinen. Gott gibt keine neuen, langen Fristen. —

Ein Asyl ist offen: groß, weit, bereit, Alle aufzunehmen. Kommt doch Alle zu uns! Viele Millionen kommen gewiß. Die Quartiermacher sind schon da und die Auswanderungspropaganda sitzt auf Euern Thronen. — — — — — Nur soll Keiner erwarten, ein Stück Himmel zu finden, statt ein Stück Erde. — Auch soll Keiner Heimathliches wieder zu finden hoffen. Es tritt Einem hier in allen Erscheinungen Etwas entgegen, was ihnen einen ganz eigenthümlichen, gemeinsamen Stempel aufdrückt. Es ist der Stempel jenes Einförmigen, in den großartigsten Verhältnissen Entfalteten, der in Boden, Volk, Institutionen wiederkehrt. Sieh' nur her — wie herrlich, wie gewaltig, wie ruhig-groß und ungestört liegt unser Continent zwischen den zwei Meeren hingebettet — auf der einen Seite eine zerbrochene, alterstümliche Kultur, deren Trümmer ihm zutreiben, wie die Blanten eines Wraks, auf der andern Seite eine in der Biege, wie ein junger Herkules, und ringsum, wie so viel Pforten, die herrlichen Häfen, welche seine Küste umschließen. Die massige Gestalt der Oberfläche, welche, von zwei großen Gebirgsketten durchzogen, auf der einen Seite dem stillen Djean, auf der andern dem atlantischen Meere ihre Wasser zutheilt, und der in ihre Mitte die ungeheuern Gebiete des Westens schließt, von seinem Riesenstrom durchbraust, an dem alle Klimate der Erde wohnen: — diese großen Gebiete, die noch kein Akerflug gerührt und die noch nach hundert Jahren ihre Kraft in Prairiegas und Urwald vergeuden werden, und unten alle Schätze, welche Reichthum, Macht und Größe verleihen, verschwenderisch ausgegossen, wie nirgends weiter: — auf dieser Scholle dann alle Nationen der Welt

ausgestreut und allen ein höchstes Gesez, das Jedem sagt: „Du bist Herr, so weit dein Kopf und deine Arme reichen!“ — liegen da nicht die Bedingungen zur Herrschaft der Welt zusammen? und wenn unsere Zeit die Zeit des Materialismus ist, die Zeit der Erfindungen, der Industrie- und Handelsgröße, welche Zone ist ihr gedeiblicher, welche Nation empfänglicher, welche Institutionen sind fördernder für sie, als die unsrigen?

„Dafür ward ihm aber auch alle Freud' entrißen!“  
Wdth.

Ja, — auch unsere Welt ist dem Spruche unterthan: Es ist nichts Vollkommenes auf dieser Erde! Bei allem Erdengute findest Du doch das Eine bei uns nicht, jenes Eine, welches Alle, denen die stille Gemüthsbildung als das Höchste gilt, am schmerzlichsten vermissen werden. — Unermesslich nüchtern, eintönig, eiskalt weht's über die Prairien tausend Meilen lang, arm an Blumen und Farben, ohne daß der ermüdende Blick sich an einen blauen Gebirgsfaum klammern kann. Die Tagereisen lange Wälder von Hickories (Wallnußbäumen) zeigen immer und immer nur ihre eintönige düstere Farbe und öffnen nie einem Sonnenlicht ihre dichtgeschlossenen Kronen. Da sind keine hunderterlei buntschattige Hölzer, keine schmucken Wiesgründe und klare, plätschernde Rinnsale, die durch sanft gebogene Hügel sich winden; keine Sängerschöre in den dichten Laubgewölben: nichts von alle dem: nur flacher, dunkler, stummer Urwald; kein Rhein mit den schön geschwungenen Felsborden, keine Donau mit den matten, sanften Ufern: nur ungeheure Ströme, die ihre gelben, schlammigen Wasser durch endlose Rohrbrüche wälzen, oder sie in die Niederungen gießen.

Also ist die große Natur unsers Binnen-Landes — und wenn die Natur in den östlichen Uferstaaten und in den Gebirgen auch wonnige Plätzchen in Menge aufzuweisen hat, so ändert das doch nicht die Physiognomie des großen, weiten Ganzen.

Und so sind auch die Menschen — eine von Nord nach Süd, von Ost nach West hin und wieder wogende, nie zur Ruhe kommende Bevölkerung, die, in ihrer großen Mehrzahl, nur von einem Impuls getrieben, nur von einem Nerv bewegt wird: Geschäft und Geld, und Geld und wieder Geschäft! Keine nationalen oder stammlichen Unterschiede, keine reizende Mannichfaltigkeit in Typus, Tracht und Sitte, keine geschichtszeugenden Dialekte, Lieder und Sagen findest du in diesem Lande; Alles ist gleich: — ein Ton, eine Form, eine Sprache, eine Sitte, eine Farbe ist über's ganze Volksleben hingegossen, wie das Hickoriegrün über die Ebenen des Westens, wie das Braun des Mooragees im Urwald und der hohen Rohre des Ohio.

Jeden, der zu uns gewandert kömmt, entkleidet dieser nivellirende, das Fremde vertilgende Geist des Landes des Nationalen und Eigenthümlichen, was er mit sich bringt. Der Spanier wie der Scandinavier

werden Yankeeß, und ihren Kindern schon sieht man in der Regel keine fremde Abstammung mehr an. Der Künstler, der Gelehrte, der Handwerker wird Geschäftsmann und läßt sein Herkömmliches verloren gehen. Dieser Yankee aber ist es, welcher der Erde ihre Wunder abzwingt; Er ist's, welcher Eisenbahnen über die strömenden Meere legt und Kanäle über die Gebirge; Er ist's, der mit Zaubermacht neue Staaten aus den wüsten Landstrichen am stillen Meere erstehen läßt; Er ist's, der den Isthmus von Panama jetzt an drei Stellen zugleich überschreitet; Er ist's, der nicht zurückschreckt vor dem Euch unfaßlichen Gedanken, Bahnen für die Kraft des Blüthes zu legen auf dem Boden der Meere, und die Ozeane, welche dieses Land in Ost und West bespülen, durch einen Eisenweg zu verbinden, welchen man nach tausenden von Meilen mist: und dieser Yankee ist's, der ein Alexander wird, wenn's seinem Spekulationsgenie frommt, oder seinem Sinn nach Wagen und nach Jagen; und dieser Yankee, dieser Geschäftsmann ist's, der im Nu zur Büchse greift, wenn seinem Stolz und seiner Ehre ein Haar gekrümmt wird, oder wenn's geschähe, daß sich ein Volk oder Fürst erkühnte, anzutasten sein Recht oder sein Gesetz. Es ist auf der Erde kein Volk und hat auch noch keins gegeben, das sich so tief seiner Menschenwürde bewußt ist, das sich so hoch auf den Fittichen der Freiheit emporgetragen fühlt, aber auch keines, das im Gefühle seiner Größe so stolz auf die übrige Erde niederblickt, als dieses. Es weiß und es erfährt's stündlich, daß die freien Institutionen allein die Rutter seiner Größe sind. Es sagt ihm jedes Zeitungsblatt: „Du bist der Herr und dein Präsident ist dein erwählter Diener; Du bist Gesetzgeber, und das Gesetz, das du selbst gemacht hast, aufrecht zu erhalten, erheischt deine Ehre.“ Deshalb gibt's keine Beamten, die regieren; aber auch kein Volk, das das Gesetz nicht achtet; deshalb stehen keine Schildwachen an den Palastpforten der Präsidenten und Gouvernöre; deshalb gibt's kein stehendes Heer, deshalb gibt's keine Gensdarmen und keine Spione auf Wegen und Stegen; deshalb gibt's nichts zu verordnen, nichts zu befehlen, und nichts zu wehren: — denn das Volk regiert sich selber. Achtung vor dem selbstgemachten Gesetze und Achtung vor dem Recht, das Allen gehört und Allen frommt, dies macht das Selbstregieren zur leichten Mühe, und die Ehre und der Stolz des Bürgers und die Liebe und Ehrfurcht gegen die Institutionen, die des Volkes Glück geboren haben und groß gezogen, thun das Uebrige. Euer Begriff, ihr Armen! kann das nicht fassen. Eure Seele hat keine Vorstellung von der Pietät, die in diesem großen Volke lebt für seine Verfassung, welche, aus den Weisesten und Besten der Geister entsprungen, das Volk sich selbst gegeben hat in allgemeiner Abstimmung. In seiner Verfassung sieht es seinen Freibrief auf alle Güter der Erde; in jedem ihrer Worte liest es: „Schaffe, wo du willst, und was du schaffst, das ist dein eigen.“ Jeder Fähigkeit und jeder Individualität gibt sie Raum für die freieste Entwicklung, sie macht den Menschen im Streben rastlos, sie macht den Staat glücklich, sie macht den Bürger groß; — sie

macht ihn zum Weltgebieter: doch das Eine kann sie nicht, und keine Verfassung kann das — besser, edler macht sie den Menschen nicht! Das ist die Aufgabe der neuen Civilisation, welche bei uns in der Wiege liegt. Grübele nicht darüber, was aus ihr werden wird! Freue Dich der Thatfache, daß nicht eine Finsterniß die ganze Erde umwickelt! Ihr habt jetzt die Mitternacht; **bei uns ist Morgen!** — — — — —

— — — Heute früh noch vor Sonnenaufgang jagte der Dampfer mit mir dem alten Boston zu. Der Yankee spricht von ihm, wie die alten Griechen von Athen sprachen; und vom Bostoner Staatshaus wie die alten Römer vom Capitol. Die Stadt trägt noch in ihren ältern Vierteln das Kleid der Mutter: sie ist wie eine Stadt Alt-Englands. Die reinlich gehaltenen Straßen sind eingefast mit stattlichen massiven Häusern; aber sie sind nicht schnurgerade ausgelegt in amerikanischer Weise, sondern bald enger, bald weiter, und die meisten Plätze und Märkte haben wenig Regelmäßiges. Auch in der Bevölkerung ist mehr, als irgendsonstwo in der Union, die britische Abstammung kenntlich; Gesichtszüge, Haltung, Manieren und Sitten sind noch englisch, und der allgemeine, begründete Wohlstand hält die Leute am engeren Vaterlande fest und macht sie weniger beweglich. Ein Bostoner wandert selten aus, und er ist in dieser, wie in vieler anderen Beziehung, der schroffe Gegensatz des New-Yorkers. Boston vergleicht sich zu New-York, wie eine Matrone zu einer jungen Riesin. New-York ist trotz seiner ungeheuern Größe noch im ersten Stadium der Entwicklung; Boston ist hingegen ausgewachsen und es tritt bei der schnellen Zunahme so vieler Schwesterstädte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine Rangstufe tiefer.

Vom Bahnhofe aus führt ein anmuthiger Spazierweg in den Park, auf dessen höchsten Punkte das Staatshaus erbaut ist. Ich schlenderte hinan. Als ich so allein durch die dichten Laubgewölbe hundertjähriger Ulmen in der Frische des Frühmorgens schritt, war es mir, als ging ich durch die Pforte eines neuen Lebens. Der Seewind rauschte in den Baumwipfeln einen Hymnus auf die Volksfreiheit, und die lichtgelben Wölkchen, die dann und wann durch das dunkle Grün wankten, kamen mir vor, wie ihre Genien und Engel. Als ich endlich aus den Schatten des Parks hinaus in's Freie trat — da flammte die hohe Kuppel des Staatshauses vom ersten Feuer der aufgehenden Sonne. Herrlich! herrlich! rief ich entzückt, — ein Pharos, die Welt zu erleuchten!

Von der Terrasse des Staatshauses hat man eine Aussicht, die manches Lied schon feierte. Zu meinen Füßen lag die erwachende Stadt, aus der Tausende von Rauchsäulen, wie so viele Morgenopfer, zum Himmel stiegen; ihr zur Seite bligte der Hafen herauf mit seinem Wald von Masten und flatternden Wimpeln, und an diesen schloß sich die herrliche Bay, auf deren Silberfläche friedliche Schiffe hinzogen mit weißen Segeln und mit ihrem Rauchschweif, Schwanzsternen gleich, die Dampfer, welche die Wellen peitschten. Da und dort tauchte ein lieb-





ECOLE NATIONALE DES BEAUX ARTS

Paris

Jou & Koenig & Zolner in 1818.

Agnes & Neugebauer





liches Eiland aus der glänzenden Fluth, übersät mit Landhäusern und Gärten, und von dem Ufer rechts und links sahen freundliche Ortschaften herauf: Städtchen, Dörfer und Weiler, oder einzelne Villen. Nordwärts aber öffnete sich das Land, und auf dem nächsten Hügel, aus der Mitte eines Kranzes von Gebäuden, einfach, schmucklos, groß und ernst, wie der Gedanke der Volksfreiheit, ragte ihr Monument: der Obelisk von Bunker's-hill. Das Volk der Vereinigten Staaten setzte diese Säule auf das erste Schlacht- und Siegesfeld seiner Freiheit! — So richteten die Männer Scandinaviens einst Runensäulen auf als Gedenkzeichen ihrer Kämpfe, und die Schweizer ihre Trosskapellen und die Botiv-Kirchlein bei Sempach, Murten und Sankt Jacob.

Ich sah die Säule an und sah umher — und mir kam das Land vor wie ein aufgedeckter Göttertisch. Alles schimmerte goldig, Alles war Blüthe, Klang, Glüd und Lust! Aber wie aus der Lust zum Schmerz nur ein einziger Schritt ist — — ich dachte an das Vaterland und — Thränen des Jorns, des Kummers und der Scham fielen auf den heiligen Boden.“ —

---

### DCXVII. Die Akademie der schönen Künste in Paris.

---

Der Gipfel aller Civilisation ist die Humanität und Literatur und Kunst sind ihre Formen. Diese Formen sind nicht allenthalben dieselben. Jedes gesittete Volk bildet sich aus nach dem Einflusse des Klima's, der Natur seines Bodens und dem angeborenen Charakter seines Stammes: und seine Sprache, seine Literatur und Kunst erhalten dadurch nothwendig einen eigenthümlichen, nationalen Ausdruck. Einem Volke, dessen Kunst und Wissenschaft der Nationalität entbehrt, geht das innerste Leben ab. Es erkennt gleichsam einem andern das Münz- und Stempelrecht zu, und prägt sich statt das eigene Bild ein anderes auf. Was hob die Griechen so hoch über alle Nationen der Erde auf die Staffel der Gesittung? Was gab ihnen jenes stolze Selbstgefühl, daß sie mehr werth seyen, als alle andern, jenes Gefühl, das sie fähig machte, das Größte zu unternehmen und zu vollbringen? das Gefühl, welches Helden schuf und Menschen in Halbgötter verwandelte? eben der Umstand, daß das



ECOLE NATIONALE DES BEAUX ARTS

Paris

Jac. & Koenigk. à Paris chez M. Bouché.

Agnesse & Neuberger



liches Eiland aus der glänzenden Fluth, übersät mit Landhäusern und Gärten, und von dem Ufer rechts und links sahen freundliche Ortschaften herauf: Städtchen, Dörfer und Weiler, oder einzelne Villen. Nordwärts aber öffnete sich das Land, und auf dem nächsten Hügel, aus der Mitte eines Kranzes von Gebäuden, einfach, schmucklos, groß und ernst, wie der Gedanke der Volksfreiheit, ragte ihr Monument: der Obelisk von Bunker's-hill. Das Volk der Vereinigten Staaten setzte diese Säule auf das erste Schlacht- und Siegesfeld seiner Freiheit! — So richteten die Männer Scandinaviens einst Runensäulen auf als Gedenkzeichen ihrer Kämpfe, und die Schweizer ihre Trosskapellen und die Botiv-Kirchlein bei Sempach, Murten und Sankt Jacob.

Ich sah die Säule an und sah umher — und mir kam das Land vor wie ein aufgedeckter Göttertisch. Alles schimmerte goldig, Alles war Blüthe, Klang, Glüd und Lust! Aber wie aus der Lust zum Schmerz nur ein einziger Schritt ist — — ich dachte an das Vaterland und — Thränen des Jorns, des Kummers und der Scham fielen auf den heiligen Boden.“ —

---

### DCXVII. Die Akademie der schönen Künste in Paris.

---

Der Gipfel aller Civilisation ist die Humanität und Literatur und Kunst sind ihre Formen. Diese Formen sind nicht allenthalben dieselben. Jedes gesittete Volk bildet sich aus nach dem Einflusse des Klima's, der Natur seines Bodens und dem angeborenen Charakter seines Stammes: und seine Sprache, seine Literatur und Kunst erhalten dadurch nothwendig einen eigenthümlichen, nationalen Ausdruck. Einem Volke, dessen Kunst und Wissenschaft der Nationalität entbehrt, geht das innerste Leben ab. Es erkennt gleichsam einem andern das Münz- und Stempelrecht zu, und prägt sich statt das eigene Bild ein anderes auf. Was hob die Griechen so hoch über alle Nationen der Erde auf die Staffel der Gesittung? Was gab ihnen jenes stolze Selbstgefühl, daß sie mehr werth seyen, als alle andern, jenes Gefühl, das sie fähig machte, das Größte zu unternehmen und zu vollbringen? das Gefühl, welches Helden schuf und Menschen in Halbgötter verwandelte? eben der Umstand, daß das

größte aller Völker niemals zur Nachahmung sich herabließ. Alles war bei den Griechen ihr eigen und ging aus der freiesten Selbstentwicklung hervor: Religion, Kunst, Wissenschaft, Staat und Gesellschaft, das Leben selbst und der Zweck des Lebens. Alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle sinnlichen und geistigen Begehren und Wünsche: — sie alle strebten nur nach dem Einen: Edle Menschenbildung.

Damit ist nicht gemeint, daß jedes Volk von vorn anfangen und sich auf Das beschränken müsse, was es selbst erforscht und erfunden. Wäre das, so wäre es mit Kultur und Fortschritt übel bestellt. Selbst die Griechen begangen ihren Lauf auf der Bahn der Gesittung von dem Punkte, den die Aegyptier schon erreicht hatten, und wenn nachher die Römer und alle spätern Nationen bei den Griechen in die Schule gingen, so ist dies kein Nachtheil für die Fortbildung des Geschlechts gewesen. Jeder Kulturzuwachs, den ein Volk erwirbt, soll ein Gemeingut seyn für die ganze menschliche Gesellschaft, und das Gut vermehrt sich in dem Verhältnisse, als die Zahl Derer größer wird, welche es gebrauchen. Die Gesittung soll keinem Volke, keinem Lande und keinem Stande ausschließlich leuchten, und Jeder, der Anspruch machen will auf das Prädikat human: — soll bestrebt seyn, das Licht weiter zu tragen und das heilige Feuer in immer größern Kreisen zu verbreiten. Es ist eine Mode der Zeit, von der „innern Mission“ zu reden. Die wahre ist die, welche ich meine. Sie trägt kein Priestergewand und ihre Kerzen haben die kirchliche Weihe nicht. Jeder aber kann Priester seyn und Jeder ein Missionair; er kann es seyn in seinem Hause, bei seinen Freunden, in jedem Dorfe, in jeder Stadt, in jedem Lande; nah und fern, überall, wo Menschen wohnen. Diese „innere Mission“ ward geübt zu allen Zeiten, und jede Stunde ist für sie die rechte. Sie hat auch Oberpriester gehabt von Anbeginn und wird sie haben in aller Zukunft. Wer sie waren? Die Edelsten und Besten: — Moses, Confuz, Homer, Solon, Lykurg, Sokrates, Plato, Epaminondas, Numa, Pythagoras, Paulus, Bonifaz, Baco, Raphael, Hus, Luther, Kepler, Newton, Shakespeare, Montesquieu, Rousseau, Franklin, Washington, Schiller und viele Andere ihres Gleichen. Der größte aber heißt — **Christus**. Und diese Genossenschaft ist nicht eine ausschließliche oder geschlossene; sie öffnet ihren Kreis allen Menschen; sie fordert keine Gelübde von ihnen, sie verlangt kein Glaubensbekenntniß: sie will bloß das Eine — die Bruderliebe! und für die Theilnahme an ihrem unbescholtenen Wirken lohnt sie mit den reinsten Freuden. —

Alle Anstalten in einem Staate, welche auf Verbreitung und Fortbildung von Kunst und Wissenschaft hinielen, sind so viel äußere Merkmale seiner Gesittung. Zu den hervorragendsten gehören namentlich diejenigen Staatseinrichtungen, welche die Pflege der schönen Künste zum speziellen Zweck haben. Wo man ihnen Auf-

merksamkeit widmet, wo man Kunst und Künstler mit Eifer hegt, wo man sie anwendet zur monumentalen Verherrlichung und zum Ehrenschnuck einer Nation für Begebenheiten, Dinge und Menschen: — da ist es immer ein Zeichen, daß der Staat entweder eine hohe Stufe der Civilisation wirklich einnimmt, oder doch so angesehen seyn will. Denn auch da ist nicht immer Wahrheit. Petersburg und Moskau haben Akademien so gut, wie Paris und London; aber die Russen sind dadurch um kein Haar civilisirter geworden, und jene zarten Blüthen der Gesittung sind dort ein falscher Schmuck, der Niemanden täuscht. Wahre Bedeutung und den höchsten Werth haben sie erst da, wo sie in der Gesittung des Volkes selbst Früchte hervortreiben und — wie bei den Griechen und Römern — auf die Verschönerung und Veredelung aller Lebensformen wirken.

Die Akademie der schönen Künste (Academie des beaux arts) in Paris ist eine Abtheilung jenes Instituts von Frankreich, auf welches die französische Nation mit Stolz hinweist, wenn sie sich unter den Repräsentanten der europäischen Civilisation zu allerobst stellt. Kein Volk der Erde hat in der That Etwas aufzuweisen, was sich dieser grandiosen Centralisation des Ruhms und des Glanzes von Genie, Wissenschaft und Kunst an die Seite stellen könnte. Napoleon selbst rechnete es sich stets zur höchsten Ehre an, „Mitglied des Instituts“ zu heißen, und als seinem Schwerte der halbe Welttheil gehorchte, gefiel er sich in der Versammlung der Fürsten des Geistes und der Kunst auf dem einfachen Sessel so gut, wie auf dem Throne der Weltherrschaft. —

Die Pariser Kunstakademie ward unter Ludwig XIV. gegründet, und Kardinal Mazarin erbaute den Palast, den sie gegenwärtig einnimmt. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: Architektur und Malerei und Skulptur. Die Theorie der Kunst lehren 12 Professoren, und in der Praxis geben die größten Meister Anleitung, während die reichen Sammlungen aller Art das Studium und die Ausbildung der jungen Künstler anregen und befördern. In den Hörsälen der Ecole des beaux arts (der Kunstschule) haben über 1000 Eleven Raum. Jeden Monat finden feierliche Preisvertheilungen Statt und öffentliche Ausstellungen der Arbeiten jedes Quartal. Künstler-Preisgerichte erkennen den Besten in jedem Fache den Ehrenkranz zu. Der Sieger ist berechtigt, ein Jahr lang das classische Land der Kunst, Italien, zu bereisen und in Rom seine Studien drei Jahre lang fortzusetzen: — beides auf Kosten des Staats.

## DCXVIII. Rousseau's Clause in Montmorency.

Der kleine Badeort Montmorency liegt 3 Stunden von Paris. Die Heldensage des Mittelalters weht um seinen Namen, und unwillkürlich denkt man an Turniere und Königshof, an Ritter in schimmernden Stahl auf reichgeschmückten Rossen und an schöne Frauen in Gold und Sammt und Seide; an den Adelsglanz des Mittelalters und an seinen Begleiter: bleiches Volk in Lumpen; an die Pracht und den Uebermuth, an die Laster und die List, an den Reichthum und die Raubsucht Oben — und an die Rohheit, die Unwissenheit, die Armuth und die Rechtlosigkeit Unten. Das ist nun anders. Das Schloß der Montmorency ist von dem Boden verschwunden, welchem es den Namen gab, mit sammt dem Geschlecht, und wo nie ein Bürgerlicher hingekommen, denn als Knecht oder Bettler: — da wandelt jetzt das muntere Arbeitervolk mit dem ersparten Frank der Woche in der Tasche, und schaut stolz und spottend auf die alten Wappen der Herzöge, und denkt: wir sind besser, als ihr! — Die finstern Geister des Schwertrechts sind geflohen, eingezogen sind die Genien des Scherzes, und nur Tanz, Gesang, Spiel und Lust flattern um das liebliche Montmorency mit seinen entzückenden Parkanlagen, seinen Hotels und Restaurationen, seitdem es zu einem Ziele der Sonntagsausflüge der Pariser geworden ist. Diese suchen hier nichts als das Vergnügen, und nirgends wird es ihnen in reichlicherem Maße geboten. An so einem lichten Sommer-Sonntage ist das ganze Thal aufgepußt wie zu einem Feste des Saturns; überall ist Glanz, Freude, Ueberfluß; Musik an hundert Orten, Tanz unter Zelten und im Freien, dampfende Tafeln in jedem Saale, und klirrende Gläser und Jubel überall. Weder Rang noch Vermögen, noch Stand, noch Bildung scheiden die frohen Menschen. Gleichheit ist das Gesetz für Alle, und Alle folgen nur einer Herrin: der Freude. Sie thun wohl daran! Hat das karge Leben der großen Mehrzahl des Volks doch kaum eine andere Freude, als diese Sonntagsträume, welche eine Erde voller Arbeit auf ein paar Stunden zum Eden macht! An den seligen Minuten, die sie spenden, muß die Erinnerung manchmal ein Leben lang nagen und die paar Tropfen müssen ein ganzes Bermuths-Dasenn veräufen. —

Aber nicht die Rittergespenster der Vorzeit und die Sylphiden des Vergnügens allein machen Montmorency interessant und fashionabel, — eine tiefere Theilnahme ist ihm gegeben durch einen Namen, in welchem der Geist der Liebe durch die ganze Menschheit weht. Was ist der verblichene Glanz des Herzogsgeschlechts gegen den Sternenkranz, der in der Tiefe des Himmels den Namen „Rousseau“ umstrahlt? Was ist das Wir-



THE RESIDENCE OF J. J. MOUTON

In New Orleans.

Engraved by J. B. B. Smith

Published by T. S. Arthur





ken jenes ganzen Stammes gegen das Wirken dieses einzigen Denkers? Die Erde ist voll seiner Thaten. Die Saat, die er ausgeworfen hat, trugen die Stürme der Zeit über Meere, Berge und Wälder, und sie ist aufgegangen in allen Zonen. Rousseau wußte von keinem Gute der Welt und war doch ein Krösus an unvergänglichen Schätzen. Kein Pracht Denkmal drückt seine Asche, wie die jener Herzöge; aber wo endigt sein Wirken, wo hört sein Leben auf? Wie viel Erzieher, Gesetzgeber, Staatsleute sind in diesem einzigen Manne geboren, und wie viele werden noch geboren werden!

Vor drei Vierteljahrhunderten war das Thal von Montmorency unberührt von der Pariser Welt. Das Reh rauschte noch in dem Laub des Waldes, und auf der ganzen Besizung waren wenige Wohnungen. Rousseau kam auf seinen einsamen Wanderungen zufällig dahin und gewann das friedliche Stückchen Erde so lieb, daß er sich ein Häuschen miethete und lange Jahre wie ein Klausner lebte. — Seit der Zeit ist's als Eremitage Rousseau's bekannt und es wird mit Sorgfalt erhalten.

„Rousseau, Rousseau!“ ruft mein heimgegangener edler Freund Börne aus: — „Rousseau! Seht die Kastanienbäume dort! sie haben Rousseau gekannt und mit Schatten bewirthe't seine glühende Seele. Im Häuschen da wohnte er; ich sehe in die Fenster; es ist Rousseau's Stübchen; aber er ist nicht daheim. Dort steht der kleine Tisch, an dem er die Heloise gedichtet; da steht das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen; kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen; kein Gebüsch, das er nicht durchträumte! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfer, die Mühlen — sie sind ihm alle begegnet und er hat sie alle begrüßt und geliebt! —“

Ja geliebt. Das ist der rechte Ausdruck. Rousseau's Macht floß aus derselben Quelle, aus der des Erlösers Macht geflossen: — die Liebe. Wenn der Starke herrscht, so hat er den Stärkern zu fürchten; was der kluge Geist in seiner Brust beschließt, durchstreicht das tückische Geschick; nur was die Liebe thut, ist ewig, denn die Liebe ist das Stärkste, und auch die Götter sind ihr unterthan. Wie viel Tyrannen haben gelebt seit Rousseau sein Contract social geschrieben? Wie viel Völker haben gezittert vor ihrem Arm und wie viel gebebt vor ihrem Schwerte? wie viel Unthat, Schande, Elend und Sklaverei haben sie gethan und verschuldet? Und wo sind sie hin, diese Menschen, die sich wie Herrn der Welt gebärdeten? Ihre Werke sind vergangen, und von ihnen selbst blieb nichts übrig als der Fluch ihres Namens und eine Hand voll Staub, während Rousseau auf den Lehrstühlen sitzt von Jahrhundert zu Jahrhundert und sein Wirken die Ewigkeit umklammert.

Darum erwache, meine zagende Seele! und fasse Trost. Laß die schwarzen Nebel das Firmament verfinstern; die Sternbilder stehen dennoch rein und klar am Himmel. —

### DCXIX. Schloß Nymphenburg bei München.

Das Versailles der bayerischen Könige! Die Erbauung dieses Palastes, die gewöhnliche Sommerresidenz der königlichen Familie, fällt in jene Zeit (1670), wo es Hofton war, es Ludwig XIV. nachzuthun; wo jeder Fürst, war er noch so klein, ein Marly haben wollte, oder ein Trianon mit Hirschpark, Wasserkünsten, Grotten, Bädern und Säulengängen, und der ganze Olymp, aus Stein gehauen oder in Erz gegossen, Schildwacht stehen mußte um die neuen Wohnungen der Erdengötter. — Nymphenburg brannte bald nach dem Aufbau nieder. Kurfürst Emmanuel III. stellte es wieder her.

Die innere Einrichtung ist eines Hofes würdig, der jährlich 3 Millionen zu verzehren hat. Die edelsten Werke der Kunst schmücken alle Räume der Herrscherwohnung.

In dem Zimmer des rechten Flügels, den Napoleon, Alexander und Franz II. nacheinander bewohnt haben, ist eine Fensterscheibe — auf welche die drei Herren ihre Namen ritzten. Drei Kaiser auf einem Quadratfuß Glas! „Brave Kerle die! Nehmt ein Beispiel daran und lernt Euch vertragen, Flegel!“ würde Fallstaff sagen.



SCHLOSS MÜNCHENBURG bei MÜNCHEN

von J. Schwaner & Söhne, 1784 in 1784

Erhalten & Restauriert









LES CHAMPS ÉLYSÉES  
Paris

Del. & Sculp. J. B. H. Paris

Gravé par G. Nanteau

## DCXX. Die Elysée'schen Felder und der Präsidentschaftspalast in Paris.

### (Champs Elysées et Palais Elysée)

„Ich wollte Dich eben abholen!“ rief, als ich aus der Hauspforte trat, der Maler R. . . ., mir entgegen und hing sich an meinen Arm. „Die Republik der Ordnung hat heute Jahrtag!“ Ich lächelte spöttisch. „Du lachst; aber es ist doch so. Hätten wir Republikaner die Socialisten nicht zu Boden geschlagen, so wäre Europa eine Ruine.“ „„Euer Sieg wird es dazu machen;““ sagte ich. Der Maler aber erwiderte: „Wenn man dem Teufel einen Finger gibt, so nimmt er den ganzen Mann. Wir wollen nicht streiten. Wir können uns doch nie verständigen in diesen Dingen. Denken wir heute bloß an das Vergnügen! Ganz Paris genießt diesen sommerlichen Nachmittag im Freien.“

Paris hat keinen Park wie London; keinen Prater wie Wien; keinen Thiergarten wie die Königsstadt an der Spree; es hat seine „Champs:“ — freie, weite Plätze nämlich, bepflanzt mit Alleen, die sich in verschiedenen Winkeln kreuzen. Die Zwischenräume sind den Restaurationen, den Buden für Seil- und Reittänze, für Panoramen, Menagerieen, Puppenspielen, Jonglerien und hundert anderen Dingen überlassen, welche die Promenirenden unterhalten und belustigen. An den Nachmittagen und Abenden der schönen Jahreszeit sind die „Champs“ die Sammelplätze der Pariser Welt. Dann leeren sich Häuser und Werkstätten; ihre Bewohner ziehen aus, um frische Luft zu schöpfen und im Schatten der Bäume ihr Abendbrod zu verzehren.

Die Champs Elysées gelten in der Vorstellung des so leicht befriedigten und genügsamen Parisers wirklich für ein gebenedeites Stückchen Erde. In alter Zeit war's eine Viehweide. Colbert ließ den Platz ebnen und mit Bäumen bepflanzen, die zum Theil jetzt noch grünen. Die elysée'schen Felder werden auf der einen Seite von den prächtigen Kayen der Seine, auf den übrigen von dem Garten des Palastes des Elysée,

von dem Concordienplatze und der prächtigen Chausée d'Antin umrahmt. Von den freieren Punkten hat man die imposantesten Blicke auf die Prachtpartieen der Weltstadt: die Tuilerien, den Dom der Invaliden, das Marsfeld mit der Militärschule und die zahlreichen Paläste und Brücken, welche vom Quai Conti bis zum Quai d'Orsay das andere Seineufer besäumen. Unter den Bäumen stehen unzählige Rohrstäbe. Für einen Sou kann Jeder einen haben; der Pariser braucht aber immer ein Paar; den zweiten, um Füße oder Arme darauf ruhen zu lassen. Er ist luxuriös in solchen Dingen.

Wir fanden heute die „Champs“ in Gala. Das sonnige, wonnige Wetter hatte nicht Tausende, nein, Hunderttausende hinausgelockt, und überall, auf allen Wegen und Pfaden und Rasenplätzen wogte spazierendes, gepuhtes Volk, oder ruhete Gruppe an Gruppe. Auf dem breiten Fahrweg disilirten die glänzenden Equipagen, die stolzen Reiter und Amazonen. Alle Stände waren gemengt; alle Parteizeichen an Bändern und Farben waren gemischt: nirgends eine Spur von Sonderung. Legitimisten, Bonapartisten, Orleansisten, die Republikaner aller Schattirungen, vom reinen Weiß bis zum grellsten Incarnat, spazierten Arm in Arm und verfolgten ein Ziel, das Vergnügen. Hätten die Abzeichen das politische Glaubensbekenntniß nicht verrathen, so würde es Niemanden eingefallen seyn, unter diesen friedlichen, gepuhten und heitern Menschen die Zerstörer der alten Gesellschaft und die Erben der Zukunft — die Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten — zu suchen. Und doch waren sie da, und doch würde, wenn in diesem Augenblicke die Sturmglocke von Notre-Dame dem Pariser Volke das Zeichen „zur letzten Schlacht“ gegeben hätte, sich im Nu diese Menschenmasse aufgelöst haben und zwei Heere wären, zum Kampf auf Leben und Tod entschlossen, einander gegenüber getreten. —

Wir setzten uns im Schatten der Ulmen und ließen den Strom vorüberziehen. Mein Freund, ein eifriger Besucher der Nationalversammlung und der Klubs, kannte fast jede hervorragende politische Persönlichkeit, und bezeichnete mir bald da bald dort eine interessante Erscheinung. „Siehst Du da drüben in der prächtigen Landau den gespreizten Kahlkopf mit der stolzen Miene voller Selbstgenügsamkeit? Das ist der große O'dillon Barrot! Und dort in dem Staatswagen mit den galonnirten Jägern das kleine bewegliche Männchen mit der Brille auf der spigen Nase? Seinen Schädel deckt schneeweißes Haar; aber sein Geist ist immer noch so burschikos, wie im Colloge de Franco. Er grüßt rechts und links, nur damit man ihn wieder grüße. Das ist der Agamemnon der Ordnung — Herr Arthur Thiers, der, wenn einmal das Lumpenpapier 14 lange Tage säumen würde, sich mit seinem Namen zu beschmutzen, sich gewiß erschießen würde; denn schon der Gedanke, 14 Tage lang vergessen zu seyn, brächte ihn zur Verzweiflung. Beide fahren in's Elysée zum Ball des Präsidenten. — Und jener Herr da, inmitten eines Kranzes ältlicher Damen, — ich meine den Rothkopf mit der gelben Weste und dem scharf geschnittenen, edlen Gesicht, — das ist Berryer, der Legitimist. Jetzt winkt er einem



Herrn zu; er reicht ihm die Hand: die herrliche, hohe Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe, welcher halb an Achilles, halb an Aeschylos mahnt, die ist Lamartine. Und Der an seinem Arme — zwar an Körper weniger lang, aber um kein Haar kleiner an Geist, Charakter und Gesinnung, — dem Wissen und Weisheit aus allen Zügen sehen, — der ist Arago, der Philosoph, Mathematiker, Gelehrte, Staatsmann, der Stolz der Akademie, einst der Schmuck des Ministertisches und zu jeder Zeit, wann es gilt die Freiheit und das Recht der Nation zu vertheidigen, der erste der Volkstribunen und der geachtetste und gewaltigste.“ Noch Manche nannte mir der Freund — Victor Hugo, Cremieux und den von allen Parteien eben so gehaßten, als gefürchteten Girardin, diesen Mann, welcher schlecht, prinzipienlos und perfid gegen alle Parteien, denen er nach einander angehörte und die er alle nach einander verließ, durch die Größe seines Talents eine Macht für sich bildet und jeden Morgen durch sein Journal, „die Presse,“ vor Hunderttausenden predigt. —

Wir ließen uns Erfrischungen bringen, und schon war der Vollmond hoch herauf gestiegen, als wir uns trennten. Mein Freund wollte in die Oper, und ich übergab mich einer Menschenwoge, die gegen das Elysée hinwühlte. Am Gitter des kleinen Parks, den der Präsident sich zum Privatgebrauche reservirt hat, zerschellte sie und ich richtete meine Schritte nach dem Palast hin, dessen zierliche Formen die Candelaber des Portals beleuchteten.

Vor den Pforten blieb ich stehen. Aus den hohen Spiegelfenstern strahlte es wie Sonnenglanz und warf ein blendendes, flackerndes Licht in die Rue St. Honoré und auf die nahen Baumgruppen. Flammen schienen auf jedem Laub zu zucken und die bunten Schatten tanzten in den Zweigen. Equipagen, an- und abfahrend, rollten und rasselten ohne Unterlaß, und beim Kerzenlicht schimmerte das Dienervolk in Gold und Silber. Das Wiehern der Kasse, das Rufen der Laketen, die spähenden Polizeisergeanten, die polsternden Munizipalgardisten und die summenden, auf und ab wogenden Volksmassen gaben der Szene Leben und Mannichfaltigkeit. Der Abend war so schön! Am tiefblauen Himmel glänzten Orion und Siebengestirn und im Westen stand der Vollmond, an dem silberhelle Wölkchen langsam vorüberzogen. Ich blickte hinauf, weiter wurde mein gepreßtes Herz und der Alp floh von meiner Seele. Warum ärgert's dich, — rief ich mir zu, — daß Mücken spielen im Kerzenlicht? Blättere in den Leichensteinen dieses Hauses — denke seiner Vergangenheit! Und als ich das Haus wieder anblickte, lag ein Band Weltgeschichte aufgeschlagen vor meinen Augen. — Ich sah den wüsten Regenten, als er von einem Palaste des Vergnügens träumte; sah die Baumeister um ihn, sah die Mauern emporsteigen, die schlanken Säulen aufrichten, die Fenster wölben, sah alle Künste wetteifern zu seinem Schmuck, sah dann

einziehen die erste Befizherin, — die Pompadour — mit ihren Priesterinnen der Schönheit und Sittenlosigkeit. Ich gedachte der wilden Feste, die hier gehalten wurden, in denen der Fürst seine und des Reiches Kräfte zugleich verschwendete; und vorüber gingen die zurückgekehrten Zeiten der Cäsaren, und mit ihnen Alles, was jene Tage besleckte. Hier in diesem Hause war der Pfuhl, in welchem zusammenfloß alles Abscheuliche; hier wurden die höchsten Beamten des Reichs, Kreaturen der Weiber und Intriguen, gemacht, um des Verderbens Saat in Gesellschaft und Staat zu tragen; hier wurden die letzten gesunden Organismen vergiftet. Und als die bodenlose Lächerlichkeit ausgespielt hatte, — da hielt der Raub seinen Einzug. Der Finanzmann und Generalpächter Beaujon speiste seine Gäste auf goldenen Tellern mit den Leckerbissen aller Länder, während seine Steuererheber der kranken Wittwe das letzte Kopfkissen pfändeten und den armen Häusler aus der Hütte warfen. Was die Verschwendung des Hofes verlangte, das drückte das fluchwürdigste Finanzsystem mit unerfättlicher Gier dem armen Volke aus, und Beutelschneiderei, Ehrlosigkeit, Schelmerei und Betrug theilten mit der Monarchie das Produkt der Erpressung. — Dem Generalpächter folgte ein Oberpriester der Kirche. Es war ein Prinz von Seblüt und ein Cardinal. Der tonsurirte Fürst wälzte sich in den Lastern des Hofes, wie damals die meisten Großwürdenträger der Kirche, und er verrieth der Welt das Geheimniß, daß die Religion von ihren Wächtern nur als ein Werkzeug angesehen werde, um die Einfalt zu berücken und die priesterliche Sittenlosigkeit mit dem Mantel der Heiligkeit zu bedecken. Was damals im Elysée geschah, bereitete in Frankreich den Boden für jene materialistische Lehre vor, daß der Himmel in den Sinnen läge, die Moral in der Klugheit und die Glückseligkeit im Genuß: alles Andere aber nichts sey, als Pfaffenruch und Gaukelei. — Später, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde der Palast den königlichen Prinzessinnen als Wohnung überwiesen. Das Königthum hielt damals mit dem erwachten Volksgeiste seine ersten Kämpfe. Polizei und Kerker, Bastille und Verbannung, Schwert und Galgen, sollten ihn überwinden. Umsonst. Der Titan war erwacht und seine Regungen füllten die Monarchie mit Schrecken.

Der gute Ludwig XVI. bestieg den Thron in so verhängnißvoller Zeit. Seine Schwester, die trefflichste der Frauen, wohnte im Elysée. Ihr Rath wurde oft verlangt, und er hatte auf des Monarchen Entschluß, zur Rettung der Monarchie und des Reichs die Notabeln Frankreichs zu berufen, großen Einfluß. Die Ausführung dieses Entschlusses erhob den Widerstand des Volkes zur Berechtigung; er machte die Revolution legitim.

Und drei Jahre darauf schleppte die Revolution die Prinzessin auf's Schafott.

Das Elysée wurde Eigenthum der Nation; aber nicht diese, die Geister des Bluts und des Schreckens nahmen Besiz: Marat und seine Genossen. Bald darauf stellte der Convent seine Pressen in den Sälen auf, und Robespierre, Danton und die Männer des Bergs schleuderten von da ihre Blige in Proklama-

tionen und Aufrufen an die Nation und entzündeten sie zum Enthusiasmus, zum Heldenmuth, zur Raserei. — Die Kirchen wurden geschlossen, die Priester gemordet, die Guillotine gefeiert; aber auch jene Heere durch die Macht des Wortes aus dem Boden gestampft, an welchen alle Armeen der verbundenen Dynastien des Welttheils zertrümmerten. Der Nimbus kriegerischen Ruhms, glänzender wie je einer gewesen ist seit der Zeit Alexanders, umstrahlte die Republik, und je mehr häusliches Glück verwüdet worden war, je trostloser und öde es in den innern Angelegenheiten des Reichs aussah, je höher schätzte die Nation das Eine, das ihr als Ersatz für alles Verlorene geboten wurde. „Gloire“ wurde der Abgott, den ganz Frankreich verehrte, und als er in Bonaparte den vollkommensten Ausdruck gefunden hatte, da mußte es diesem klugen und großen Mann leicht werden, den Ruhm über die Freiheit zu stellen und über die Republik — sein Ich.

Nun kamen die Männer des Schwerts und hielten Einzug in das Haus des Schicksals. Bonaparte wies die Pressen fort; er bedurfte ihrer nicht. Für das Talent und Wissen öffnete er andere Wirkungskreise. Das Elysée wurde Eigenthum Murat's, seines Schwagers, dem er es geschenkt hatte.

Napoleon ordnete das Planetarium seiner Herrschaft. Als er damit fertig war, verlangte er eines Tags den Palast von Murat wieder. Murat zog aus, — Napoleon zog ein mit Josephinen.

Bonaparte, der hohe, einfache Mensch war untergegangen im Napoleon, dem Imperator und Halbgott; von Schlacht zu Schlacht, von Eroberung zu Eroberung eilend, kaltblütig das Leben und Glück von Millionen opfernd, niedertretend die Völker, Reiche bald zerstörend, bald aufrichtend, wie es seinen Planen gefiel, — war sein Herz allen zarteren Gefühlen entfremdet worden. Zuletzt wendete sich seine frevelnde Hand auch gegen den Schutzengel selber, der ihn von den untersten Bahnen bis zur Dede und Höhe des Kaiserthrones begleitet hatte. — Marie Louise, die Habsburgerin, die Beute eines Feldzugs, führte der Tyrann als Kaiserin in's Elysée, und die edle Josephine ward verstoßen. — Damit war das Maas seiner Schuld voll, die Vergeltung begann ihr Werk. Angeschmiedet an den Montserrat mit dem einen, an den Ural mit dem andern Arme, war dem Titan die Kraft genommen. Baylen, Moskau, Leipzig, Paris, Elba — waren die Stationen auf dem Passionsgang des Korsen von dem höchsten Gipfel irdischer Macht bis zum Sturze. Die Allirten zogen in Paris ein; Daschkiren und Kosaken standen Wache in den Gängen des Elysées; Kaiser Alexander von Rußland hatte es sich zur Wohnung gewählt. — Nach ihm kam die Restauration. Von den Monumenten und Palästen verschwanden die Insignien des Kaiserreichs, und an ihre Stelle traten die königlichen Lilien. Das Elysée wurde eine Residenz der Bourbonen. Was die Revolution übrig gelassen hatte von den alten Adelsgeschlechtern, sammelte nun das Königthum um sich; die Ehrenträger des Kaiserreichs wurden mit Hoffähigkeit begnadigt und die Wände errötheten nicht, als jene Marschälle, welche an der Seite ihres

Alexanders drei Welttheile mit ihrem Ruhm beschrieben und auf jeder Seite der neuern Geschichte die Unsterblichkeit zurückgelassen hatten, im Hoffleide vor den schwachen Schöfelingen eines morschen Königsstammes die Kniee beugten. Die Bourbonen selbst hatten im Vjährigen Exil nichts gelernt und nichts vergessen, und die Nation fühlte die Schmach solcher Herrschaft. Da schüttelt plötzlich der Adler auf Elba seine Fittige, und von ganz Frankreich mit Jubel empfangen, zieht Napoleon in Paris ein an der Spitze der Armeen, die ausgesandt waren, ihn zu vernichten. Noch einmal träumte der Korse im Elysée von Weltoberung und Unterjochung. Es war zum Bestenmale! Von Waterloo nach St. Helena war nur ein Wurf des Schicksals. — Die zweite Restauration schenkte das Elysée dem Herzoge von Berry, und als dieser Fürst gefallen war vom Dolche des Mörders, kam der Palast, als Erbstück, an den Herzog von Bordeaux. — Das Jahr 1830 brachte die Julitage. Der Thron der ältern Bourbonen wurde vom entrüsteten Volke zerbrochen, — und mit dem Reiche ward auch das Elysée dem schlauen Orleans gegeben. Die Pflastersteine hatten Louis Philipp erhoben. Er verleugnete seinen Ursprung und — die Pflastersteine forderten seinen Erstgeborenen, die Pflastersteine warfen sein Haus ein wie ein Kartenhaus und jagten seine Sippschaft aus dem Lande. Aus dem Elysée Bourbon machte die Republik Elysée National! aber damit die Farce der Tragödie auf dem Fuße folge, so wurde bei der ersten Ausübung des allgemeinen Stimmrechts von dem republikanischen Frankreich der verächtlichste aller Abenteurer, der Prinz Louis Napoleon, zur höchsten Würde und Macht im Staate erhoben und ihm das Elysée zur Amtswohnung überwiesen. Da studirt nun der kleine Better die Rollen „des großen Danks“ ohne Unterlaß, und es gibt nicht Wenige, die wirklich glauben, daß es dem Wichte noch möglich seyn werde, die Herkulesarbeiten eines Heros zu wiederholen. Sie sehen hinter dem Elysée nicht das Blutgerüste, sondern die Tuilerien; sie sehen in den albernen, Kleinlichen Experimenten zur absoluten Herrschaft nicht das Auffacheln der wilden Geister der Anarchie und des Umsturzes; sie sehen in jenem Menschen noch etwas Anderes, als das blinde Werkzeug des vergeltenden und rächenden Gottes; sie sehen in ihm mehr, als den Statisten des Schicksals, dem geboten ist aus der Verborgenheit zu ziehen an's helle Tageslicht die gänzliche Zerrüttung, Unheilbarkeit, Unzulänglichkeit und Ohnmacht der alten staatlichen „Ordnung.“ Die Zeichen reden. Louis Napoleon wird der Todtengräber der Gesellschaft seyn; sein Gräberlohn aber das Schafott oder die Laterne. —

So waren die Insassen des Elysée an mir vorüber gezogen! Jeder hatte eine Zeile oder ein Blatt Weltgeschichte geschrieben. Doch wie wenige unter ihnen leuchten als große Geister, und Menschen sonnen, die mit ihren Strahlen Jahrtausende erwärmen, sah ich keine. Die meisten präsentirten sich als Mephistophelesgestalten, welche die wuchernde Saat ausgestreut haben, aus der sich jene Kräfte der Zerstörung entwickelten, welche, drängend von Umsturz zu Umsturz, erst im Chaos verenden werden.

Ergriffen von diesem Gedanken, sah ich gen Himmel. Noch glänzten die Sternbilder im Aetherblau, und der volle Mond sah heiter und still heraus zwischen goldumsäumten Wolken. Der Engel des Friedens schien zu kosen mit der dunkeln Erde und mir war's, als hörte ich ihn flüstern: Stürme reinigen die Völker; wenn aber vor den Stürmen Millionen fliehen, sind diese darum unglücklicher? wenn der Schrecken ganze Völker zum Wandern spornt und hinüber führt in die neue Welt, in die weiten ruhigen Länder voll Licht und Aerndten, ist das für die Menschheit ein Verlust? —

Ich wollte den Gedanken weiter ausführen; da faßte eine warme Hand die meinige: — es war Savoye's. „Ich bin zur Soirée des Präsidenten geladen und habe eine Karte an einen Freund zu vergeben. Du warst nicht zu Hause. Begleite mich in's Pandæmonium!“ sagte er scherzend. Und wir gingen in den Palast.

Pracht empfing uns; Pracht, wie ich nie gesehen. Die Republik trug gleichsam schon den Kaiserornat. Die Säle waren auf das herrlichste dekoriert und in Feengärten verwandelt. Die Erleuchtung blendete das Auge und der Glanz nahm die Sinne gefangen. Musik schmetterte aus allen Räumen und jeder ward von Tänzern durchflogen, zwischen denen die Gruppen reicher, besterter Uniformen und der in Juwelen schimmernden Damen auf und ab wogten. Genie und Talent, Wissenschaft und Kunst erkannte man an dem einfachen schwarzen Kleid; sie verloren sich in den glänzenden Zirkeln. Diener in strahlenden Livrées trugen Erfrischungen auf silbernen Platten umher, und reich aufgeschirrte Jäger kredenzten den Damen während der Pausen des Tanzes. Der Präsident, als Festgeber, ging von Saal zu Saal, ein, zwei, drei Worte Jedem spendend, nach der Weise, wie es sein Ohm gethan. Er trug die Generaluniform der Pariser Nationalgarde, und an seinen Fersen hing sich der Duet seiner Getreuen: zunächst die fahrenden Ritter des Elysée, die einstens ihrem Kaiser im Herzogskostüm zu dienen hoffen, — sodann die alten Haudegen der großen Armee, einige Minister und Gesandten, und allerhand ächte und gemachte Orientalen in ihren glänzenden Costümen: Spahis, algierische Offiziere und arabische Häuptlinge in Bournoüs. Der kleine Vetter spricht schlecht, folglich spricht er lieber gar nicht. Selten blieb er stehen, um irgend einer Celebrität einige Worte mehr als den Andern zu sagen. Die unansehnliche Figur ward durch keinen geistigen Ausdruck gehoben; er sah abgemattet, fast abgestumpft aus. Als erster Magistrat eines großen Freistaates sollte er Ehrfurcht einflößen, als Gewalthaber und Aspirant zum Imperator imponiren: — er that weder das Eine, noch das Andere.

In jedem Saale schien sich der Kometenschweif hinter ihm zu vergrößern. Selbst Damen von hohem Range verschmähten es nicht, ihren Cicisbeo am Arm, in die Reihe zu treten. Das Ganze erinnerte an die Feste, welche in diesen Sälen Ludwig XV. am Arm der Pompadour feierte, und an Glanz gab die Soirée der Republik der des Königthums sicherlich nichts nach. Die bunten Lampen, die strahlenden Girandolen, welche ein farb-

loses Sonnenlicht auf Dinge und Menschen warfen, die köstlichen Erfrischungen, welche mehr aufregten, als abkühlten, die Wohlgerüche der tausend Blumen und Essenzen, das dichte Gewühl der Gäste, — Alles zusammen machte das Klima in den Sälen zu einem tropischen, und eine lechzende Blut erfüllte Jeden, der in diesem Treibhause voll Lust und Genuß eine längere Zeit verweilte. Das Summen und Brausen der Conversation war so groß, daß, um sich den Zunächststehenden hörbar zu machen, Jeder mit lauter, erhobener Stimme sprechen mußte. — Wie die Stunden fortrückten, steigerte sich die allgemeine Aufregung. Diamanten, Gold, Flitter, kostbare Stoffe, Federn von Vögeln aller Zonen, Perlen, Sammt und Seide, blißende Armbänder, strahlende Diademe, Blumen aus Juwelen, alle Zauberschöpfungen der sinnreichsten Toilettenkünste, glänzende Stickereien, schöne Füßchen, die kostbarsten Spitzen: kurz Alles, Alles, was Phantasie, gewählter Geschmack und verschwenderischer Luxus nur Reizendes, Schönes und Neues zu schaffen vermag, wogte um den Blick des Zuschauers wie Gebilde eines Feenmärchens. Aber selbst an diese Säle des rauschenden Vergnügens klopfte leise, wie ein ungeladener Gast, das — Elend. — Ein Paar verschleierte Damen standen an einem Pfeiler und vor ihnen stand eine silberne Schüssel. „Pour les malheureux, s'il vous plaît!“ mahnte ihr Flötenton die Vorübergehenden; Viele gingen und hörten es nicht! Ich legte meine Banknote hin und trat erschüttert von dem Kontrast und den Vorstellungen, die sich daran knüpften, in die nächste Fensterbrüstung. — Mein Blick flog über die elysäischen Felder hin auf die Vorstädte, wo das Elend wächst in grauenvollem Grade, und Verzweiflung und Communismus an seinen Brüsten saugen; denn die Arbeit stockt, weil das Vertrauen auf die Zukunft fehlt und das Geld aus den Gewerben in die Keller der Bank sich verkriecht, oder, nach dem Beispiel des Elysée, dem Börsenspiel sich hingibt. Was kümmert aber das die höhern Kreise? Das vornehme Paris tanzt, die Salons glänzen, die Theater füllen sich: mögen die Faubourgs hungern! Die Erde zittert vom Grollen der unterirdischen Mächte: die große Gesellschaft macht Karneval trotz dem und begräbt jeden sorglichen Gedanken im Rausche der Freude. In dieser, von flackernden Gasflammen erleuchteten, prächtigen **Rue St. Honoré** floß das Blut in Strömen und die Wasser des Himmels haben die Spuren auf dem Pflaster noch nicht ganz vertilgt. Aber nur das Volk hat dafür Augen und Gedächtniß, und — das Volk liegt in Ketten. — Dennoch will von der Gewalt die Furcht nicht weichen. Mit Erstaunen wurde ich gewahr, daß die Volksmassen, die noch vor ein paar Stunden hin und her wogten, gänzlich verschwunden waren. An ihrer Stelle gingen Polizeisergeanten Arm in Arm auf den leeren Trottoirs, von fern glänzten Bajonnette im Lampenschein, und auf dem Platze vor dem Palaste selbst standen zahlreiche Gruppen gesattelter Pferde und Krieger im Cuirass mit hohem Helmbusch. „Das böse Gewissen in diesem Hause des Schicksals hatte allezeit Argwohn,“ — dachte ich, und auf die Tanzenden sehend, fiel mir Salvandy's Wort an Louis Philipp kurz vor seinem Sturze ein: — „wir tanzen auf dem Vulkan.“

Fanfaren schmetterten! — Meine Aufregung war so groß, daß sie mir die Sinne verwirrte. Mir war's, als hörte ich den Posaunenschall des letzten Gerichts! Ich fühlte den Boden wanken unter meinen Füßen. Ich eilte aus dem Palaste. Da stand ich vor den stählernen Cuirassiren, welche an den Seiten ihrer Kasse ihre Cigarren schmauchten. Die glänzenden Kriegergestalten kamen mir vor, wie lauernde Mörder, das Volk zu schlachten. Ich beflügelte meine Schritte. Immer wieder traf ich neue Soldatengruppen, Infanterie und Kavallerie, und an der Mündung der Rue d'Anjou drohten die Rachen aufgefahrener Geschütze. Wo ist das Volk hin, stammelte ich, — das unterdrückte, aufgewühlte, betrogene, vom Zorn entflammte? Warum ist's geflohen vor der herausfordernden Gewalt? Warum nimmt's den angebotenen Kampf nicht auf? — Da rief's: „Die Zeit ist noch nicht reif.“

Und die Fanfaren brausten wieder und ich entfloh dem Jubel des Palastes bis auf den Bastillenplatz. Dort blinkte die Juliusssäule im Mondlicht, wie der bleiche Geist der Gemordeten, und um die Katakomben der Märtyrer hingen zehntausend Kränze, und hungerndes, lumpiges Volk stand um das Gitter und hütete die Gruft seiner Heiligen und Helden. Mir schwoll das Herz. Dort im Palaste des Präsidenten die Blumengewinde der Tropengewächse aus dem Treibhause, und hier am Grabe des Volks die Cypressenkränze, welche Verehrung und Liebe zum Opfer brachten. Ich warf einen Blick nach dem Elysée hin; eine rothe Dampfwolke, wie sie über einem brennenden Dorfe schwimmt, bezeichnete seine Stelle. „Sie leuchtet euerem Untergang,“ dachte ich, und sah die Säule an. Auf der Spitze derselben schimmerte die Viktoria, des siegenden Volks Symbol, im Mondlicht. Neben mir aber stand eine schwarze Frauengestalt und drückte das gebeugte Haupt gegen das harte, kalte Eisengitter. Ein tiefer Seufzer wand sich aus dem martervollen Herzen. Regunglos stand sie, ein Bild des Grams und der Verlassenheit. Ich bückte mich zu ihr nieder und sagte leise: Weib, hoffe! es lebt ein Gott! — Sie wendete das Haupt, blickte mich an mit verworrenem Auge und rief: „O Herr, o Herr! Hier unten schläft mein Gatte mit meinen zwei Söhnen! und ich elendes Weib, ich lebe noch und die Republik läßt mich darben.“ — Als käme aber plötzlich der weichere Schmerz in ihre Seele, setzte sie, mit gefalteten Händen auf die Kniee sinkend, hinzu: Gott, Gott! vergib! laß mich leben um meiner Tochter willen! — Ich legte der Wittwe ein Goldstück in den Schooß und die Hand auf die Schulter und sagte leise zu ihr: Hoffe! —

Wann werden die Todten des Bastillenplatzes auferstehen und die bleichen Gerippe die Freudenglocke läuten? — Heute? Morgen? Uebermorgen? —

## DCXXI. Erlangen.

Gleichheit gehört zur Trias, welche die Zeit auf die Standarte der Menschheit geschrieben hat. Aus der Ungleichheit des Bürgers, aus der Ungleichheit der Völker ist das Elend der Erde erwachsen, wie es bei dem Einzelnen aus dem gestörten Gleichgewicht der Kräfte hervorgeht. Die ganze Natur liegt in stetem Kriege mit der Ungleichheit, und die Geltung des Gleichheitsgesetzes herzustellen und zu befestigen, wo es verletzt oder gelockert wurde, sind ihre Kräfte immerfort wirksam. Daher Ebbe und Fluth in Luft und Meer, daher Donner und Blitze, Stürme und Ueberschwemmungen, Erdbeben, Pest und Mißwachs. Sogar in die tiefen Räume des Himmels ist der Kampf gedrungen: zertrümmerte Planeten fliegen um die Sonne und der unregelmäßige Lauf der Gestirne zeugt von der Störung des Gleichgewichts im Weltall.

Für die Völker des westlichen Europa war von jeher die Ungleichheit in Gesittung und Bildung die fruchtbarste Mutter ihrer Leiden. Sie ist der Wall, welcher jeden Fortschritt zu glücklichen Zuständen hemmt; sie ist die Mauer, welche den Despotismus schirmt: — eine Mauer, stärker, höher, unübersteiglicher, als die chinesische; sie ist die Nährmutter aller volksfeindlichen Mächte; der Zauberring, welcher die Legtern nach jedem Niederwerfen wieder aufstehen macht mit größerer Kraft; sie ist die Klippe, an der die Freiheitsregungen der Völker fortwährend scheitern; und diese Ungleichheit ist's, bei deren Betrachtung in jedem wahren Menschenfreunde die Hoffnung auf die Früchte von Katastrophen stirbt, welche uns in der nächsten Zeit bevorstehen. In dem unermeßlichen Abstand zwischen der Bildung jener erleuchteten Männer, welche den Völkern dienen als Wortführer und geistige Streiter für Freiheit und Recht, und der Masse des Volks selber liegt ein Abgrund, welcher unserer Zukunft die größten Gefahren bringt. Wo ist ein im Kampf mit dem Absolutismus und der Alleinherrschaft befangenes Volk in Europa, in dessen Masse ein vernünftiger Begriff von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorhanden, festgewurzelt und wirksam ist im Denken und im Handeln? Nirgends! Der Absolutismus wußte wohl, was er that, als er die Staatsbeirathungen überall so regelte, daß die Bildung immer nur Wenigen ein Bedürfniß und zugänglich wurde und die Masse des Volks auf Unwissenheit und Helotendaseyn angewiesen blieb. Friedrich II. schrieb am Rande eines Schulreformplans, der





JERUSALEM

von G. Bouchard del. J. B. de la Roche sculp.

Verlag von J. Neuberger





ihm vorgelegt wurde: „Es soll beim Katechismus und den 4 Spezies bleiben. Wenn ein Potentat seinen Bauern mehr lernt, so sagt der Narr den Ast selbst ab, auf dem er sitzt.“ — Diese Königslehre ist so alt, als die Monarchie selber. Mit dem Thun für's Gegentheil ist's nie rechter Ernst gewesen; Phrasen waren es meist, um die Leichtgläubigkeit zu täuschen.

Daher sehen wir, wo immer Volksfreiheit und Selbstregierung zur Herrschaft gelangen, daß der Steuerleute erste Sorge ist, den Volksunterricht zu reformiren und dem belehrenden Wort die Zunge zu lösen. Bildung ist jedoch kein Gut, das erworben wird über Nacht; sie ist kein Besitz, den man theilen kann unter Alle, wie Aecker und Wiesen, Haus und Geld, durch einen kommunistischen Nachspruch! Was der gebildete, wissensreiche Mann durch Lehrer, Bücher, eigenes Nachdenken, Umgang und Ideentausch mit andern Gebildeten in einer langen Reihe von Jahren errungen hat: seinen Schatz des Geistes, dieses Wissen und diese Reife, Richtigkeit und Schärfe des Urtheils über Begebenheiten, Menschen und Dinge: — das kann der in Unwissenheit geflissentlich aufgezogene große Haufe nicht erlangen durch ein paar Jahre Zeitungs- und Bücherlesen, oder im Wirthshaus. Er hält sich vielleicht nach einem solchen Kursus für klug, weil er unklare Vorstellungen über Volksfreiheit und deren Rechte in sich aufgenommen hat; aber er ist so unfähig, als vorher, sich zum Vollbewußtseyn dieser Rechte zu erheben, und der Muth zu einer besonnenen, beharrlichen, mit Opfern verknüpften Vertheidigung derselben ist selten bei ihm zu suchen. In seiner Einfalt leicht aufzuregen zu unbesonnenen Streichen und nur zu oft ein Werkzeug für Jeden, der ihm schmeichelt und seinen albernen Begriffen von Freiheit dreist das Wort redet, überläßt er hingegen den Patrioten, der muthvoll, fest und treu die Heiligthümer des Volkes in den Tagen der Unterdrückung und Gewaltherrschaft Schritt für Schritt vertheidigt, nur zu häufig theilnahmlos den Verfolgungen und wagt es oft nicht einmal, ihn durch Zeichen der Liebe in seinem Kampfe zu stärken. Wie vielen Männern, die sich ihm aufgeopfert haben, hat er durch gänzlich Vergeffen Dornen auf's Haupt gelegt! — Der Stachel aber, der sie am meisten schmerzt, ist die Hoffnungslosigkeit. Wird die hereinbrechende Katastrophe Besseres thun, als — die Rache befriedigen? Wird sie zur Herrschaft der Freiheit und des Gesetzes führen? Wie Viele wagen es noch, das zu hoffen? denn die Rohheit begreift eine solche Herrschaft nicht und will nichts von ihr wissen. —

Demungeachtet soll das belehrende Wort nicht müde werden, wäre es auch eine Stimme in der Wüste. Gerade in solcher Zeit muß die Wahrheit alle Schminke und alle Halbheit von sich thun und verflucht sey die Hand, welche den Rand des Abgrunds, auf dem wir wandeln, mit Blumen bestreut! Die Sache der Freiheit ist eine so heilige Sache, daß ihre Streiter sich lieber dem Untergang weihen müssen, als den Sieg suchen durch ungerechte Waffen, oder durch ein Bündniß mit den unsaubern Geistern, welche ganz andere

Ziele verfolgen. Ein unwürdiger Sieg würde an unserer Sache mehr verderben, als zehn Niederlagen. Nein, gerade jetzt, wo die Dinge getrieben sind auf's Aeußerste und das Schicksal des gesammten Vaterlandes am Scheidewege steht: gerade jetzt sollen alle Männer, welche nichts mehr und nichts weniger wollen, als die Herrschaft des Gesetzes im freien Bürgerstaate, jeden Zweifel über ihr Streben von sich weisen. Sie sollen erklären: „Wir wollen das Reich der Freiheit als ein Reich des Gesetzes; wir wollen es als ein Reich der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung, der Ordnung und Wohlfahrt für Alle: nicht aber als ein Reich der Anarchie und Gewalt; wir wollen es als ein Reich der Toleranz und Duldung für jeden Glauben und für alle Meinungen und Ueberzeugungen: nicht aber als ein Reich der Verfolgung für Andersdenkende; wir wollen es als ein Reich der Liebe: nicht als ein Reich des Hasses und der Rachsucht; wir wollen es als ein Reich des Friedens, der Verträglichkeit, der Einigkeit und der Freundschaft aller Völker: nicht als ein Reich der Zwietracht und des Kriegs, — und wir sind entschlossen, in jeglichem Kampfe, der kommen wird, das Kleinod, das wir erstreben, zu erobern mit reinen Händen und gerechten Waffen, oder — unterzugehen.“ —

Als die Geißel Gottes — Attila — in Rom eingezogen war, um Rom von der Erde zu tilgen, da trat ihm der römische Bischof mit dem Kreuze entgegen, und vor der Macht des Symbols der Liebe sank dem Verwüster das schon erhobene Schwert aus den Händen. — Als die Menschheit, angekettet an den sterbenden Polytheismus, in Fäulnis zu verderben drohte, da weckte Christus Liebeswort das frische Leben und sein Kreuzestod versöhnte das Schicksal mit der Schuldigen. — Sollte denn nicht auch jetzt das zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit mahnende Wort, wenn Jeder, der Fähigkeit und Beruf dazu in sich fühlt, das Apostelamt in seinem Kreise übt, wirksam seyn können? Vielleicht ist's vergebens; denn auf dem Meere der Leidenschaften gehen die Wogen thurmhoch, und im tobenden Sturm mag auch der kräftigste Zuruf ungehört verhallen. Dennoch muß es versucht werden. Der pflichtgetreue Mann handelt nach dem innern Gebot, nicht nach dem Erfolge.

Völker eines Volks, Stämme einer Wurzel, Deutsche aller Länder! Söhne einer Mutter, geboren in einem Schooße, gesäugt an einer Brust, Ihr, die ihr einander jetzt gegenüber steht wie feindliche Brüder: — laßt das Schwert in der Scheide! Welcher höllische Wahnsinn will deutsche Völker in Streit gegen einander treiben, daß sie sich morden und verfolgen wegen fremder Interessen, oder wegen Meinen, Glauben und Hoffen? Warum, Preuße du, und du Schlesier, du Rheinländer, und du Mann aus der Mark und Westphalen, wolltest du dich mit dem Bayer, dem Franken, dem Schwaben schlagen, der mit gefalteten Händen zu demselben Gotte um die ewige Barmherzigkeit für sich fleht und um Freiheit und Ehre für das große Vaterland, zu dem auch du betest? Wendest du dich, Pommer und Mecklenburger, nicht auch gegen Osten zur aufgehenden Sonne und dankst der Güte des ewigen Weltgeistes, der deine heimathlichen Fluren segnet, eben so wie es der Hesse und Pfälzer thut, und

wenn der frohe Thüringer aus seinen Bergen schaut und das Auge des Ewigen sucht in den Sternen und Gottes Stimme in dem Donner des Gewitters; — und wenn der Holsteiner und Dithmarscher der Verheißung lauschen in dem Brausen des sturmgepeitschten Meeres: — sucht dann der Tyroler und der Steiermärker nicht das Nämliche in der weiten, herrlichen Natur seiner Alpen? und horcht nicht mit denselben Gefühlen, wie jeder andere deutsche Mann, der Oesterreicher der Stimme Gottes in den Wogen seines großen Stromes und im Rauschen des Waldes: „Seyd einig und frei?“ Und wo, in welchem Winkel des Vaterlandes, fände ein solcher Zuruf nicht ein Echo, und welcher deutsche Mund sagte nicht dazu: „Amen! Amen! Ja, ja, so soll's geschehen?“ Jede untergehende Sonne nimmt aller Deutschen Wünsche für das Vaterland mit fort und jede aufgehende Sonne bringt sie wieder. Die deutschen Stämme alle, ja alle mit einander wollen eins und dasselbe: Frieden in der Freiheit, und in der Einheit und Einigkeit der Nation gemeinsame Ehre und gemeinsames Glück. Wer ist's, wer ist's denn nun, der blutdürstig die Waffen schleift gegen verwandte Herzen? Wer ist's, wer ist's, der euch den Nordstahl reicht gegen die Brüder? Wer ist's, wer ist's, der Deutsche gegen Deutsche hegt? Wer ist's, wer ist's, der unser herrliches Vaterland, das ein Paradies seyn könnte durch Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden, zur Mördergrube macht durch Haß und Habsucht, und die Nation, welche, unter dem Wahlspruch: „PLURIBUS UNUM.“ das glücklichste, geachtetste Volk der Erde und das erste im Rathe der Nationen seyn könnte, zum unglücklichsten macht und zum Gespötte aller übrigen?! —

Auf jedem Blatte der Geschichte steht,  
Auf jeder deutschen Sten, in jedem Herzen  
Die Antwort! — — —

Alles nationale Leid, alles deutsche Elend ist auf Eins zurückzuführen, auf die Uneinigkeit im Volke, und die Mutter dieser Uneinigkeit ist die Roheit des großen Hausens. Wo Erkenntniß die Masse des Volks durchdrungen hat, da hält es fest zusammen: denn Einigkeit macht stark; da ist die Tyrannei unmöglich: denn die Knechtung findet dann keine Werkzeuge. Nur ein unwissendes Volk läßt sich berücken und bedrücken; nur unter Unterwissenden haben Lüge und Arglist Spielraum, und nur ein solches Volk läßt sich über seine eigenen Interessen so sehr täuschen, daß es sich verführen und mißbrauchen läßt zu Allem, was seinem Wohle schadet; und ein solches nur läßt sich zur steten Uneinigkeit verhegen und kehrt seine Kraft und sein Schwert gegen sich selbst. An einem solchen Volke gehet auch jede bittere Erfahrung, jede Warnung, jede Züchtigung, jedes Unglück früherer Zeiten verloren. Wäre das deutsche Volk nicht der Masse nach so roh und unwissend, niemals hätte es gelingen können, die kleinliche Eifersucht und den elenden Neid der Stämme und

Stämmchen gegen einander zu der Höhe zu treiben, daß sie der Wurzel vergessen, welche sie Alle nährt und trägt und niemals wäre es möglich gewesen, die Glieder zum Groll gegen den Körper aufzustacheln, die Kinder zur Mißhandlung der gemeinschaftlichen Mutter zu verleiten, die Brüder zum Brudermord! Oder hätte es je dahin kommen können, daß man, wie es jetzt geschieht, die Nation nach den Weltgegenden abtheilt und von Interessen der Nord- und Süd-, der Ost- und Westdeutschen Völker spricht, als von so viel feindlich gespaltenen? So weit ist's aber schon, daß die ebenbürtigen Söhne einer und derselben Familie nur noch in der gemeinschaftlichen Schande und in dem Unglück Aller die gleichen Rechte wieder finden! Dahin ist's gekommen, daß Nord und Süd von ihren besondern Nationalheiligen sprechen und jeder seinen Herrgott oder seinen separaten Teufel verehren mag! Man schimpft sich und klagt sich an; man verdammt sich wechselseitig und fühlt nicht, wie man sich dadurch nur der gemeinschaftlichen Verdammung würdig macht. Aller Spul der vergangenen Zeiten, alle Verbrechen, und alle Schande, welche die deutsche Geschichte besudeln, sind schon wieder da, oder im Anzug; und was wir Alten schon einmal erlebt haben, das werden wir wohl noch einmal erleben müssen, das Allerabscheulichste: ich meine, daß Deutsche Deutsche erwürgen und brandschlagen deutsche Städte und verheeren deutsche Länder, und daß man dann Siegesfeste feiert und die Glockenthürme ihr Eoche! rufen und deutsche Priester Dankgebete an deutschen Altären stammeln und deutsche Kirchen vom Lobgesang über den deutschen Brudermord erschallen! Dann wird Festtag seyn in der Hölle! Aber, deutsches Volk, wenn die Strafe deinem Verbrechen auf dem Fuße folgt und die Blitze des verhöhten Weltenrichters dich in den Abgrund schmettern, dann sollst du auch nicht klagen; denn „Du hast's verdient.“

Aber ich wollte Euch ja von der Eisenbahnfahrt nach Erlangen erzählen und hatte es rein vergessen. — Nun denkt mich in Plauen im Bahnhofe, wartend auf die Abfahrt. — Horcht! Die Lokomotive leucht und in der nächsten halben Stunde übersiegt der Zug schon die sächsisch-bayerische Grenze, und wir sehen die Thürme von Hof. —

„Diese Landesgrenze hat eine doppelte Bedeutung,“ bemerkte ein Reisegefährte; „sie scheidet Nord- von Süd-deutschland.“ Das eiserne Band klammert beide fest zusammen, erwiderte ich. Aber traurig ist's, daß man in dieser nächsternen Zeit für die Nothwendigkeit der Einigkeit zwischen Nord und Süd kein stärkeres Argument anzuführen weiß, als das schmutzigste, — den Handelsvortheil. Immerhin sind die deutschen Eisenbahnen stehende Proteste gegen die deutsche Uneinigkeit, obschon sie gegen den Bund von Hochmuth, Ehrgeiz, Habgier, Haß und Neid

in den Stämmen und Fürsten, kaum etwas ausrichten werden. Wenn sich Süd und Nord zerfleischen wollen, so geschieht es doch. —

Ich sah hinaus auf die Landschaft. Erz- und Fichtelgebirge schicken ihre Ausläufer weit umher und furchen das Land in liebliche kleine Thäler, auf deren smaragdgrünen Matten mit den klaren Forellenbächen sich das Menschenleben seine Stätten gebaut hat. Dann und wann kommt ein Rittersitz zum Vorschein; meist aber sind es kleine Häuschen, die oft dürftig aussehen. Die Eisenbahn selbst steigt nie in den Thalgrund nieder. Sie zieht an den Gehängen hin, die Lokomotive fliegt über die Schornsteine fort mit ihrem langen Wagenschweif, über enge Waldschluchten hinweg auf hohen Brücken, oder an schwindelnden Abgründen vorüber. Straßen und Wege steigen in diesem durchschnittenen Terrain bald auf bald nieder; manchmal sieht man sie neben den Bächen im Thale hinlaufen, manchmal sich mühsam den Berg hinan winden. Für den eisernen Strang aber mußte der Mensch eine Ebene bauen in dem Hügelland, und es ist ihm auf der einen Seite gut gelungen. Ueber Hof hinaus aber, wo die Wassergebiete des Rheins und der Elbe sich scheiden, da stürzt das Gebirge so steil zum Raingrund herab, daß die Herstellung einer Bahnlinie mit gewöhnlichem Gefälle unmöglich wurde. Sie geht an den Rändern kleiner Thäler so widerspenstig hinunter, daß keine Bauwerke helfen konnten, sondern die Bahn in Curven hinabgeführt werden mußte. Das ist die berühmte „Schiefe Ebene,“ auf welcher die Lokomotiven mit ihren Zügen unter dem Bangen der Reisenden 400 Fuß tief nach Schorgast hinunter rollen. Von da läuft die Bahn, an den Abhängen des Fichtelgebirges fort, in's Rainthal. Wunderschöne Aussichten öffnen sich auf dieser Strecke bald da, bald dort, bis die uralte Akropolis der weltberühmten Bierstadt Culmbach heranrückt und vor dem spähenden Auge das Frankenland seine Gauen aufthut. Dieses Franken ist ein gesegnetes Stück deutscher Erde voller Schönheit und Fruchtbarkeit, und die Romantik lugt von allen Höhen und Bergen. Klostertrümmer und Wallfahrtskirchlein stehen umher und die grauen Burgen gucken aus dunkelm Waldesgrün und erinnern an jene Zeiten, wo die reiche, fränkische Ritterschaft auf ihrer Reichsbank in Regensburg tagte und ihr Bund stark genug war, mächtigen Fürsten, die nach ihren Besitzungen verlangten, in langen Kriegen Widerstand zu thun. Fast alle Städte haben eine Weste zur Seite und Wälle und Mauern zum schirmenden Gurt; in ihrem Schooße aber blühen Handel und Wandel und lebt und webt ein tüchtiges Volk, die Enkel jener Bürger, welche die Künste pflegten im Frieden, aber wenn es galt, ihr Recht zu vertheidigen, mit Lanze und Schwert Schlachten schlugen, den tapfersten Rittern gleich, und alle Drangsal lieber duldeten, ehe daß sie ein Jota von ihrer Freiheit fahren ließen. Das wußten die Kaiser zu ehren mit Schenkungen, Verleihungen und Privilegien, und wenn sie des Landes Grenze betreten auf ihren Zügen gen Nürnberg, um Recht zu sprechen, oder Reichstag zu halten, da

ritten ihnen die Bürger im Waffenschmuck voran und gaben ihnen das Geleit. — Bis Bamberg ist die Bevölkerung meist katholisch. Von da ab wiegt die protestantische über, und die Reminiszenzen jener Zeiten, da die Zollern als Reichsbeamte und Grafen auf der Burg in Nürnberg saßen, hielten im Volke Sympathien wach, welche erst die neuesten Begebenheiten ausgelöscht haben. Die anti-weißblaue, preussisch-deutsche Partei ist jetzt fast verschwunden vor den bitteren Täuschungen und Kränkungen, welche man in Potsdam so reichlich kredenzt hat, und jeder Franke fühlt es jetzt tief, wie nahe die Rettung Deutschland und der Wittelsbacher Größe lag, als in Berlin der 3. April so ewig denkwürdig für die Nation und das Haus Zollern endigte. — Wie stände es jetzt, wenn der Geist des großen Ahn in den König Max gelebt und er erfaßt hätte die Kaiserkrone, welche ein anderer Fürst so schnöde von sich warf? Aber das ist eben der Fluch dieser Zeit, daß sie mit ihren großen Schicksalslosen überall kleinen Menschen begegnete. Wäre Max der Mann gewesen, wie ihn die Zeit brauchte, dann hätte er das kostbare Kleinod sich nicht entschwinden lassen. Mit dem Kaisermantel angethan und getragen von der Begeisterung des mächtigsten Volks der Erde, hätte er dem Riesengang der Welt neue Bahnen angewiesen und dem Strom der Ereignisse einen neuen Lauf; und der Hyder, die alle Anstrengungen für's Bessere lähmt, der hätte er den Kopf zertreten. — — Aber dann hätte König Max seyn müssen, was er nicht war, ein großer Mann und er hätte den Beruf in sich fühlen müssen, etwas zu werden, was er nie seyn wird, ein Mann des Volks. Mit dem freien deutschen Volke einig zusammenstehend hätte er Deutschland zum Schiedsrichter der Welt erhoben.

Das edelste Pferd verlangt stets den besten Reiter; Esel aber können auch Kinder besteigen. Wenn ich des Falls gedenke, daß die Kaiserkrone auf das Haupt eines Mannes mit engem Herzen und beschränktem Verstande gekommen wäre, dann danke ich Gott, daß es nicht geschehen, obschon mir das Herz bei dem Gang der Dinge aus tausend Wunden blutet. Unter einem Haupte, das kleiner gewesen wäre, als seine Krone, hätte Deutschland das schmähhchste aller Schauspiele mit ansehen müssen. Wahrlich! unser Unglück ist groß, und unsere Schmach nicht minder: aber dem allergrößten Wehe und der allergrößten Schande sind wir doch entgangen.

Schon bei Bamberg ist die Eisenbahn aus dem Rainthal in das der Regniß getreten, und sie bleibt in demselben bis Nürnberg. Vor Erlangen drängen sich Straße, Strom, Kanal und der Altstädter Berg so enge zusammen, daß die Bahn durch den Berg geführt werden mußte, und im weiten Bogen geht sie von da zur Stadt. Von diesem Punkte aus (demselben, welcher zur Aufnahme unseres Bildes gedient hat) gewährt Erlangen, inmitten eines weiten, wohlangebauten Thals und eines Kranzes von Dörfern liegend, einen überaus freundlichen Anblick. Das Innere der Stadt straft ihn nicht Lügen. Die breiten, reinlichen, regelmäßig angelegten Straßen und die stattlichen, meist steinernen Wohnungen in gefälligem, oft zierlichem Styl rechtfertigen vollkommen den



Ruf Erlangens, eine der hübschesten Städte Deutschlands zu seyn. Aber stille ist's, fast zu stille. Die Bevölkerung (etwa 10,000) scheint noch kleiner, als sie wirklich ist, in dem weiten, großstädtischen Gewande.

Die Universität ist für Erlangen gegenwärtig der Angelpunkt des geistigen und materiellen Lebens. Sie ist eine Stiftung des fränkischen Fürstenhauses und wurde bald nach ihrer Gründung (1732) von Baireuth hieher verlegt. Spärlich dotirt und von der Regierung eher zurückgesetzt als begünstigt, hat sie sich zwar niemals zu großem Glanze entfalten können; den Ruf aber, den strengen Geist der Wissenschaft zu bewahren und tüchtige Männer zu bilden, sich allezeit erhalten. Zwischen Lehrer und Schüler herrscht hier ein Ton, der gegen den auf manchen großen Universitäten eingeführten vortheilhaft absteht. Dem Studenten öffnen sich die geselligen Kreise der Professoren, er findet in den achtbarsten Familien leicht Zutritt: und unter diesem wohlthuedenden Verhältniß, das seine sittliche Bildung fördert, wird er manchen Gefahren entrückt, welche da am schroffsten hervortreten, wo der Student durch vornehme Abgeschlossenheit der Lehrer immer wieder auf den Umgang mit seines Gleichen hingewiesen ist.

Die Universität Erlangen hat viele Männer gebildet, die als Sterne erster und zweiter Größe weithin glänzen: Martius, Steinheil, Liebig, Goldfuß, Bischoff brachen in den Naturwissenschaften neue Bahnen, und ihr Ruhm geht durch die Welt. Schelling in Berlin, Osann in Würzburg und der Dichter Rückert sind auch Böglinge jener Hochschule. Die glänzendste Wirkksamkeit hat sie jederzeit in den Naturwissenschaften geäußert; da steht sie an der Spitze des Fortschritts; nur die theologische Fakultät verfolgt seit einer Reihe von Jahren, leider! die entgegengesetzte Richtung, und seine bekannteren Lehrer stehen als ächte Zionswächter auf der Bresche des orthodoxen Glaubens.

Die Fakultät sollte des Schicksals von Loths Frau eingedenk seyn. — Wo wird der Sieg bleiben? auf der Seite des Rückwärts oder des Fortschritts, der Finsterniß oder des Lichts? Was hat größere Dauer? die Hülle oder der Geist? Wenn das fortrollende Rad der Zeit über das Dogma, das die Orthodoxen so hartnäckig vertheidigen, längst zermalmend hinweggegangen ist, so wird die freie Christuslehre bestehen und die Nacht erleuchten mit hellem Kerzenlicht. Das Christenthum bleibt dem frischen Leben und dem Fortschritt treu, trotz den Zionswächtern und ihres Gleichen. Ob sie den Glauben zu einem Symbol des Unbeweglichen machen wollen oder zu einem Schwerte des Absolutismus, über den sie den Segen sprechen: — so fruchtet das ihrem Zweck so wenig, als das Wasserschöpfen den Danaiden. Christus war am Schmerzenslager der geknechteten, siechen Menschheit nie ein Busyprediger, der den Leidenden das Fegefeuer als Vorhof des Himmels zeigte, sondern ein Tröster voll Hoffnung und Ermuthigung, der ihren Blick inmitten eines Himmels voll Liebe, Licht und Seligkeit richtete. Die Thoren! Wandelt nicht jede Gegenwart auf den Gräbern der Vergangenheit? und sie wollen auf dem Schutt

veralteter Dogmen stehen bleiben und hindern, daß er weggeräumt werde, um Platz zu machen zum Aufbau neuer Tempel? Das heißt nicht der Wissenschaft dienen, das heißt Todte galvanisiren.

Erlangen ist sehr alt; die Gründung der Stadt reicht in Karls des Großen Zeit hinauf, der überwundene Slavensämme in diese Gegend versetzte. Neue, starke Lebenstriebe erhielt der Ort, als nach dem Widerruf des Edikts von Nantes Markgraf Christian die Stadt den aus Frankreich vertriebenen Protestanten als Asyl anbot. Sie erbauten die Neustadt und gründeten die Gewerbe, welche noch jetzt hier blühen: Spiegel-fabrikation, Strumpfwirkerei und die Handschuh-Manufaktur, welche in ihrer blühenden Zeit allein tausend Hände beschäftigte. Veränderte Handelsverhältnisse und die Verstopfung gewohnter Absatzquellen haben die Fabrikthätigkeit jedoch in neuerer Zeit sehr geschmälert und dem früheren Wohlstand der Stadt tiefe Wunden geschlagen.

#### DCXXII. Civita Castellana in Italien.

Die Lage dieser, im Kirchenstaate auf der Straße von Fuligno nach Rom auf einem hohen Felsen erbauten und von tiefen Schluchten umgebenen festen Stadt, die 3000 Einwohner zählt, ist sehr malerisch. Zu ihren Füßen tosen die Gewässer der Treja, die sich in die Tiber ergießt. Die Gegend ist wenig angebaut und dünn bevölkert; in den klassischen Zeiten Roms war sie aber ein Garten und Falern, auf dessen Substruktionen Civita Castellana erbaut ist, war die Hauptstadt der Falsker. Sie blühte schon vor der Erbauung Roms. Die Römer eroberten sie nach langem Kriege, schleiften sie und zwangen die Einwohner, eine neue und mauerlose Stadt in der Ebene zu gründen. Von dieser sind noch die Ruinen einer Wasserleitung, eines Theaters und vieler Thürme übrig.



EIVISSA CASTELLANA

Des. G. Schwaner. Sculp. J. G. Schwaner.

Sculp. J. G. Schwaner.







von J. Krieger & H. W. in Wien.

MARIA THERESIA  
auf dem Higl.

Verlag v. Neuberger



## DCXXIII. „Maria zum Schnee“ auf dem Rigi in der Schweiz.

Da könnte es mir gefallen! Da möchte ich wohnen mit meinem trauten Weibe und in diesem Asyl die letzten Jahre meines Lebens voll Arbeit und Sorge beschließen! Wenig würde uns genügen; denn bei dem Wenigen wären wir reich durch die Freude an der Natur und durch die Freiheit. Jeder Blick vom Berge in die Berge oder hinunter auf das herrliche Schweizerland wäre uns Genuß, und der Umgang mit lebensfrohen, gebildeten Menschen, deren Kreise sich täglich erneuern, Ersatz für größern Besitz. Und wie schön wäre es, so viel näher den Sternen in geweihten Stunden mit Gott und den abgeschiedenen Freunden zu reden! — Die einfachsten Wünsche sind immer die besten, und recht thöricht ist der Mensch, wenn er sich Herren sucht, die ihm die kleinsten versagen. Ich selbst bin davon ein warnendes Beispiel. Tausendfach gefesselt durch andere Menschen, durch Verhältnisse, Rechte und Pflichten muß ich das Kleinste mir versagen, und jeden Wunsch verweist das verneinende Schicksal, dessen Schmied ich war, auf eine andere Welt. Unbefriedigt trage ich ein Herz voll Sehnsucht in's Grab und auch mein edles Weib, das nach Ruhe dürstet, findet keine Ruhe als in sich selbst, und keinen Frieden als den ewigen. —

Die Schweiz ist gewissermaßen eine Welt für sich und die Entdeckungen in dieser Welt nehmen kein Ende. Kein Jahr vergeht, daß nicht irgend ein Cook oder La Perouse seine Berg- und Gletscherfahrten erzählt und Kunde gibt von Gipfeln, die noch kein Menschenfuß erstiegen, und von Naturwundern, die vor ihm noch Niemand sah oder beobachtete. — Sogar der Rigi, jetzt der allerbesuchteste der Schweizerberge, war, so unglaublich es scheint, noch vor anderthalb Jahrhunderten von Niemandem gekannt als von Kelpnern und Hirten. Im Jahre 1689 erbaute ein reicher, frommer Mann, Sebastian Zan, der selbst viele Alpen auf dem Rigi und zahlreiche Heerden als Eigenthum besaß, in einer vor Stürmen geschützten Bergvertiefung, 4300 Fuß über dem Meere ein Kirchlein, damit die Hirten am Tage des Herrn der Andacht pflegen möchten. Später kamen die Wohnungen für ein paar Kapuziner hinzu, welche des Gottesdienstes Sorge trugen — und so wurde, als der Papst das Kirchlein mit einem wunderthätigen Madonnenbild beschenkt hatte, das von weit und breit wallfahrende Schaaren herbeilockte, das ansehnliche Hospiz daraus, welches dem Leser im Bilde so freundlich anblickt. „Maria zum Schnee“ haben es die des reichen Dpferstocks frohen Patres genannt, und wenn auch der Glaube an die Kraft des Bildes nicht mehr

so viele Tausende heraufführt, als ehedem, so bringt ihnen der größere Wunderthäter, „der die Welt ausbreitet in Pracht um die Häupter seiner Berge“, doch andere Tausende zu, und die Väter, tolerant wie der Samariter, fragen nicht danach, wess Glaubens die Pilger sind, welchen sie ihre stets gefüllten Keller und Vorrathskammern öffnen. Auf Wildpret, Geflügel, köstliche Forellen, italienische und elsässische Weine kann ein Jeder Rechnung machen; die Wirthe selbst aber machen Keinem die Rechnung und — stehen sich doch besser dabei als ihre best-rechnenden Kollegen auf dem Berge.

Der Rigi ist in den Sommermonaten (vom Juni bis zum September) das gewöhnliche Stellbühlein von den Tausend und aber Tausend Menschen, welche um der Reiselust, Zerstreuung, Freude an den Wundern der Natur, um der Belehrung oder der Gesundheit willen die Schweiz durchstreifen. Da hört man alle Sprachen der civilisirten Erde reden, und alle Gasthäuser, die den Berg bis zu seinem Gipfel inne haben und deren Zahl sich mehrt mit jedem Jahre, reichen oft nicht aus, der Menge Obdach zu geben. An schönen Tagen sind die Straßen, die bis zur Spitze des Kulms führen und so bequem sind, daß selbst Damen das Besteigen des 5570 Fuß hohen Bergs nicht allzu beschwerlich finden, mit Karavanen bedeckt; mit Männern und Frauen in den seltsamsten Reisetrachten, begleitet von Maulthieren, Führern und Leuten, welche die Wege zeigen und Gepäck tragen. Man muß unwillkürlich an Mekka und Medina denken, oder an eine Fahrt zum heiligen Grabe. Das bunte Getümmel, den entfalteten Luxus, das fröhliche Umhertreiben reicher Familien der verschiedensten Nationen trifft man auf keinem Fleck der Erde in gleichem Grade wieder. Die Gewinnsucht, der nichts heilig ist, (verjagte doch schon Christus die Spieler aus der Tempelhalle!) hatte vor einigen Jahren sogar den grünen Tisch und das Roulett auf diesen Hochaltar Gottes gestellt und man konnte dem Glück eine Partie bieten noch vor Sonnenaufgang. Der Mensch spielte — während die Natur ihre Morgenandacht feierte.

Die Schweizerregierung entfernte diese Entweihung des Heiligthums, sobald sie davon Kunde bekam, und wies den speculativen Bankhalter, einen Pariser, aus dem Lande.

Das Panorama des Rigi zu beschreiben spare ich auf für ein Blatt im nächsten Bande, der eine Ansicht des Kulms enthalten wird. So habe ich mir es gedacht. Doch wer darf sagen, was morgen geschehen wird, oder was er thun will im nächsten Jahre? Noch steht der Bogen des Friedens am Himmel — aber die Ströme stürzen nieder unversehens — und wie viel sie verwüsten, oder was sie befruchten, weiß Keiner zu sagen.







ST CLOUD 'ned PARIS

See the Description of this Garden in France

See the Description of this Garden in France



## DCXXIV. S t. C l o u d.

Welch ein Bild der erhabene Mensch! Wemwille betrachtend,

Mit dem Blick des Gemüths schaue bewundernd ihn an.

Sieh'! er kämpfet die Kämpfe der Leidenschaft, bändigt die Stürme

Jedes mächtigen Triebs, jedes empdrten Gefühls.

Nicht beugt den Helden die Last der aufgebürdeten Leiden,

Selbst nicht der spottende Blick, selbst nicht das Lachen des Hohns,

Alles erträgt er mit würdiger Kraft und mit Adel der Seele;

Wenn die Welt ihn verläßt — flüht er sich Stolz auf sich selbst! — —

In der Idee von Gott geht alles Erhabene auf; in der Idee des Unendlichen versinkt alle menschliche Größe. Klein und ohnmächtig sehen wir uns der Allmacht gegenüber; doch hat ein solches Erkennen nichts Niederdrückendes: wir fühlen uns vielmehr aufgerichtet durch die Fähigkeit, das Unendliche denken und Gottes Größe fassen zu können in seinen Werken. Also entsteht das Gefühl des Erhabenen, jene Empfindung, vor der sich Alles in Höhe und Tiefe, in Himmlisches und Irdisches scheidet. — Die sichtbare Ordnung in dem unermesslichen Weltgebäude, die Bahnen, welche die Trabanten der Sonne in der Wüste des Aethers beschreiten, der Sternhimmel als Bürge unserer Unsterblichkeit, — alle diese erhabenen Gegenstände betrachten wir mit einem unaussprechlichem Vergnügen, dessen die Seele nicht satt werden kann. Wir empfinden über jede Erscheinung des Ulgewaltigen und Allweisen ein Entzücken, vor dem das Mißvergnügen über unsere eigene Kleinheit und Schwäche verschwindet.

Wie in der Natur, so ist's in der sittlichen Welt. Ein wahrhaft großer Mensch, in welchem der göttliche Funke ausgeprägt ist durch Genie und Tugend zum Heroß, fällt unsere Seele mit Schauern der Verehrung, der Freude und des Stolzes. Das Gefühl der eigenen Winzigkeit, solchen Menschen gegenüber, hat nichts Entmuthigendes; vielmehr weckt es ein Hochgefühl; denn in dem Gegenstand unserer Bewunderung sehen wir doch immer

die Gestalt eines Menschen; wir sehen gleichsam unser Ideal verwirklicht. Wir blicken hinan zu dem hohen Sterblichen und messen den Abstand, und so groß er ist, so finden wir ihn doch endlich und innerhalb der Erreichbarkeit menschlicher Fähigkeit. Wir sehen gleichsam einen Vermittler zwischen Gott und dem Göttlichen in uns; er ist die Kerze, an der sich edle Gedanken entzünden; er gibt uns das Licht zur Orientirung in einer Welt von neuen Begriffen; er ist der Wecker hoher Gesinnung und steht als glänzendes Vorbild, würdig der Nachahmung, vor unserer Seele. Ja, auf ganze Völker übt ein solcher Mensch oft einen fast überirdischen Einfluß. Er wird im Volksbegriff zum mythischen Wesen, und die Bewunderung und Verehrung steigern sich zum Kultus. Der Glaube, daß ein Heros dieser Art wirklich göttlicher Natur sey, oder doch unter Gottes unmittelbarem und speziellem Schutze handele, daß Alles, was er thue, vortrefflich sey, vollkommen und beseligend, erfasst oft Millionen und wird unaustilgbar. Die Völker sagen von ihm: Er will, und es wird; er gebietet, und es steht da! Und ein solcher Mensch, der getragen wird von einem solchen Glauben, der kann auch das Größte wagen, und es wird gelingen; der kann Wunder thun wollen, — und Wunder werden geschehen. — Ein solcher Himmelsgeist: —

„Der aufwärts steigt,  
Der über die Gedanken  
Gebücker Seelen geht,“

kennt aber auch stets seine Kraft und seine Regionen. Aus diesen herab wirkt er gewaltig, erleuchtend, befruchtend, bildend, beherrschend auf die Tiefe. Während der niedere Mensch immer nur Kleines denkt und strebt; während dieser mit den größten Mitteln nur wenig wirkt oder nichts: schafft der große Mensch Wunder mit der bloßen Idee und richtet mit Wenigem Unglaubliches aus.

Die fernsten Ziele sieht er nahe liegen,  
Die kleinen Menschen unerreichbar scheinen;  
Er schwingt sich auf, den Himmel zu erstiegen,  
Er taucht hinab im Braun der Morgenröthe,  
Er schiffet mit der Wolken Sturmesflug,  
Und Menschen, Geister und Dämonen sind  
Die Diener seines Genius. Die Zukunft  
Liegt aufgerollt vor seinem Adlerblick,  
Und nach des großen Weltensordners Vorbild  
Bringt er Gestalt und Regel in das Chaos. —

Doch am erhabensten und größten ist der Held,  
Wenn Stürme heulen über seine Schöpfung,  
Wenn unter seinem Bau der Abgrund bebt;  
Wenn die gewalt'ge Hand des Schicksals ihn  
Im Nu vom Gipfel in die Tiefe schleudert.  
Dann zeigt der große Mensch sich wahrhaft als  
Ein Wesen, angehörend höh'rer Ordnung;  
Er richtet gedulder sich vom Sturze auf,  
Und herrlicher denn früher steigt empor  
Sein Werk zu seinem Ruhm und Gottes Ehre.

Es gibt aber auch große Menschen anderer Art, deren Größe sich als ein Dualismus darstellt; neben der Ehrfurcht flößen sie Schrecken ein. Diese sind weit häufiger, als jene hohen Gestalten, welche wie Sendlinge Gottes von Zeit zu Zeit über die Erde wandeln, und deren Wirken im Gedächtniß der Menschen in Verehrung und Liebe fortlebt. Wie die hoch aufstrebenden und drohend überhängenden Wände einer Felschlucht, wie die Vulkane in ihrer zerstörenden Herrlichkeit, wie die Stürme in ihrer verwüstenden Kraft, wie der Strudel, der Schiffe verschlingt, wie die Brunst, welche Städte verheert, Bewunderung und Schrecken zugleich einflößen, so jene Menschen, in deren Seele das Göttliche mit dem Dämonischen streitet und diesen Kampf offenbart in ihrem irdischen Wirken. Die Kriegshelden und Eroberer, welche seit 6 Jahrtausenden durch die Geschichte gehen, gehören fast ohne Ausnahme in diese Kategorie. Ein Alexander, ein Cäsar, ein Karl der Große werden zwar immer Ehrfurcht erregen durch ihre geistige Größe; aber in die Bewunderung ihrer Thaten mengt sich der Schrecken. Man betrachtet sie mit dem Wohlgefallen, mit dem man das stürmende Meer betrachtet, das Wellen auf Wellen thürmt und die Gestade zittern macht. Man hat Lust an dem Ungeheuern ihrer Kraft und man findet einen Genuß in der Erschütterung der Seele, die sie hervorbringt: aber von der Freude und Seligkeit, mit denen wir jene makellosen Auserwählten Gottes betrachten, geben sie keine Ahnung.

Der jüngste in der glänzenden Reihe der Helden und Eroberer war der kleine Mann, welcher vor einem Menschenalter in diesem Garten wandelte und da so oft die Loose warf über das Schicksal von Reichen und Völkern. — St. Cloud und Napoleon sind so unzertrennliche Begriffe, wie Olymp und Zeus. Napoleon war damals auf dem Gipfel seiner Macht. Von St. Cloud aus herrschte der Imperator im Styl des alten Roms; hier entwarf er die großen Pläne für die Verherrlichung Frankreichs und für die Unterjochung der Welt. Auf den einsamen Gängen im Park v. St. Cloud war es, wo er die Ruhe fand zu den Betrachtungen des Philosophen,

Gesetzgebers und für jene Werke der tiefen Staatsweisheit, welche sein Haupt noch mit Glanz umgeben werden, wenn alle seine Triumphbögen und Siegessäulen von der Erde verschwunden sind. Von St. Cloud datiren jene Dekrete, welche die Staats-Verwaltung gänzlich neugestalteten und ihren Getriebenen jene einfache Konstruktion gaben, die nie übertroffen werden kann; — in St. Cloud ordnete er, nach Aussöhnung mit dem Papste, die Verhältnisse der Kirche und machte aus ihr, der Widerstrebenden, die Dienerin seiner Macht und das stärkste, mächtigste Werkzeug seines Willens; von St. Cloud aus regelte er die Erziehung des Volkes, freilich als Kaiser und Herr, nicht als des Volkes Freund; nicht zum Dienste der Humanität, sondern zum Dienste der Selbstsucht; nicht zur Freiheit, sondern zur Sklaverei: — zur Heranbildung eines Geschlechts, das gehorchte aus Gewohnheit und des Bürgers Würde und Selbstbewußtseyn kaum dem Namen nach kannte. — Von St. Cloud aus ordnete er auch die Rechtspflege seines weiten Reichs. Er gab ihr Gravität und Würde zurück, stellte den Richterstand auf den Kothurn, und indem er dem Prozeßgang Festigkeit, Einfachheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit verlieh, wurde er der Wohltäter des Reichs, das ihm gehorchte. Damit aber die Unabhängigkeit der Richter nicht ein drückendes Band werde für seinen Despotismus, so schuf er gleichzeitig jene furchtbare Polizeigewalt, die alle Fäden des öffentlichen Lebens in ihrer Hand hielt und, seines Willens gewärtig, stets bereit war, den imperialistischen Willen in den fernsten Winkeln seines Reiches zur That zu machen. Wie ein Netz breitete Napoleon sein Polizeisystem über das Land, und ein Stern von Telegraphenlinien, welche in St. Cloud ihren Mittelpunkt hatten, gab seinen Befehlen die Aktion des Blitzes. — Auch das Beamtensystem reformirte er völlig, und durch konsequente Abstufung und Centralisation machte er die Staatsdienerschaft zu willenlosen und zuverlässigen Vollstreckern seiner Befehle. — Eben so wandelte er die Finanzwirtschaft ganz um; sie war ein Chaos geworden; er vereinfachte sie und ordnete sie. Napoleon wirtschaftete mit dem Volksvermögen wie ein sparsamer Haushalter, und mit einem Budget, das kaum ein Drittel der Summe erreichte, welche der König des Friedens, Philipp von Orleans, durch sein Regiment verschlang, schuf der große Mann sich die Mittel, den halben Welttheil zu erobern, und gleichzeitig jene Werke des öffentlichen Wohls zu bauen, welche Mit- und Nachwelt anstaunen. Aber so haushälterisch er mit dem Gelde seiner Völker umging, so verschwenderisch war er mit ihrem Blute. Napoleon nahm davon, so viel ihm gelüstete, und so viel seine Pläne forderten mußte ihm gegeben werden. Seine Dekrete aus St. Cloud vollendeten das Conscriptions-system, und nie hat die Erde ein wirksameres Instrument für den Krieg gesehen, als dieses. Die Blüthe der Nation gehörte den Schlachtfeldern. Sie zog, von dem Geiste des Ruhms voll bis zur Trunkenheit, in die fernen Länder, wo Sieg und Tod ihrer harreten, wie zum Tanze. Die ganze Summe dieses Wirkens verlieh aber seinem Reiche eine Staatseinheit, stärker als jemals von einem Monarchen eine erdacht worden war. Fortan ward für Napoleon das Werk

der Eroberung leichter. Manche harrten des Angriffs nicht und taumelten ihm von selbst in den Rachen; Andere überwand die List; die Starken aber warf er nieder in einer Reihe von Schlachten, und vor seinem Schwert und seinem Genie zerstob aller Widerstand wie leere Spreu. Bald gab es nichts mehr zu überwinden auf dem Continente des Welttheils; die Nationen lagen gefesselt, und Karls des Großen Reich war wieder neu geworden! Von den dalmatischen Küsten bis zu den Pyrenäen, und von der Ostsee bis zu Neapels Golf herrschte Napoleons Hand mit unumschränkter Gewalt, als je ein Fürst des Alterthums geübt. Seine Völker waren willenslose Werkzeuge; seine Bundesgenossen trugen das Zeichen der Dienstbarkeit, und als Preis dafür, daß die Fürsten die Unabhängigkeit dem fremden Joch hingegeben, wurde ihnen nachgelassen, Tyrannei zu spielen mit ihren eigenen Völkern. Und sie, die aus den Händen des Gewaltigen Krone und Szepter hingenommen als Kaufpreis der Unterwürfigkeit, gingen nun zu Hof in St. Cloud und nahmen die Erniedrigung und den Hohn freiwillig in den Kauf, als hätten sie am vollen Maß ihrer Schmach noch nicht genug! Wer da nachschlagen möchte in dem Tagebuch dieses Schlosses, in welchem die schmutzigsten Blätter deutscher Regentengeschichten eingebunden sind! wer jetzt noch erzählen möchte, wie sich damals die neuen Souveräne, angethan mit den Lappen, die der Mann der Insel ihnen aus dem zerrissenen Reichsmantel zugeworfen hatte, sich in den Vorzimmern des Imperators geberdeten und wie dieser sie behandelte! Wie ein persischer Gesandter einst ein Viertelduzend deutsche Hoheiten für Kammerdiener ansah und ein anderes Mal der Leib-Kameluck einen König fortbeschied mit den Worten: „Der Kaiser befiehlt, daß der wartende deutsche Herr morgen wieder zufrage; morgen; morgen früh eils Uhr!“ — Wir Alten haben ja diese Zeit der Schmach selbst durchgelebt und erinnern uns Alle noch der Rollen, welche deutsche Dynastengeschlechter damals gespielt haben. Ja, wir werden es nie vergessen, wer dem Corsen die Stücke der zerbrochenen Kaiserkrone abgehandelt hat und womit man sie bezahlte! Wir werden es nie vergessen, wer die waren, die in den deutschen Ländern vom Mechanismus des Kaiserreichs so viel einführten, als nur möglich war; wie sie durch die Conscriptio das deutsche Volk blutzehneteten, um dem fremden Moloch Opfer zu bringen und um ein eisernes Band über alle treibenden Volkskräfte zu schlagen; wie sie den unbedingten Gehorsam zur Militärlehre ausprägten und die Heere selber zu Institutionen der unbeschränkten Fürstengewalt erniedrigten; wie sie die Beamtenchaft dressirten zu einem zweiten Friedensheere, den Staatsdiener in Uniform steckten, ihn militärisch disciplinirten und, ihn gliedernd von Staffel zu Staffel und Rang zu Rang, daran gewöhnten, im Fürstenwillen die einzige Quelle seines Sollens zu suchen; wie Alles, was dem System des Despotismus hindernd entgegentrat — die Tradition von Stammes Art und Sitte, das örtliche und provinzielle Recht, die Freiheiten und Privilegien von Ständen und Körperschaften, die Macht des Herkommens und der Gewohnheit, der Stolz selbstständiger und unabhängiger Gesinnung, — bekämpft wurde fort

und fort, damit man ausrotte alle Kraft des Widerstands; wie endlich alles Regieren darauf hinausgegangen war, die Massen zu conglomeriren in ein Ganzes, dem man den Gehorsam als Lebensprinzip einimpfte und unter dessen Herrschaft die Staatsbürger nur als Ziffern und Zahlen nach der Höhe des Ertrags galten! Damals war es, wo, um zugleich dem fremden Dienstherrn und der eigenen Hoffahrt zu genügen, die deutschen Regierungen jenes Pump- und Saugwerk an alle produktiven Kräfte der Nation legten, auszuziehen das Mark aus Bürger und Bauer und die Verarmung in die Massen zu verbreiten, welche endlich nichts übrig lassen wird, als — Reiche und Dürftige. Damit aber ja keine einzige Quelle verborgen bliebe, aus der ein Tropfen zu schöpfen sey, und auch keine Regung des Volkslebens unbewacht und unbeachtet: so wurde zu allem andern Bösen auch noch jene horchende, spähende, schleichende Macht eingeführt, welche den Argwohn auf die Stufen der Throne setzte und den Fürsten wie das böse Gewissen nachging. O schmachvolle, unvergessliche Zeit! Deutschland war verurtheilt, doppelte Ketten zu tragen: die des fremden Oberherrn, und die von den eigenen Fürsten, welche ihrerseits vor keinem Sklavendienste errötheten. In den Schlössern der Souveraine räucherte man dem fremden Herrn, golden glänzte sein Name in den deutschen Kalendern, und seine Geburts- und Namenstage wurden der Nation von ihren Regierungen als Freudenfeste empfohlen! War es da ein Wunder, daß alles Ehrgefühl und alles nationale Bewußtseyn getödtet und jeglicher Sinn für bürgerliche Freiheit und Selbstständigkeit bis zur Wurzel zerfressen wurde? Die Legende: „Empire francais,“ ging quer über die Karte Deutschlands hin bis zur Ostsee, und die Pulsadern des deutschen Lebens unterbanden französische Präfekten. Nur das Eine theilten damals die Fürsten mit den Völkern: die Erniedrigung. Dieses Loos traf jedoch Deutschland nicht allein. Weit über seine Grenzen hinaus reichte die Fluth, bis an die Säulen des Herkules ging sie, und alle Nationen und Fürsten des europäischen Continents beugten ihr Haupt vor dem Adler, der in St. Cloud horstete.

Und in St. Cloud war es, wo ein Federzug und ein Moment das zwanzigjährige Riesenwerk vernichteten. Die Urkunde seiner zweiten Abdankung hat Napoleon in St. Cloud unterzeichnet. Verrathen, gefangen, angeschmiedet an den einsamen Felsen des Ozeans verwandelte sich nun der Heros in den Seher, und von den Lippen des Sterbenden trugen die Bogen jene Weissagungen in die alte Welt, welche eingetroffen sind bis zur heutigen Stunde.

St. Cloud hat noch manches interessante Blatt in seiner Chronik. Hier unterzeichnete Carl X. im Juli 1830 jene Ordonnanz, welche die schlafende Revolution aus ihrem Grabe riefen und ihre Geister aus der



Tiefe. Von St. Cloud floh der Thronerbe aus Frankreich, Heinrich V., und ist seitdem der fahrende Ritter der Restauration. Die Republik öffnete Schloß, Park und Gärten dem Volke — und das Volk, einem Kinde gleich, lacht und scherzt jetzt da, wo die Pläne gemacht wurden, welche die Welt mit Blut und Thränen füllten.

Der Palast von St. Cloud steht am Seine-Ufer, zwei Stunden unterhalb Paris, malerisch auf einem Hügel, umgeben von den prächtigen Parkanlagen, welche die Gelände und Anhöhen über eine Stunde weit bedecken. Es war in alter Zeit ein Kloster, das der Enkel Clodowichs, Clodoald, gründete, der auch in demselben starb. Später wurde ein königliches Jagdhaus daraus und Ludwig XIV. baute das heutige Schloß. Es besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons und imponirt weniger durch seine Größe, als durch die Harmonie der Verhältnisse und den Reichthum seines äußern Schmucks. Die innere Ausstattung trägt den großen Charakter Napoleons. Sie ist einfach und edel. Der Kaiser verschmähete es, den kleinlichen Flitter der Macht zur Schau zu tragen. Aber die herrlichsten Werke der Kunst, — Trophäen seiner Eroberungen und Siege, — machten St. Cloud zu einer Villa Hadriana. Zwar ist Manches verschwunden; aber zum Bewundern ist genug übrig geblieben. Die einstigen Wohnungen des Kaisers haben theilweise noch ihre ursprüngliche Einrichtung und Ausstattung. Die Lilien, welche die Adler während der Restauration verdrängt hatten, sind abgefallen; die Embleme der Macht und des Ruhms sind seit der Revolution überall an ihren Platz zurückgekehrt. Das Volk freut sich dieser Zeichen. Sie sind eine Hinterlassenschaft seines Ruhms; an ihnen spinnt der Volksgeist den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen ist, und es hofft von der Zukunft, daß sie vollende, was er begonnen.

Die Gärten des Palastes sind von Le Notre angelegt. Sie wurden stets auf das sorgfältigste erhalten. Bassins, Wasserkünste, Statuen von Marmor und Erz, hohe Laruswände und Blumenparterres geben dasselbe Bild, welches ich unter der Ueberschrift „Versailles“ schon einmal ausführlich schilderte. Die Prachtpartie ist die Cascade, der Gegenstand des vortrefflich ausgeführten Stahlstichs. Die Wassermasse steigt in Absätzen aus einer Höhe von 108 Fuß in das große Bassin hinab, aus dessen Tiefe mächtige Wasserstrahlen 100 Fuß hoch in die Lüfte steigen. Das Ganze verhält sich freilich gegen die großen Werke der Natur, z. B. gegen den Rheinfall bei Schaffhausen, wie ein Feuerberg auf dem Theater gegen den speienden Aetna, — und die Löwen, Hyänen, Schlangen und Seeungeheuer, die sich einander die Wasser in's Gesicht speien, mahnen an die Träume eines Wahnsinnigen. Nur im Frühjahr und Herbst haben die Werke volles Wasser; dann aber strömt die

Bevölkerung von Paris jeden Sonntag hinaus, und Park und Garten werden Lustlager, wo sich Alles findet, selbst das Elend, jedoch im Kleide des Vergnügens. Die Armuth ist vergoldet, das Unglück lächelt, das Volk ist froh. Es wandelt durch die Salons des Palastes, es denkt an Wien, Berlin und Moskau; es kämpft die zahllosen Siege seines Hero's noch einmal: es schlürft Glorie in vollen Zügen. Geht es dann berauscht zu Hause, so spottet es des Betrügers im Elisee, der das Kaiserhütchen als Schellenkappe trägt und ein Kartenhaus baut, um sich vor dem Sturme zu schützen. „Wer stellt Leimruthen für den Adler!“ — ruft es; „Wer will den Löwen in der Mausefalle fangen?“

---

### DCXXV. W i t t e n b e r g.

---

Dort drüben, lieber Leser, wo das schlanke Thurmpaar über das Dach des Gotteshauses schaut, ist eine heilige Stätte des deutschen Landes. Dort lehrte Luther, dort liegt er begraben. Gottes Friede über die Asche des Apostels und des Helden!

Wenn ich sein gedenke, dann möchte ich niedersinken und zum Himmel rufen: „Komm' herab und rette!“ Wenn ein Luther sein Volk um die heilige Fahne rief, wie schnell würde die Kraft von der Gewalt fallen! wie würden die Wechster von ihren Tischen fliehen! wie würden die Throne erbeben, wie würden die Mächte des Widerstands verschwinden und in welcher Herrlichkeit würde dann erstehen ein Bau der Freiheit, des Friedens und der Ordnung! — Kein Luther da? fragt das Schicksal umher im Volke, in den Heerlagern, in den Parlamenten, in den Gerichten, in den Rathsstuben der Fürsten, unter den Fürsten selber; es fragt in den Palästen, es fragt in den Hütten; es klopft an die Thüre des Glücks, es winkt dem Unglück: aber stumm bleibt's überall, oder es werden ihm lose Reden. — Nur das Eine ist noch zu fragen — das Eine, was noch nicht da ist, aber kommen wird: das Chaos. — — —



WITTENBERG am Harz-Fluss

Das Bild ist ein Werk von J. G. Schlegel, 1804.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.





„Fortbildung ist das Gebot für alles Erschaffene“. — Die Sonne geht auf und unter und die Sterne versinken und kommen wieder, und die Sphären haben ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, denn in den leuchtenden Quellen des Lebens selbst ist Leben und Fortbildung. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufeln den Sternen, wie die Thautropfen den Wolken, und umfassen die Erde kräftigend, wie die Nacht die Natur, wie der Schlaf die Menschen.

Weil aller Tod Geburt ist, so muß auch schon im Sterben sichtbar werden die Erhöhung des Lebens. Nicht der Tod tödtet, sondern das lebendige Leben, welches, hinter dem alten verborgen, nach diesem beginnt. Darum ist jede Geburt bloß das Ringen des Lebens mit sich selbst zu höherer Vollkommenheit. Daß die Natur ein Leben durch den Tod vernichten könne, — ein solcher Gedanke streitet gegen die Vernunft, er widerspricht aller Erfahrung, aller Beobachtung, aller Forschung, er ist unverträglich mit den unabänderlichen Naturgesetzen, er ist der Gedanke des Unmöglichen.

Aber nicht bloß das geistige Selbst jedes Menschen, die Seele, ist unsterblich, auch die irdische Wirksamkeit des innern, unsichtbaren Lebens kann keine Zeit, kein Tod vernichten, sofern dieses Wirken selbst des Lebens nicht entbehrt. Indem es die Zeit verwischen will, frischt sie es auf; und während es zu sterben scheint, zieht es in ein höheres, entwickelteres Leben ein. Was einmal eingetreten ist in den Kreis der Entwicklung, dem klebt auch die Ewigkeit an. Wären Tod und Vernichtung gleichbedeutend, so wäre ja das ganze Weltleben endlich, es wäre ein langer Akt des Sterbens und der Kreis der Schöpfung wäre ein geschlossener. Jeder Blick in dieselbe beweist aber das Gegentheil: Leben, Fortentwicklung, Ewigkeit stellen überall sich als unzertrennliche Begriffe dar.

Die Vergangenheit hat die Gegenwart geboren, und diese ist die Mutter der Zukunft. So zeugt die Vergänglichkeit der Zeit ebenfalls nur für die Unvergänglichkeit! Die Vernichtung trifft nicht einmal die Form; denn alle Form ist nur der Vorhang gleichsam, durch den eine unendlich vollkommnere Form verborgen wird, und der Keim, aus der sich diese entwickeln soll.

Was der Mensch auf Erden lebendig schafft und wirkt, hat ebenfalls Anspruch auf Unvergänglichkeit.

Es ist der erhabenste, der allerstolzeste, der allerbegeisterndste Gedanke, daß Jeder, welcher die große Aufgabe übernimmt, seine Brüder und Schwestern weiser und glücklicher zu machen, auch auf Erden ewig fortwirke;

daß also auch seines Daseyns Spur auf Erden nie aufhören wird. Sey Apostel der Tugend durch Beispiel und Wort; sey Apostel der Wahrheit und der Freiheit; bekämpfe das Schlechte furchtlos; führe raslos Krieg gegen Tyrannei und Unterdrückung: der Tod kann dein Werk nicht abbrechen; denn jede lebendige That trägt die Fortdauer in sich und keine Zeit stellt ihrer Entwicklung Grenzen. Jeder große und tüchtige Mensch, welcher für die heiligen Interessen der Menschheit und für die Elemente der Gesittung streitet und wirkt, hat mit der Uebernahme seiner hohen Aufgabe die Ewigkeit an sich gerissen. Er hebt sein Haupt kühn empor gegen die finstern Gewalten, die ihm entgegen treten, er stellt sich vor seine giftigen, dräuenden Widersacher ruhigen Auges und spricht: Ich bin ewig und ich trose eurer Macht! Brecht Alle los gegen mich, ruft die Hölle zu eurem Beistand herauf, schäumt und tobt, hebt Schwert und Strang gegen mich und zermalmst in eurer Wuth meinen Körper zu Sonnenstäubchen: mein Wille allein mit seinen festen Vorsätzen wird kühn und kalt über euere Leidenschaften schweben und euren Zorn belächeln: denn ich streite unter den Augen Gottes, und je mehr ihr mich verfolgt, um so herrlicher ist mein Sieg. Mein Wirken ist dauernder, als ihr, denn es ist ewig." — So spricht er, und er weist auf Christus, den armen Zimmermannssohn, den sie vor 1800 Jahren als Rebellen an's Kreuz genagelt haben.

„Im Martertod hat er's vollbracht,  
Das Kreuz hat ihn zum Gott gemacht!“

Jeder begabte Mensch kann sich auf Erden eine Unsterblichkeit schaffen, sobald er sich mit reinem, festem Willen und unverbrüchlicher Treue dem Dienste der Menschheit weihet. Die übersinnliche Welt ist keineswegs eine solche, welche der Zukunft ausschließlich angehört. Sie ist gegenwärtig und sie kann in keinem Punkte unseres Daseyns gegenwärtiger seyn, als in dem andern. Wir leben mitten in derselben; wir gehören ihr an, wir sind ihre Bürger. — Wenn diese Ueberzeugung doch alle Menschen erwärmte! Sie ist das Fundament der großen Vorsätze, des weithin wirkenden Strebens, sie bringt die großen Thaten zur Welt, sie trägt die großen Menschen. Wo sie die Seele durchdringt, da verliert das Erdenwehe seinen Stachel und der Leidenskelch seine Bitterkeit. Selbst der Tod bringt dann Freude; er ladet ja zum neuen, höhern Leben. Ein solcher Mensch sieht sein Wirken unverloren; durch seinen Tod wird es der Menschheit Erbe und seine weitere Entwicklung ist dadurch gesichert.

Das Saatkorn warfst Du. —  
 Die weiteren Mähen,  
 Das Wachsen und Blühen,  
 Das Reifen im Feld,  
 Das Streu'n über die Welt  
 Thut Gott dazu! —

sagte einst Spalatin zu Luther, und Luther antwortete frisch:

„Und der Teufel begießt's,  
 Ob's gleich ihm verdriest.“

Was Luther jetzt sagen würde? Wohl eben so; freilich in anderm Sinne!

Unaufhörlich sith die Geschichte zu Gericht, und das Richtschwert Gottes ist thätig ohne Unterlaß. — Jetzt werden die Sünden der Hohen und der Niedrigen zu gleicher Zeit heimgesucht. Die Schuld der Ehrlosigkeit, Feigheit, Wortbrüchigkeit und Leichtgläubigkeit unten empfängt mit der Schuld der Wortbrüchigkeit und Grausamkeit oben zugleich ihren wohlverdienten Lohn. Aufgeriegelt liegt das finstere Reich des Abgrunds vor uns; die dunkeln Mächte haben den Geist der Versöhnung, des Verständnisses und des Friedens in Blut ersäuft und die edlern Gefühle sind versenkt in die tiefsten Brunnen: — in einem Labyrinth sind jetzt Weide, Regierungen und Volk, befangen, und die höllischen Mächte haben den Faden in Verwahr genommen, der einen Ausweg vielleicht noch zeigen könnte. Wann wird das Unglück der Zeit das Siegel nehmen vom Urtheil Gottes! Wie dieses lautet, das ahnen Alle; aber Keiner kann an den Vollzug denken, ohne daß jeder Nerv zuckt und jedes Haar sich sträubt! Welche Geister werden dazu berufen werden, welche Schrecken werden in ihrem Gefolge gehen!

Bis dieser Tag kommt, an welchem der Stab gebrochen wird über Glück und Leben von Hunderttausenden, — sind wir in der Lage der Verdammten, die ihr Urtheil kennen, und den Tag des Vollzugs ohne Gnadenhoffnung erwarten.

Oben die Hülflosigkeit; Halt und Steuer gebrochen; keinen Glauben mehr an sich selbst und an die Dauer des Daseyns; lebend von einem Tag zum andern; rathlos sogar für die nächste Zukunft, in Aengsten und Argwohn ohne Unterlaß und von Gewalthat zu Gewalthat, von Mißgriff zu Mißgriff taumelnd, um den Bestand in der Gegenwart nothdürftig zu fristen; im Volke aber das Vorgefühl der nahenden Umwälzung, ein Gefühl, welches jegliches Verhältniß dominirt. Alle Gemüther sind in höchster Spannung; empört

sind die Herzen ob so vieler Täuschung, Lüge, Schmach und Arglist; Allwärts Trauer oder Entrüstung ob des Niedertretens des Rechts und der Verkümmern der Freiheit; ob des Bruchs der heiligsten Schwüre und Zusagen; ob der Entäußerung der Ehre und Scham in den Verhältnissen Deutschlands gegen das Ausland; die Herzen sind vergiftet; der Unwille, der Haß, die Verachtung, das Mißtrauen und alle bösen Leidenschaften, die genährt werden von den täglichen Ereignissen und von der Maßlosigkeit der Faktionen sind auf den höchsten Grad hinangetrieben, und Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit sind die bösen Geister, welche über den finstern Gewässern der Erwartung schweben. Jeder fühlt es, daß für menschliche Kräfte eine friedliche Lösung des schwindelerregenden Wirrsals unmöglich geworden ist. Alle Friedensmittel sind verworfen, keine Gewaltmaßregel hilft mehr; jeder Verstand wird vom Unverstand, jede Kraft von der Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch die entgegengesetzte aufgehoben, und wo kluge Männer sich zusammenthun, um zu rathen, zerfließt jede Anstrengung in nutzlose Deliberationen, wie beim Thurmbau zu Babel. Kommt auch einmal zu einem Entschluß, so fehlt ihm die Spitze — die That. Was haben die unter den schmerzhaftesten Wehen zur Welt gebrachten Zangengeburt: die Drei- und Vierkönigsverträge, die Verfassungsentwürfe, die Minoritätensparlamente und Sakayenkammern, was haben die Galvanisirungs-Experimente an dem Cadaver „Bundestag“, was hat der grandiose Akt der Einsetzung einer vollziehenden Centralgewalt gefruchtet? Alles dies hat auf die Autorität, die von der Volksachtung nicht mehr getragen ist, noch das Odium der Lächerlichkeit gelegt und von der Impotenz und Zerfallenheit den letzten Schleier hinweggezogen. Das Herz der Nation ist von solchen leidigen Experimenten gänzlich abgewendet; sie hat nach den Gespenstern der Todten nicht die geringste Sehnsucht. Wer aber meint, das Allerletzte, was allenfalls die souveräne Rathlosigkeit noch versuchen kann und wird, ein Fürstenkongreß nämlich, werde fähig seyn den durch und durch morschen, aus den Fugen gegangenen und auseinanderfallenden Bau zu halten und die faule Auflösung, die sich bereits in ihrem letzten Stadium befindet, ungeschehen zu machen: — der gibt sich dem Irrthum preis. Gegen den Naturgang der Dinge ist die vereinte Gewalt aller Gewaltigen durchaus nichtig. Ein Fürstenkongreß hält die Katastrophe so wenig zurück, wie eine königliche Ordonnanz einen heranbrausenden Meeresturm. Der Umsturz kommt, sobald der Weiser auf der Uhr der Zeit die rechte Stunde zeigt, und die Stunde — naht. —

Wenn es mit der Gesellschaft auf einen Punkt gekommen, wie derjenige ist, auf welchem sich die deutschen Verhältnisse gegenwärtig befinden, dann ist es Zeit, daran zu denken, wie in frühern ähnlichen Perioden die Vorsehung handelte, um das gänzliche Verderben des Geschlechts in so zerütteten Ländern zu hindern und dem Verwesungsprozeß Grenzen zu setzen. Erinnern wir uns der Perioden, da die römische Welt, faulend von innen heraus, aus einander brach. Da öffnete sie den Völkerströmen des Ostens die Schleusen, und durch die Flu-



then der Barbaren, welche sich über jene Welt ergossen, kam frisches, gesundes Blut in das stockende Leben und der schon dorrende Stamm schosste, von andern Säften verjüngt, in großen, neuen Trieben. Zwar fließen jetzt die Völker-Brunnen im Orient nicht mehr so reichlich, seit die Kultur dort gelichtet hat das Dunkel des Urwalds und die Pflugschar die wilde Erde zähmte. Dagegen aber hat Columbus die Siegel genommen von den Pforten des fernen Westens und die andere Hälfte der Erde mit ihren überschwenglichen Gütern und Reichthümern der bedrängten Menschheit der alten Welt zum Asyl und zur Besignahme geöffnet. Es ist dieß ein unermesslicher Vortheil, welcher der Gesittung der Festwelt zu gute kommt; sie rettet dadurch ihren ganzen Bestand, sie überträgt ihn ohne Verlust in die neue Heimath und dort, das Leben des neuen Landes in sich aufnehmend und von ihm durchdrungen, wird sie, gleichsam verjüngt und mit frischen Kräften ausgestattet, die Stufenjahre zu immer höherer Vollkommenheit viel rascher durchlaufen, als es ihr in der alten Welt selbst bei der ungestörtesten Entwicklung möglich gewesen wäre. Dieses Fortwandern in die neue Welt, dieses Aufgeben des heimatlichen Bodens von den rüstigsten, lebenskräftigsten Theilen des Volks hat schon seit einigen Jahren viel dazu beigetragen, den Zerstörungsprozeß der deutschen Gesellschaft zu befördern. Jetzt aber, wo nicht bloß in Hunderttausenden der Drang zur Auswanderung nach Amerika lebendig ist, jetzt, wo er die Masse des Volks erfasst und in Millionen deutscher Familien der Gedanke wach geworden ist: in der neuen Welt sich ein neues Haus zu bauen und sich zu retten vor den Gräueln der Verwirrung und Barbarei, die das Vaterland bedrohen, ist die Auswanderungsidee das allermächtigste Element der Zersetzung geworden; — sie löst von Innen heraus alle Bande des alten Organismus auf. —

Deshalb — ich muß es immer und immer wieder sagen — ist es vergeblich und in der That thöricht, daß die Autorität sich abquäle, am Alten zu flicken und zu restauriren. Je eifriger sie sich dabei geberdet, je mehr beschleunigt sie die Auflösung. Alle Gewaltmaßregeln fügen der Agentien mehr zu denen, welche für die Zerstörung bereits in Thätigkeit sind. Die Zeit, wo sie die losgebundenen Volksgeister, in Eintracht mit den dynastischen Interessen, in die segenvolle Bahn höherer Gesittung und eines wahren Rechtsstaates hätte leiten können, ein Werk, zu dem sie ihre sittlichen Pflichten unaufhörlich mahnten und die Stimmen aller wahren Vaterlandsfreunde unermüdet, aber vergeblich, aufforderten, ist ein für allemal vorüber und sie mag nun beginnen, thun, zusagen, versprechen, was sie will, es hilft ihr nichts mehr, weil alles und jegliches Vertrauen in ihre Humanität, Gerechtigkeit, Treue und Redlichkeit auf's tiefste erschüttert ist. Man gesteht ihr zu, die Gewalt zu üben, so lange sie sie hat; man fügt sich ihr, so lange man sie nicht besiegen kann; man thut's mit Resignation; aber man thut's ohne Entmuthigung; denn man weiß, die Sündfluth kommt und die Sündfluth ändert's.

Alle Menschen, mit Ausnahme jener kleinen Faktionen, die sich vom Volke ausgeschieden haben, sind jetzt eines Sinns geworden und, sichtbar für Alle, die der Herr nicht geschlagen hat mit Blindheit, sichtbar für Alle, die Beobachtungsfähigkeit und Urtheil haben, schweben die durch den Beresungsprozeß der Gesellschaft verflüchtigten Geister umher und suchen gleichsam die Anfänge zu neuen Verbindungen! Gebt Acht, wenn sie im ersten Moment der Katastrophe sich niederlassen werden auf die Häupter dieser Zeit, wie sie reden werden mit feurigen Zungen! Gebt Acht, wie die Ideen der neuen Gesellschaft dann einziehen werden in alle Sinne und in alle Geister, gleich einem Contagium, unwiderstehlich und unvermeidlich, um die Menschen zum neu begonnenen Werke zu weihen! Die größte und gefährlichste aller Thorheiten in solcher Zeit ist, sich mit Illusionen zu tragen, sich was weiß zu machen, seine Wünsche zum Glauben zu potenziren und angesichts der heranziehenden Gefahr den Kopf in den Sand zu stecken wie der Strauß, um auszurufen: es ist keine Gefahr! Tausende, welche Pflicht und Beruf haben, die öffentliche Meinung darüber ins Klare zu setzen, werden jetzt, wo über der freien und furchtlosen Meinungsäußerung in diesen Dingen das Schwert der Gewalt schwebt, durch Furcht, Feigheit und Eigennuß bestimmt, ihre Ueberzeugung zurückzuhalten, oder sie zu fälschen; Viele, ja nur zu Viele, erröthen sogar nicht, das Gegentheil ihrer Ueberzeugung zu predigen, und diese Nichtswürdigen, welche an den heiligsten Pflichten zum Verbrecher werden, laden sich die schwere Schuld auf, Andere geflissentlich irre zu leiten, ihnen ein Vertrauen in den Bestand der Dinge einzulösen, das sie selbst nicht hegen, und so ihre Nebenmenschen zu hindern, sich gegen die Gefahr zeitig zu rüsten. Sie bedenken nicht, daß sie dadurch vielleicht für Tausende Ursachen ihres Verderbens und Unglücks werden! Das ist nimmer ein rechter Weg! Gerade jetzt soll die Humanität ihre warnende Stimme, trotz der Gefahr, die daran haftet, unverdrossen fort und fort erheben, und sie soll namentlich den Leichtfertigen, welche ihre erwachenden Besorgnisse in Vergnügen und falschen Vorstellungen zu begraben suchen, das Neue Tekel an die Wand schreiben. Sie soll auch den Mächtigen zurufen ohne Unterlaß: „Es ist der Thorheiten unverzeihlichste, das große Schöpfungswerk dieser Zeit zu stören und sich zu unterfangen, mit ihren Ideen einen Streit auf Tod und Leben zu beginnen. In solchem Kampf hat noch Keiner gesiegt. Allezeit hat er die wilden, thierischen Kräfte den Ideen zur Seite gestellt und die Völker zu Gewaltthat und allgemeinem Umsturz hingedrängt, und stets hat er damit geendigt, das Schwertrecht gegen Die zu kehren, welche es zuerst angerufen. Alle Maßregeln zu gewaltsamer Aenderung der Geseze, zur volksfeindlichen Interpretation des Rechts, zur Verletzung und Fälschung der Freiheit, zur Unterdrückung der Majoritäten, zur Mehrung der Heere als Werkzeuge solcher Unterdrückung, zur Steigerung der Abgaben, zur Minderung des Verkehrs u. zur Stockung des Erwerbs, auch jede Grausamkeit u. Verfolgung gegen Andersmeinende sind in einer solchen Zeit Sünden gegen den gesunden Menschenverstand; sie wirken aufreizend, nicht niederdrückend, auf das

Volk und stacheln es zur Selbsthülfe auf. Ist es aber nicht ein verwegenes, frevelndes und leichtsinniges Spiel jederzeit gewesen, ein Volk zur Revolution zu treiben und es anzuweisen auf den Umsturz, um sein Recht zu wahren? Können das Regierungen vernünftigerweise wollen? Macht man sich aber jenes Strebens nicht schuldig, wenn man mit brutaler Strenge und Haß in das von den Ideen der Zeit bis in's Innerste aufge-regte Volksleben verlegend greift, wenn man dem Verlangen nach größerer Freiheit den Despotismus entgegensetzt, wenn man vor dem Gedanken nicht zurückschaudert, für den alten Staat, den abgelebten, das Herzblut von Mil-lionen Bürgern zu vergießen, und — wenn er nicht anders zu retten wäre, — es darauf ankommen zu lassen, daß die Hälfte der lebenden Generation die andere Hälfte im Bruderkriege erwürgete? Deutsche Fürsten! Ihr zeigt auf die Pforte der Vergangenheit, als den Verschuß Eurer Rechte! Die deutsche Geschichte hat sie der Nation vorgehalten, das Volk hat sie gewogen, und es ist nicht seine Schuld, daß es gar manche zu leicht ge-funden! Das Volk ist gerecht. Es ist mit seinen Dynastien aufgewachsen in vielen Stämmen aus einer Wurzel — und wie sie zusammen ausgedauert haben in den Stürmen der Jahrhunderte, davon weiß Jeder zu sagen. Jeder weiß, wie viele deutsche Fürsten in vergangener Zeit Muster waren ihres Berufs und welche Last des Se-gens auf ihrem Andenken ruht. Aber es hat auch für die Schuld ein Gedächtniß und die Verbrechen an der Ho-heit, Ehre und Macht des Reichs, an der gemeinen Freiheit und am Recht der Nation begangen, leben frisch in der Erinnerung. Im Volke geht eine Vorstellung um, — ein Zeichen, auf das wohl zu merken ist; denn es wirft ein Streiflicht auf manche Erscheinung. Es heißt: Die alten Dynastien sind unterthan dem Naturgesetz, wie alles Menschliche; sie sind folglich altersschwach geworden, der Geist ihrer großen Ahnen beginnt sie zu verlassen, ihre Stammbäume hören auf zu grünen und jene hohe Volksidee, welche in ihnen verkörpert war, fängt an zu verschwinden. Wenn die Fürsten, ablassend von der Hoffahrt, in christlicher Demuth diesem Volksglauben Rechnung getragen und ihren Blick gerichtet hätten, nicht stolz auf die glänzenden Thronhimmel, sondern beschei-den auf die Erde: — es sähe wohl anders aus in Deutschland und wir ständen nicht an dem Rande eines Abgrunds, der Schuldige und Unschuldige verschlingen wird. —

Doch die Sphinx sieht mich stumm an und lächelt, als wollte sie sagen: — „Gott naht ja, du Kleiner Menschengestalt, und die Wage ist schon erhoben.“ —

Ich sage es mit Trauer: Jedes Wort ist wohl „zu spät“ und vergebens, und ich schließe diese Be-trachtung mit den Worten Luther's:

„Ich rede auch nicht, daß ich hoffe, die Fürsten werden's annehmen. Doch bin ich ge-wiß, daß Gottes Wort sich nicht lenken noch biegen wird nach den Fürsten.“

Und weiter:

„Ich habe nichts gethan; das Wort hat Alles gethan und ausgerichtet. Ja, hätte ich wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen bracht haben. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele. Ich habe das Wort lassen handeln. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen. Amen.“

Und wenn ich daran den Wunsch hänge, daß ein solches Wort aus solchem Munde doch noch eine Stätte finden möge im Vaterlande: — sind dann nicht Wunsch und Hoffnung feindliche Geschwister? — — —

Wittenberg, die Wiege der Reformation und die Grabstätte der Reformatoren, gehört zur Trias der preussischen Elbfestungen. Der Schmuck seiner großen Zeit, die Universität, ist, seit Preußen die Stadt mit dem halben Lande von Sachsen abriß, aufgehoben — und das an ihre Stelle errichtete Predigerseminar gibt dafür keinen Ersatz. Das geistige Leben ist hier verodet, und von den Zeiten, wo die Fackeln der Wissenschaft in Wittenberg glänzten und ihr Licht über Europa verbreiteten, wo die Hörsäle zu klein waren und die Stadt zu enge, die Durstigen zu fassen, die zum Born des Wissens und der Glaubensfreiheit hierher strömten aus allen Ländern, ist bloß die Erinnerung übrig. Die bürgerlichen Gewerbe sind schwach; sie haben gegenwärtig in der starken Garnison ihren Stützpunkt. Der Antheil an dem Elbhandel ist auch von keiner Erheblichkeit, und erst in neuester Zeit sind durch den Eisenbahnverkehr frische, wenn auch nicht reiche Quellen des Verdienstes hergeleitet worden. Die Bevölkerung zählt nicht über 10,000.

In der Universitätskirche, an deren Pforte der Augustiner 1517 seine 95 Theses gegen den Tegel'schen Ablasskram schlug und damit dem allmächtigen Rom den Fehdehandschuh hinschleuderte zur Befreiung des Glaubens aus den ehernen Fesseln, die anderthalb Jahrtausende jedem Bestreben, sie zu zerreißen, gespottet hatten, — ruht die Asche Luther's neben der Melancthon's und seiner Beschützer und Freunde, der Kurfürsten Friedrich des Weisen und Johann des Beständigen. —

Man hat vor einigen Jahren in Wittenberg dem Reformator ein Denkmal gesetzt von Stein und Erz. Das war verständig von den kleinen Menschen dieser Zeit, die, um das Große zu sehen, die Verkleinerungsbrille brauchen. — Siliputer! Den Luther denkmalen! Sie denkmalen wohl noch den Mohamed, den Confucius, Christus — den Herrgott selber! —

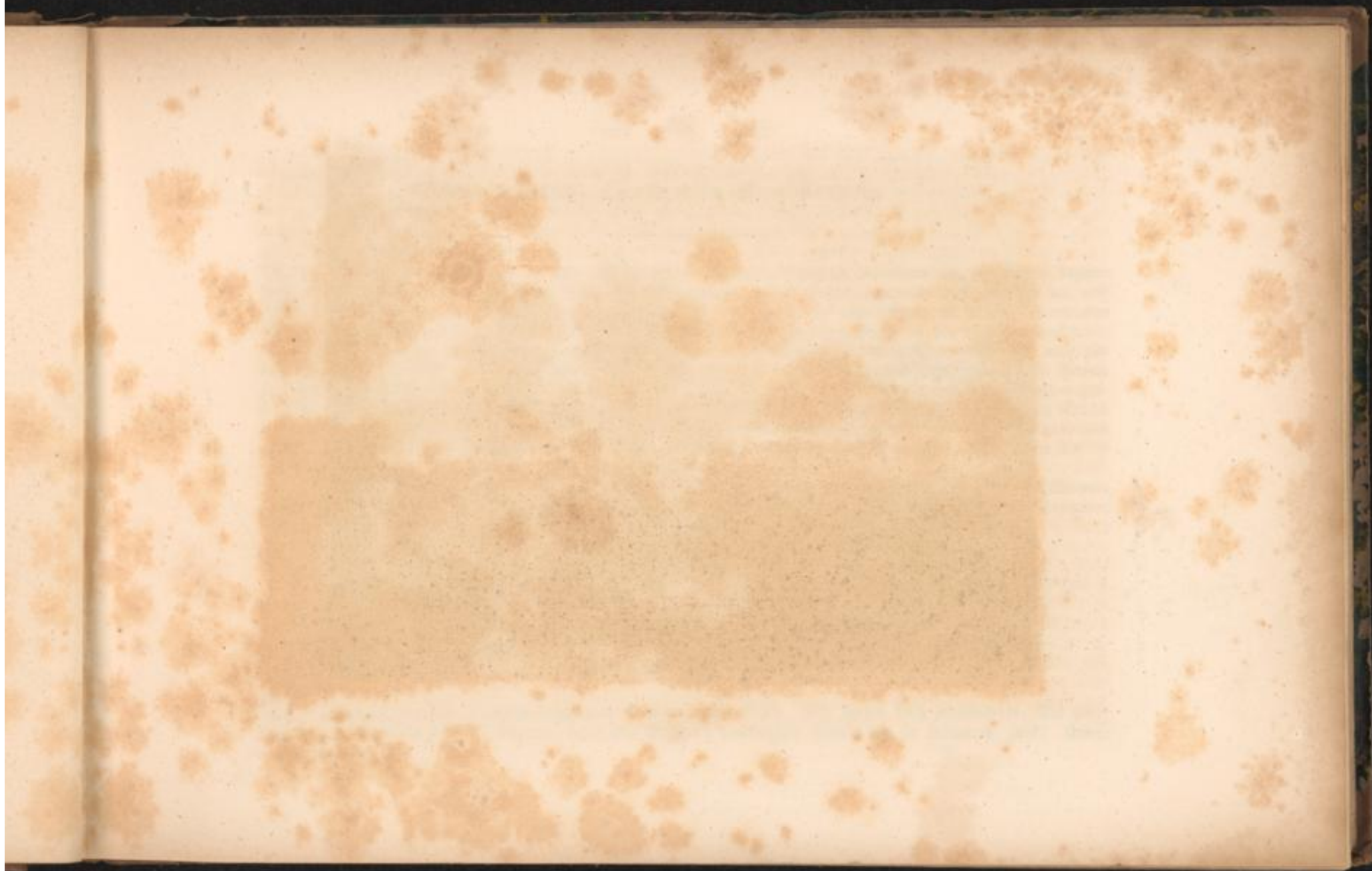




Ansicht von ...

ANSICHT VON ...

...





WALTERS

View of the River and the Church at Walters

Engraved by W. Turner





---

**DCXXVI. Autun in Frankreich.**


---

**A**elter als Rom ist Autun! — Von den Phoceern gegründet, dann als Bibracum Hauptstadt der tapfern Aeduer, dann Augustodunum unter den Cäsaren bis Constantin, der sie Flavia Aeduorum hieß, war sie vor zwei Jahrtausenden eine der volkreichsten Städte Galliens. Cäsar machte sie zum Mittelpunkt seiner Operationen für die Unterjochung des Landes, und als Hauptsitz der römischen Verwaltung füllte sie sich mit Prachtgebäuden an, deren Trümmer, obschon sie seit so vielen Jahrhunderten das Material zur neuen Stadt hergaben, noch jetzt von ihrem einstigen Glanze und römischer Größe zeugen. In jedem Theile Autuns findet man noch Ruinen aus der classischen Vorzeit; von Theatern und Tempeln, von Palästen und Bädern, und an fast allen größern Gebäuden sieht man Fragmente von Sculpturen, Inschrifttafeln, Säulenstücken &c. &c. Die alten Stadtmauern sind ein römisches Werk. Sie bestehen aus kolossalen Granitquadern und tragen 40 Thürme. Die Thore sind römische Triumphbogen, mit Bildwerken geschmückt, und noch ziemlich erhalten. Bei ihrem Anblick denkt man an das welterobernde Volk, an Cäsar, seine Legionen und seine Siege.

Autun ist jetzt eine Landstadt Burgunds, im Departement der Saone und Loire, von 12,000 Einwohnern, welche der Rebenpflanzungen pflegen, die Hügel und Gelände bedecken, und den Schutt und die Trümmer einer untergegangenen Welt umranken.

---

**DCXXVII. Weitzen an der Donau.**


---

**E**ine Tagereise auf dem Dampfer bringt von Pressburg nach Pesth. Wir waren früh abgefahren. Ein herrliches Land, dieses unglückliche Ungarn, durch das Europa's prächtigster Strom wie im Triumphe zieht! Unter-

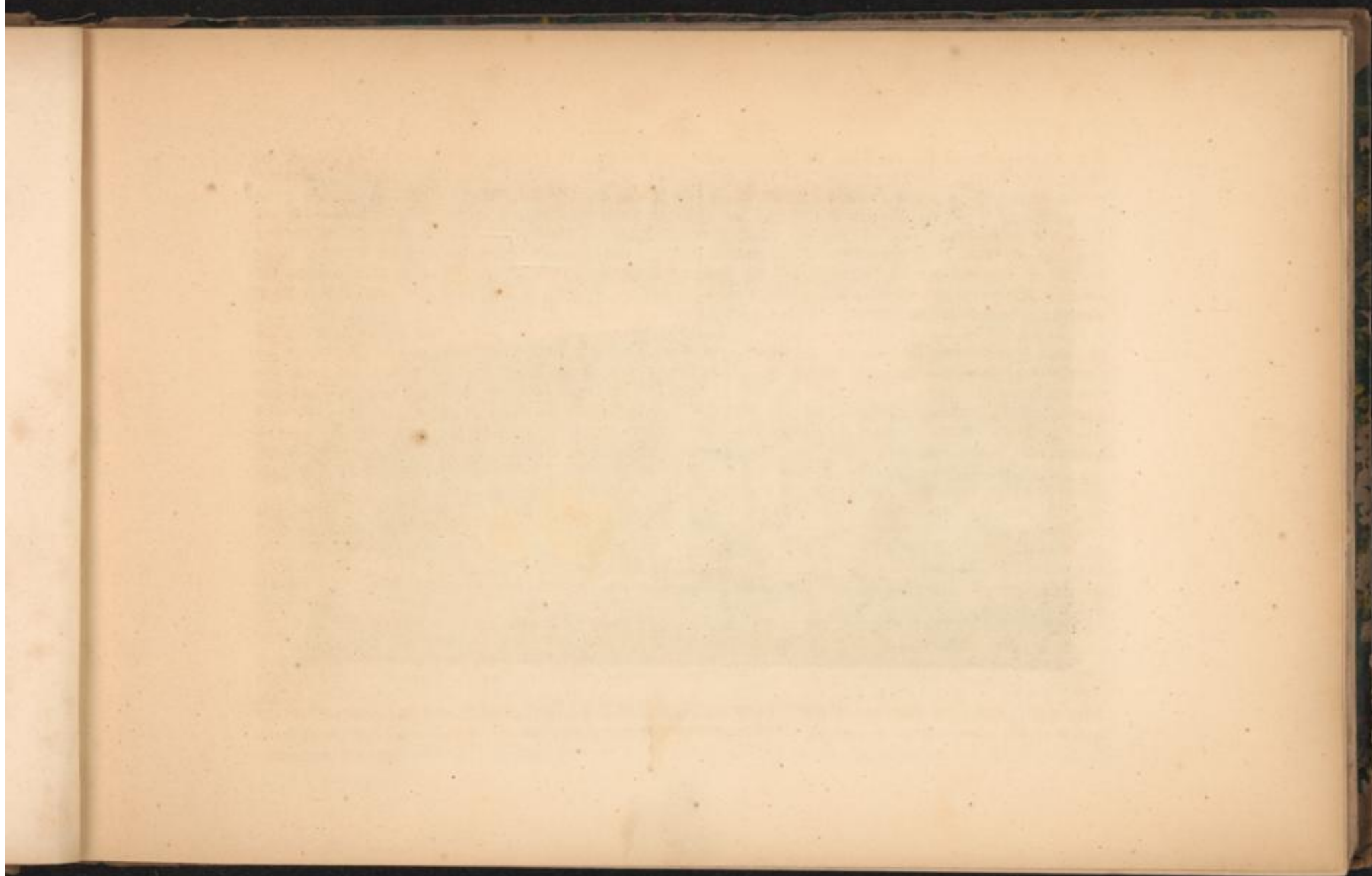
universum. XIV. 86,

9

halb Komorn engert sich das Thal, und öfters rauscht das Fahrzeug an lieblichen Inseln vorbei, die sich auf der Wasserfläche wiegen. Gran erscheint auf dem rechten Ufer mit seinen stolzen Thürmen und weiter abwärts richtet sich der Berg empor, welcher wie ein König seine Krone, die herrliche Ruine der alten ungarischen Herrscherburg trägt. Bei dem Namen Bissegrad zuckt's in der Seele jedes Ungarn, er ruft Erinnerungen wach und Vergleiche zwischen einst und jetzt, die ihm das Blut rascher durch die Adern jagen. An den Mast gelehnt, welcher seine schwarze Rauchsäule emporwirbelte, bis sie der Luftzug packte und, als langen, horizontalen Streifen, hinter das Schiff verwies, war ich in den Anblick der schönen Landschaft versunken, als am linken Ufer (da wo der Strom, um den seinen Ufern zudrängenden Bergen zu entgehen, plötzlich in rechtem Winkel nach Süden biegt) eine breite Häuserreihe mit stattlichen Thürmen mich freundlich ansah.

Es war Waizen, — eine der heitersten Städte des Ungarlandes und größer aussehend, als es wirklich ist; denn die Bevölkerung übersteigt nicht 12,000. Waizen ist der Sitz eines Erzbischofs, und der Reichthum des Domstifts gestattete den Bau der größten und prächtigsten Kirche Ungarns — jenes Gebäudes mit der hohen Kuppel, deren Form an die Peterskirche in Rom erinnert. Waizen ist einer der ältesten Sitze des Magyarenthums. Attila vertrieb die Römer aus der Municipalstadt und machte sie zu seiner zweiten Residenz. Vielmal wechselte sie ihre Herren in jenen Kriegen zwischen Christenthum und Prophetenglauben, für welchen Ungarn ein paar Jahrhunderte lang der Schauplatz und das Opfer war. Nach Vertreibung der Türken wurde es eine Zeit lang Sitz der österreichischen Verwaltung. — Waizen hat einen lebhaften Handel mit Wien, Pesth und den Städten an der untern Donau und einen gesegneten Getreide- und Weinbau.

Im letzten ungarischen Unabhängigkeitskampfe, dem Görgey's teuflischer Verrath ein so plötzliches und tragisches Ende bereitete, war Waizen, obschon eine offene Stadt, doch für beide kriegsführende Parteien einer der wichtigsten strategischen Punkte, und in den Straßen Waizens, in jenem Kampfe, der mit der Vernichtung einer österreichischen Division endigte, wurde der Feldzug des Frühjahrs von 1849 entschieden. Er hatte die Räumung Pesths und den Rückzug der Oesterreicher bis unter die Mauern Preßburgs zur Folge. — In der Schlacht vor Waizen gegen die Russen glänzte zum letzten Male Görgey's Feldherrngenie — flackerte zum letzten Male die Hoffnung Ungarns auf, in dem Riesenkampfe gegen die Heermassen zweier Kaiserreiche zu triumphiren. — Jetzt ist sie erloschen, aber nicht für immer. Unter dem eisernen Joche, das ihm Habsburg auflegt, trägt jeder Magyare ein glühendes Herz voll Sehnsucht nach Recht und nach Freiheit — und sollten auch Millionen sie unbefriedigt mit in's Grab nehmen, — sterben thut sie nicht, und ehe sie Erfüllung gefunden hat, finden weder Ruhe noch Frieden im Ungarlande eine bleibende Stätte.





CITY HALL &c. BATHHOUSE in NEW-YORK

See a Prospect of New York in 1810.

Engraved by W. B. Wood



## DCXXVIII. Das Rathhaus (City-Hall) in New-York.

Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;  
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.

Liebe ist das Band für alles Geschaffene; Liebe verbindet Gott und die Menschen. Nicht Mensch — Unmensch ist der Mensch ohne Gott und ohne Liebe.

Gott schuf die Menschheit. Er liebt sie, wie ein Vater sein Kind liebt. Er hat mit ihr nur einen Willen: daß sie vollkommener, besser, glücklicher werde. Er stattete sie zu diesem Zweck aus mit tausend Kräften und er erneuert diese Kräfte in jeder Generation. Diese Erneuerung, die beständig wiederkehrt, ist die größte Gabe des gütigen Schöpfers.

Von allem Erschaffenen, was das geistige Auge sehen und fassen kann, ist die Menschheit das Allerehrwürdigste und Allerherrlichste. Du kannst die Menschheit nicht mißachten, ohne die Ehrfurcht gegen Gott zu verlegen; du ehrst Gott, indem du die Menschheit mit Ehrfurcht betrachtest.

Wenn du aber die Menschheit ehrst, mußt du auch die Menschenwürde anerkennen; jenen allen Menschen, als Gliedern der Menschheit gemeinsamen, genossenschaftlichen, innern Werth, wodurch jeder Mensch dem andern ebenbürtig und gleichsam Bruder wird, wodurch er mit ihm auf dem Fuß der Gleichheit steht. In jedem Menschen, wo Dieß zum Bewußtseyn gekommen ist, wird es sich auch geltend machen; und wer die Menschenwürde verletzt, der begeht ein Verbrechen gegen sich selbst, gegen die Menschheit, gegen Gott.

Es gilt dieß von dem einzelnen Menschen, wie von ihren Vereinen; von den Individuen, wie von den Völkern. Kein Volk darf, ohne Selbstverachtung, seiner Menschenwürde Etwas vergeben. Selbstschätzung ist die höchste Pflicht einer Nation gegen sich selbst, und aus dieser Selbstschätzung folgt zugleich die Schätzung Anderer. Gleichwie keine Nation von ihrer Selbstachtung für irgend einen Preis Etwas entäußern soll und darf, so darf sie auch nicht der eben so nothwendigen Selbstschätzung anderer Nationen entgegen handeln. Es ist vielmehr ihre Pflicht, die Würde der Menschheit auch an jedem andern Volke anzuerkennen und ihm die schuldige

Achtung zu erweisen. So entspringt aus der Selbstachtung die Achtung Anderer, aus der Selbstschätzung der Völker die Brüderlichkeit der Nationen. —

Alle Menschenwürde bezieht sich auf Gott und sein ewiges Sittengesetz. Wer dieses verlegt, verlegt jene; wer dieses nicht achtet, achtet jene nicht. Der Unsittliche hat auch keinen Glauben an sich selbst. Eine Nation aber hat Alles verloren, wenn sie den Glauben an sich selbst verliert; denn wer sich selbst Nichts zutraut, der vermag auch Nichts, dem gebriht's an Lust und Kraft, das zu thun, was er thun sollte. Der Grund eines solchen Mißtrauens in sich selber ist fast allezeit Mangel an Tugend. Ein entsittlichtes Volk ist allemal feig, oder gleichgültig gegen seine Würde und Ehre, und eben darum sehen wir jetzt der Nationen so viele in Selbstverachtung und Ehrlosigkeit versinken. Sie sind schlecht geworden, und weil sie schlecht sind, so haben sie keinen Glauben mehr an sich selbst und überliefern sich, trotz ihrer Verstandesbildung und ihrer Einsicht, dem Joch der Gewalt, der geistlichen, wie der politischen. Wenn wir die Völker Europa's überschauen: von wie vielen dürfen wir gegenwärtig sagen: sie haben Glauben an sich selbst? Sehen wir nach Portugal, nach Spanien, nach Italien: — überall Krönungstage des Despotismus; überall Sterbetage der Freiheit; überall Blutdurst oben und Fleischhunger unten; überall Schlächter und Schlachtstätten, an denen die Ströme des Völkerelends fließen, deren Bogen aus Thränen und Blut gemengt sind; überall Völker, die im Joch gehen, und Treiber, die es mit der Peitsche führen zur Arbeit, deren Früchte nicht sie, sondern die Herren genießen; überall die Edhne des Volks willig, die Väter zu knebeln und jeden Widerstand gegen die Gewaltherrscher in dem Blute ihrer Brüder zu ersticken! — Und in Deutschland? Woher diese, die Menschenwürde entehrende, schlaffe Gleichgültigkeit der Massen gegen die großen Interessen der Humanität und Freiheit? woher dieses feige Verzichtthun auf Alles, was noch vor ein paar Jahren alle Herzen erwärmte und selbst den Geringsten im Volke zu adeln schien? Woher diese Entmuthigung, welche den volksfeindlichen Kräften das Feld räumt vor der Schlacht, und sich nicht einmal mehr getraut, das Rechtsbewußtseyn zu äußern, oder ein gutes Recht anzurufen? Woher diese lose Nachgiebigkeit, dieser widerstandlose Rückzug von einer Position zur andern, dieses Preisgeben der kostbarsten Volksrechte gerade von denen, die berufen sind, sie zu wahren und zu schützen? Bei Vielen unstreitig daher, weil Anfangs ihr Glaube an ihre eigene Fähigkeit zu groß war, weil sie von ihrem Wissen, von ihrer Stärke, von ihrer Thätigkeit, von ihrem Muth, von ihrer Ausdauer selbst eine zu große Vorstellung hatten, und sie dagegen ihre Schwächen unterschätzten; weil sie das Große, was sie unternahmen und zu Dem sie berufen waren, gar nicht ermessen hatten, und weil sie sich von den vielen unvermutheten, nicht vorher in Ueberlegung genommenen Schwierigkeiten überrascht und übermannt sahen. Der Enttäuschung folgten Beschämung und Reue zu spät. Andere freilich sind über das Schamgefühl längst hinaus! Sie tragen ihren Kleinmuth so offen zur Schau, wie früher ihren knabenhaften Troß; ihre Furcht, wie sonst ihre Verwegenheit;

ihren Leichtfinn, wie ehemals die scheinbare Gewissenhaftigkeit, ja, Die mit ihrer Uneigennützigkeit geprahlt haben, die machen von ihrer Bestechlichkeit jetzt kein Hehl, und die jeder Gewalt den Handschuh hingeworfen, haben nichts Eiligeres zu thun, als ihren Frieden zu machen um jeden Preis. Die Apostasie aber nennen sie eine öffentliche Tugend und das Ueberlaufen von einem Lager in's andere Patriotismus! —

Dieses Gebühren, dessen Quelle in der Entfittlichung liegt, die von Oben hinab durch alle Klassen drang, richtet die Nation zu Grunde. Ein allgemeines Mißtrauen auf sich selbst und der Parteien unter sich öffnet den Plänen der Unterdrückung Thor und Thüre und bahnt jeder Gewaltthat den Weg. Es mindert die Achtung für Wahrheit, schwächt das Gefühl für Tugend, stumpft ab gegen das Unrecht, knickt den Muth, verhindert den Widerstand, erstickt den Gemeingeist und macht das Volk unfähig und unwillig zu Allem, was Anstrengung, Mühe, Arbeit, Opfer, Festigkeit des Charakters und Stärke des Geistes fordert. Es ist die Ursache, daß man das Aergste, selbst wenn es mit Hohn und Schimpf geboten wird, von der Macht hinnimmt und daß jede Transaktion mit dieser in Fußtritten und — Bücklingen endigt. Wäre wenigstens in den intelligenteren und gebildeteren Theilen des Volks das Gefühl der Menschenwürde recht lebendig, so müßten auch noch Glauben an sich selber und Selbstachtung vorhanden seyn, und dann stände auch der Glaube an den endlichen Sieg des Rechts fest in allen Seelen. Man fände in der Ueberzeugung vom Daseyn einer gerechten, vergeltenden Vorsehung eine unverwundliche Stütze seines Muths und seiner Zuversicht. Doch wie Wenige haben eine solche! Engherzigkeit macht sich breit überall; die Rathlosigkeit verliert sich in Labyrinth; statt die Knochen zu rühren zur Rettungsarbeit, legt, entsetzt vor den Geistern der Tiefe, denen die faule Gesellschaft verfallen ist, die nichtsnutzige, feige Verzweiflung die Hände in den Schoos und ächzt Stoßseufzer zum Himmel, der sich in Ekel von ihr wendet. — Ihr Dichter sammelt:

Auf bornigen Bahnen  
 Seht das Volk der Germanen;  
 Schreckengesalten,  
 Finstre Gewalten  
 Erheben sich bräunend!  
 Leiden auf Leiden  
 Stürmen herbei;  
 Wolken verhüllen  
 Nächtlich den Ausgang: —  
 Aber ich ahn' es,  
 Ich sehe sie wanken,  
 Ich sehe sie stürzen,  
 Es zittert die Welt:  
 Germania fällt.

Und der Gegenruf der Muthigen:

Nimmermehr wöhne  
Ein Volk sich verlassen  
Von den Göttern, so lange  
Sich's selbst nicht verläßt!

verhallt in alle Winde.

Ich wende mich ab von dem Thema, das mich immer und immer wieder an sich zieht und das ich nie verlassen kann, ohne den Stachel im Herzen. Nicht daß meine Ueberzeugung von der Wendung der Dinge wankend geworden wäre (jeder Sieg der Reaction beschleunigt die unvermeidliche Katastrophe!); die Zustände des Volks selbst rechtfertigen große Besorgniß. Die jüngste Zeit hat die Wunden offener als jemals zu Tage gelegt. In den untersten Schichten werden vernünftige Begriffe von Freiheit kaum geahnet; man ist gleichgültig gegen jedes geistige Gut, man begreift nicht, warum es sich handelt; man kann nicht erfassen, was zur beständigen Wohlfahrt zu erstreben ist und erreicht werden kann. Zu einer wahren, ausdauernden Begeisterung, welche jedes Opfer mit Freuden auf den Altar des Vaterlandes und der Freiheit legt, und alle Gefahren und Schwierigkeiten beharrlich überwindet, fehlt der Masse die beseelende Idee; aber neben dieser Unfähigkeit, die sich so häufig mit dem Gewand der Theilnahmlosigkeit und Ermattung bekleidet, kocht grimmige Erbitterung, und die furchtbarsten Leidenschaften harren bloß des Anstoßes, um loszubrechen und sich über Staat und Gesellschaft zu ergießen. Wer soll aber bei der eintretenden Bewegung die Massen zügeln und die losgebundenen und losstürmenden Kräfte lenken? Wo sind die Männer, denen das in seinem Vertrauen so schimpflich und so entsetzlich getäuschte Volk wieder vertrauen möchte, wie es 1848 gethan? wo sind sie, die Zuverlässigen von felsenfesten Grundsätzen und eiserner Willenskraft, in denen sich alle die Eigenschaften vereinigen, welche, wenn die Katastrophe losgebrochen, Anspruch haben, berufen zu werden an das Steuer, um das Schiff im Sturme zu lenken? Renne man mir einen Einzigen! Auch nicht Einer ist dem Volke kenntlich, der aufrecht stehen könnte auf der Höhe einer solchen Bewegung. Allen denen, welche die frühern Wogen der Revolution emporgehoben hatten — Allen, ohne Ausnahme, mangelt die Allmacht des Volksvertrauens, mangelt die Gotteskraft, welche innewohnen muß den Rettern und Häuptern der Nationen in solchen Situationen; es fehlt ihnen der Berge verfehende eigene Glaube an die Sieghaftigkeit der Sache, welche sie vertreten, kurz, es fehlt ihnen jener Heroismus, der allein Befreier erzeugt und ein befreites Volk unter die Herrschaft des Gesetzes führt. Und wenn bei den Auserwählten und Häuptern so wenig Trost zu suchen ist, soll er in den Schaaren zu finden sein? Das Volk hat so viel Schlechtigkeit gesehen in den obern Schichten der Gesellschaft, so viel bodenlose Gemeinheit, so viel schmutzigen Eigennuß, so viel Untreue, so viel Feigheit, so viel Verrath an dem Heiligsten geübt, daß es ihm nicht zu



verargen wäre, wenn es über die Regel die Ausnahmen vergäße, und künftig bei der Wahl seiner Führer die höhern Stände gänzlich verhorreszirte. Dieses, durch die Erfahrung gerechtfertigte und hervorgerufene unauslöschliche Mißtrauen aber, welches Tiefes und Höheres in den Volksschichten mehr und mehr trennt und scheidet, betrachte ich als das unheilvollste Ergebniß dieser furchtbaren Zeit. Es bedarf, wenn der West-Sturm über die deutsche Erde braust, vielleicht nur weniger Tage, um die Funken des Feuers, welches unter den Fußstritten der blinden Gewalt erlöschen sollte, zur Flamme anzufachen, welche den tausendjährigen morschen Bau in Asche legt; aber nur ein der Freiheit würdiges, von den Ideen des Bürgerstaats durchdrungenes, sittlich-kraftiges Volk lehrt, losgebunden, nach dem Siege zum Gesetze und zur Ordnung zurück. —

So hatte ich gestern geschrieben und heute las ich es wieder.

„Ein strenges Urtheil und doch nur halb wahr!“ rief eine Stimme. Ich schaute auf. Es war die Freiheit. Da stand sie, die Herrliche, eine Braut des Himmels. Ihr Lichtgewand war wie Morgenroth, ihr heiteres Antlitz wie die junge Sonne, ihr Haupt schmückte ein Kranz von Sternen. In der Rechten hielt sie das blanke Schwert, in der Linken den grünenden Delzweig. Zerhauene Fesseln lagen zu ihren Füßen; Kronen, aus denen die Dolchspitzen gebrochen waren, und Scepter in Stücken bestreuten ihren Pfad, und aus den zer Schlagenen Wappenschildern war alles Gethier gekrochen, die Löwen und Basilisken, Panther und Schlangen, Wolf und Leopard, die Eulen, die Adler und die Geier von allen Farben: und sie stierten die Gestalt an mit den leeren Augenhöhlen, stumm und zitternd, und ein Abgrund öffnete sich, und die Erde bröckelte hinab, und es versank ein Thier nach dem andern. Neben der Gestalt aber stand ein Altar und auf demselben lag das aufgeschlagene Buch der Weltgeschichte und auf dasselbe hindeutend, sprach sie:

„Nur Freie werden der Freiheit werth!“

Beschämt und betroffen schlug ich die Augen nieder. Als ich wieder auffah, war Alles verschwunden. Aber vor dem Himmel hing ein schwarzer Wolkenvorhang, wie ein Iffischleier, und die Raben zogen kreischend dem Walde zu, und die Sturmvögel flatterten lustig und die Kronen waren wieder ganz, und die Dolchspitzen steckten wieder auf dem goldenen Reifen und die blinden Wappenthiere saßen wieder auf den Schilden und eine lange Prozession von Königen und Oberpriestern zog paarweise dahin, wo die Sturmvögel herkamen, und vor dem Zuge gingen tausend Scharfrichter, und hinter dem Zuge fuhrn tausend Kanonen, und in dem Zuge wehten tausend Fahnen, alle schwarz, und über jeder Fahne steckte ein Pechkranz; aber das Kreuz sah ich nirgends. Und ich rieb mir die Augen ganz erschrocken und ich war froh, daß ich geträumt. — Den Spruch aber: „Nur die Freien werden der Freiheit würdig!“ habe ich mir auf die Thür meiner Herzkammer geschrieben, und Jeder sollte das, und Keiner sollte im Glauben an's Volk ganz verzagen. — Soll der Sklav Sklav bleiben, weil er

Sklav ist? Sollen unterdrückte und für die Unterdrückung erzogene Völker ihre Erziehung zur Freiheit von ihren Herren erwarten und ist eine solche Erwartung vernünftig? Sollen sie den Anspruch auf Freiheit darum verwirkt haben, weil sie im Knechtsdienst aufgewachsen sind, und wird Der, welcher gewaltsam gehindert ist an dem Gebrauch seiner Rechte, ihrer dadurch verlustig? Wenn Dem so wäre, dann wäre die ganze Menschheit eine ewig rechtlose Sklavenheerde unter dem Stock Weniger, und die Erlöser und Befreier — sie wären alle im Irrenhause gestorben. —

Betrachte das Bild! Wo dieser Patast steht, über dem der Freiheit Banner stolz, segnend und schühend weht, da hat noch vor kaum hundert Jahren ein schmutziges Gefängniß gestanden für — entlaufene Sklaven! Der selbe Geist, welcher Phönizien, Karthago, Hellas und Rom groß, mächtig, blühend machte, und ihre Völker herrlich über alle anderen ihrer Zeiten stellte, jener Geist, der später Venedig, Genua, der Schweiz, den Niederlanden, trotz ihrer Kleinheit, Kraft und Muth gab, viele Jahrhunderte lang ihre blühenden Gemeinwesen gegen die größten Staaten der Erde zu behaupten; derselbe Wunderthäter führt den Bürgerstaat in Nordamerika im Fluge hinan auf die höchste Stufe der Macht und des Reichthums und rüstet ihn aus zum künftigen Weltgebieter. Die Bürgerfreiheit vollbringt dort Dinge, so ungeheuer und gewaltig, daß unsere Vorstellungen zu enge sind, sie zu fassen. Kaum sind es 80 Jahre, daß die Bevölkerung New-Yorks aufstand und die Ketten brach, und heute sind es 72 Jahre, daß das Sternenbanner zum ersten Male über die Stadt flatterte, welche damals kaum 12,000 Einwohner zählte. Mancher lebt noch, der sich dessen erinnert, Mancher auch, der noch den Hirsch und den Fuchs gejagt hat im Urwald, wo jetzt die meilenlangen Straßen der Weltstadt sich hinrecken. Ich selbst, der ich vor kaum 15 Jahren (im II. Bande des Universums) New-York schilderte, hatte damals von einer Stadt von 270,000 Einwohnern zu reden. Jetzt ist sie mit ihren Töchterstädten Brooklyn, Williamsburg und Jersey-City Paris an Größe gleich, die Bevölkerung erreicht 700,000, und ehe noch ein Menschenalter vergangen ist, wird sie London überflügeln, wird sie die erste Stadt der Welt seyn. Dieß Wunder thut die Freiheit, und Wunder dieser Art füllen die ganze Union.

„Ich kenne alle unsere größeren deutschen Städte,“ — berichtet Fröbel aus seiner Freistadt, zu welcher hin der längste Tyrannenarm nicht reicht, — „ich kenne Paris und habe erst kürzlich London und Liverpool gesehen: aber alle Eindrücke menschlicher Thätigkeit in der alten Welt werden durch das, was hier vorgeht, weit übertroffen. Vor Allem ist es die Kühnheit des praktischen Lebens, welche hier frappirt; ein Geist, welchem nichts unmöglich erscheint. Es ist der Mangel an Tradition der Freiheit und an Voraussetzungen, in der die Kraft und Unbefangtheit dieses Geistes beruht. Und nicht nur in der Sphäre des Praktisch-Materiellen zeigen sich seine Wirkungen; auch in der Sphäre der Wissenschaft und Kunst entwickeln sich Keime, welche, trotz ihrer gegenwärtigen Unvollkommenheit, die Garantien künftiger Größe nicht entbehren. Bisher

war in diesen Beziehungen fast Alles nur Nachahmung des Europäischen; denn Erwerb und Politik beschäftigen unausgesetzt des Volkes geistige Kraft. Die Nachahmung ist aber in Abnahme, die Originalität nimmt täglich zu. Kein Zweifel, daß sich die amerikanische Gesellschaft ganz neue, eigenthümliche Formen schafft, welche jetzt noch kaum geahnet werden können. Und diese Formen werden eben sowohl Kunst und Wissenschaft, die sittlichen wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, in sich begreifen. New-York selbst geht Allen voran auf dieser Bahn, die Allmacht der Idee reißt es fort, und die Bestrebungen seiner unermesslich reichen Geldaristokratie, um die Entwicklung in ihrem Sinne zu leiten, sind ganz vergeblich. Der Socialismus, welcher in der alten Welt nur auf den Trümmern der ganzen Gesellschaft Experimente machen könnte, ist dort bereits so tief in's praktische Leben gedrungen, daß er es binnen Kurzem beherrschen wird. Es hat eine Bahn betreten, die, indem sie sich fortsetzt von Ost nach West, die Erde umgürten wird im Laufe der Zeiten. —

Und jener socialistische Geist, welcher von Jahr zu Jahr entschiedener in der amerikanischen Gesetzgebung hervortritt, ist die größte Erscheinung der Gegenwart, und ihre Folgen auf Civilisation und Fortschritt sind in der That nicht zu ermessen. Die bezüglichen Anordnungen der Legislatur in den Oststaaten machen sich schon als Grundsteine des neuen Gebäudes kenntlich, welches das Volk der Union mit völlig freier Selbstbestimmung auführt. — Das Familienrecht, auf dessen Konsequenzen in Europa der ganze alte Staat ruht, ist bereits umgewandelt. Die Frau schaltet in Amerika völlig unumschränkt mit ihrem Vermögen, sie ist der Bevormundung des Gatten gänzlich entzogen, sie übt alle bürgerlichen Rechte, zwar, zur Zeit noch, mit Ausschluß der politischen; aber auch dieser letzte Apfel vom Baume der Erkenntnis wird dem Weibe in den Schoos fallen über kurz oder lang, und damit ist dann seine Emancipation, seine vollkommene Gleichstellung, vollendet. Das amerikanische Erbrecht kennt keine Rotherben, keine Pflichttheilsberechtigten mehr. Hiermit ist der Genealogie, dem Grundprinzip des historischen Rechts, der Todesstoß gegeben! Jeder Vater, jede Mutter kann über ihr Vermögen im Leben oder testamentarisch verfügen wie sie mag, ohne Beschränkung. — Aber noch sozialistischer, und durchweht vom warmen Odem der Menschlichkeit und Bruderliebe, sind die neuesten Gesetze, welche den Spruch Franklin's zur Wahrheit machen:

„Der wahre Bürgerstaat hat die Ausbildung des Brudersinns zum höchsten Zweck; aber in einer Brüdergemeinschaft soll der Eine den Andern niemals zum Bettler oder elend machen dürfen.“

Schon gegenwärtig hält nämlich in den meisten Oststaaten der Union das Gesetz über jeden Bürger den Schild vor jener herzlosen Raubgier des Staats und des Kapitals, welche sich in dieser alten Welt kein Gewissen daraus machen, der kranken Wittwe das Bettkissen unter dem Haupte wegzuziehen, dem armen Häusler die einzige Kuh zu pfänden, oder den Bürger, den die Schläge des Unglücks getroffen und zahlungsunfähig gemacht haben, nackt aus der Thüre seines Hauses zu stoßen und ihm die Mittel für immer zu entziehen, sich wieder emporzuarbeiten.

Bei keiner Pfändung kann dem Bürger dieser Staaten die homestead, das heißt, das Wohnhaus mit der nöthigen häuslichen Einrichtung angegriffen oder er aus dem Besiz desselben geworfen werden; und eines Jeden Eigenthum ist bis zum Werthe von 500 Dollars (1250 Fl.) unantastbar, unpfändbar und vor jeder Belästigung oder Verkümmern durch Gläubiger, seyen ihre Rechtstitel, welche sie wollen, vollkommen geschützt. Der große Grundsatz: „Weder Unglück noch eigene Schuld soll einen Besizenden so sehr verderben können, daß er nicht mehr die Mittel hätte, zu leben und sich fortzuhelfen“, durchdringt die Concursgesetze, und die Praxis macht sie noch milder, als sie wirklich sind. Wenn z. B. zwei Drittel der Gläubiger Nachlaß oder gänzliche Erlassung für den Schuldner beschließen, so müssen die Uebrigen sich solchem Beschlusse fügen. „Never mind, begin anew and go a head!“ „Frisch von vorn angefangen!“ sagt der Gläubiger, der dem unglücklichen Schuldner einen Theil der Schuld streicht, und was jener heute thut an diesem, würde ihm morgen gewißlich selbst werden, wenn ihm das gleiche Schicksal träfe. Doch der schlagendste Beweis, mit welcher Riesenkraft die Grundsätze des Socialismus in der amerikanischen Gesellschaft vorgebrungen sind — gibt der jetzt dem Kongresse vorliegende Antrag: Allen Grundbesizlosen der Union und allen Einwanderern 160 Acker Kongressland, nach der eigenen Auswahl der Berechtigten, ohne Entgelt, eigenthümlich zu überlassen, auf den Grundsatz hin:

„Jeder Bewohner dieses freien Bürgerstaats soll so viel Antheil an seinem Boden haben, um sich und seine Familie darauf ernähren zu können!“

So strebt man in Amerika, mit dem Wohlstande zugleich die Unabhängigkeit des Bürgers fest zu begründen, während man in der alten Welt nur zu oft an den entgegengesetzten Grundsatz und an den Spruch erinnert wird:

„Willst du beherrschen ein Volk, so mache der Armen recht viele;  
Gibst du den Armen auch frei — bleib er doch immer dein Sklav.“

City-Hall (das Rathhaus) liegt anmuthig in der Mitte eines kleinen Parks, der mit seiner längsten Seite auf die 3 Meilen lange Broadway-Straße, der prächtigsten der Stadt, stößt. Hier leben die Astors, die Größtse der neuen Welt; aber nicht von dem Schweisse leibeigner Tausende, wie die goldnen Sklaven des Czars: sondern von den Früchten jenes Unternehmungsgeistes, der den Fleiß und die Betriebsamkeit in allen Welttheilen nährt und der seine Handelsflotten auf allen Meeren schaukelt.

City-Hall ist das prächtigste öffentliche Gebäude der Union. Die 216 Fuß lange Fassade ist von weißem Marmor. Die innere Einrichtung ist einfach; der republikanische Geist verachtet allzugroße Pracht. Der Bauaufwand, der eine halbe Million Dollars betrug, fiel nur zum kleinern Theil dem Stadtsäckel zur Last; die größere Hälfte steuerte der Patriotismus der Bürger.





Das Alpenländliche Wäldchen bei Schönbühl

Schönbühl

Verlag v. Neumann, Neudamm 1848

Verlag v. Neumann

## DCXXIX. Das Appenzeller Wildkirchlein.

Im Schooße des Kantons Sankt Gallen, auf zwei Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen, liegt ein kleines, naturschönes Land, übersät mit kleinen Städten, Dörfern und Hütten, und in demselben lebt ein Völkchen und blühen ein paar Gemeinwesen gar eigenthümlicher und merkwürdiger Art. Appenzell, der kleinste der Schweizer Kantone, ist nur den siebenten Theil so groß, als das Herzogthum Meiningen; es mißt kaum 7 Geviertmeilen, und vieles Land ist überdies unfruchtbarer Felsgrund; denn an seinen östlichen Grenzen, wo der Glarner und Säntis die weißen Häupter in die Wolken strecken, steigen die Gipfel 8000 Fuß hoch auf und lassen nur Alpwirthschaft, keinen Ackerbau, zu. — Dennoch ist dieß Ländchen das dichtbevölkertste in Europa; es hat über 53,000 Bewohner, so daß fast 8000 auf die Geviertmeile kommen, und auf jede Familie kaum vier Morgen pflugbaren Boden. Fleiß und Genügsamkeit schaffen dennoch ein behagliches Daseyn für Alle, und im Vollgenuß der Bürgerfreiheit sind die Menschen so glücklich und zufrieden, daß auch der Aermste sein kleines Vaterland mit Begeisterung liebt und Keiner an Auswanderung denkt. Was aber das Auffallendste ist: in diesem so engen Raume leben zwei Republiken, vollkommene Demokratien, in Eintracht neben einander, obchon sie in Religion, Sitte, Gesetzen, Lebensart, Volksbildung und Abstammung verschieden sind. Appenzell-Innerrhoden ist katholisch; es hat das höhere Gebirgsland inne und treibt vorzugsweise Sennwirthschaft. Auserrhoden hingegen folgt Zwingli's Glaubensbekenntniß. In Auserrhoden leben auf nicht ganz 4 Quadratmeilen an 36,000 Menschen, die Fleiß, Aufklärung und allgemeine Volksbildung unter den Segnungen der Selbstregierung, welche fast nichts kostet, wohlhabend gemacht hat und die eine Fülle von Glück und Zufriedenheit genießen, wie sie nur in den kleinsten Freistaaten der amerikanischen Union, in Rhodeisland u. Connecticut, ganz so wieder zu finden ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse der beiden Republiken, deren Grenzen öfters wunderlich in einander greifen, hindert nicht das beste Einvernehmen zwischen ihnen, und seit ein paar Jahrhunderten ist der Friede zwischen diesen souveränen Gemeinwesen nicht ein einziges Mal durch Waffengewalt gestört worden. Woher diese Erscheinung? Beide Bevölkerungen haben die tiefste Achtung vor dem Recht und der Unabhängigkeit des Andern, und sind der Welt ein Beispiel, was Freiheit und Selbstregierung da vermögen,

wo sie von einem verständigen Volke als Wahrheit geübt und gepflegt werden. Appenzell hat keine Staatsschulden und fast gar keine Abgaben; — der kostspielige Regierungsapparat, wie er in den kleinsten Monarchien unentbehrlich scheint, ist dort ein unbekanntes Ding. Die Staatsämter sind Aemter der Ehren und des Vertrauens der Mitbürger; die wichtigsten sind ohne Gehalt; die meisten Staatsangelegenheiten werden in freien, allgemeinen Volksversammlungen berathen und durch Stimmenmehrheit entschieden. Der Regent, Landammann geheissen, ist nur durch seine Würde höher gestellt, als die Uebrigen; im Privatleben ist er allen Bürgern des Landes gleich. So verlangt es die Demokratie, während in den Monarchien das Amt den Personen Vorrang und Vorrechte gibt, die den Beamten von dem Volke scheiden. Die Demokratie wird allemal der Würde ihres Magistrats auch im gemeinsten Bürger Ehrfurcht zollen; aber dieser wird nie vergessen, daß kein Rang und kein Titel über den des Bürgers steht, und das Volk allein alle Ehren im Staate verleiht. So war der letzte Landammann von Auserrhoden ein Bauer und Zimmermann, Namens Züricher. Morgens saß er im Rath und lenkte den Staat, Nachmittags lenkte er den Pflug, oder man sah ihn mit Art und Nichtmaß an der Arbeit. Da geschah es einmal, daß ein stolzer Patriizier aus einem andern Kanton zu ihm kam, um ihm eine wichtige Sache vorzutragen; und der Abgesandte, welcher ihn im Holze traf das Schurzfell an, lästete vor dem schlichten Mann kaum den Hut und trug ihm die Sache mit bedecktem Haupte vor. Als er fertig war, fragte Züricher, ob er die Meinung des Bauers, oder des Landammans zu hören wünsche; worauf ihm jener erwiderte: er glaube mit dem Landammann von Appenzell-Auserrhoden zu sprechen. „So ziehen Sie den Filz,“ erwiderte dieser mit ruhiger Würde, „und fangen Sie Ihre Rede von vorne an, denn bisher hat sie nur der Bauer gehört.“ Und der Betroffene gehorchte und stammelte beschämt seine Entschuldigung. — Jeder Appenzeller glüht für die Freiheit, die er als sein höchstes Gut achtet, und wenn sie gefährdet schien, hat er nie gezaudert, Leib und Gut zu ihrem Schutz einzusetzen. In Appenzell ist das Waffenrecht Allen gemein, und jeder wehrhafte Mann erkennt es für seine Bürgerpflicht, vollständig gerüstet zu seyn, um jeden Augenblick in's Feld zu ziehen. Schießvereine zu gemeinschaftlichen Uebungen sind über's ganze Land verbreitet, jedes Dorf hat einen solchen. Die Geschicklichkeit der Appenzeller Schützen ist allbekannt. Von ihnen heißt es: „Eher fehlt ein Schwab ein Scheunthor auf Armslänge, als ein Appenzeller auf 200 Schritt seinen Mann,“ und auf dem bedeutungsvollen Schweizer Volksfeste, das jährlich die Schützen aller Kantone zu Tausenden zum Freischießen der Eidgenossen um die Bundesfahne versammelt, sind's gewöhnlich Appenzeller, welche die höchsten Preise gewinnen. Was wären die Schweizer, diese Handvoll „Rebellengeschmeiß,“ wie sie noch nicht lange her ein Monarch genannt hat, ohne diese sorgfältige Pflege der Wehrhaftigkeit des Volks, welche „die Handvoll“ in den Stand setzt, 150,000 Krieger auf einen Wink zur Vertheidigung der Unabhängigkeit und Freiheit an die Grenzen zu senden? Die



Schweiz wäre längst zerfleischt und zerrissen von den Wappenthieren, welche an ihren Grenzen lauern und den Grimm und Haß bei sich tragen: denn jede Scholle freie Erde auf dem europäischen Continente ist ja so Vielen ein Greuel und läßt sie nicht ruhen. — Die Schweiz ist kaum halb so groß und so bevölkert, als Bayern. Nicht ihren Bergen, sondern ihrem furchtbaren Wehrsystem und dem Freimuth des Volks dankt sie die Erhaltung der Freiheit, welche die söderirten kleinen Republiken durch länger als 4 Jahrhunderte mit ihren Segnungen beglückte und auf eine so hohe Staffel der Gesittung hob. Hätte unser Parlament 1848 ein Beispiel an dem freien Nachbar sich genommen, anstatt durch Annahme des arglistigen Vorschlags zur Verdoppelung der stehenden Heere die Nation in eiserne Fesseln zu schlagen: — es sähe jetzt wohl anders aus in Deutschland. Doch die Meisten jener Versammlung thaten, was sie ihrer Natur nach thun mußten: sie handelten als aufrichtige, treuergebene Diener der Alleinherrschaft, als Menschen, die mit Herz und Glauben lieber zum Absolutismus des Czars schwören würden, denn zur Volksherrschaft einer deutschen Föderativrepublik. — Die allergrößte Schuld an unserm Unglücke trägt aber das Volk selbst, welches in seiner Leichtgläubigkeit und Ueberheit so viele Bedientenseelen als freisinnige Männer zum Areopag sandte. Was war von Menschen zu erwarten, denen, wie wir gesehen haben und es, leider! noch täglich sehen müssen, Freiheit und Volksherrschaft nichts sind als leere Phrasen, und ihre Ehre und ihr Manneswort nichts als eine Waare, die man an den Meistbietenden verkauft? Wer den Knecht im Herzen trägt, der will Knechte machen, und indem man Selbstsucht und Feigheit an das Steuer der Revolution stellte, so war es kein Wunder, daß sie die Nation Schritt um Schritt von dem Gipfel ihrer Erhebung hinunter führten in den Sumpf der Schmach und Erniedrigung. So weit ist's nun gekommen, daß die meisten Menschen für das Ehrlose der Situation gar kein Gefühl mehr haben und kein Auge mehr für den Herrgott, welcher seinen Stuhl setzt in diese Zeit, um zu richten und zu rächen. Sie bücken sich vor jeglicher Gewalt, wie der Sklave vor dem Treiber seines Leibherrn, und Manche reden schon vom Despoten an der Nawa, wie am Tage vor seiner Herrschaft in Deutschland. Aber sie denken nicht daran, daß, bevor der Slave in Germanien Sklavenzucht treiben kann, die Hand aus den Wolken fahren wird über die deutsche Erde und zerrütten die Gesellschaft und strafen die Schuld solidarisch an allen Schuldigen; daß kommen wird, was der Dichter schildert:

„Bitternd schmet und stöhnt der Gesellschaft mächtiger Grundbau!  
Horch! Jetzt brechen die Balken; es stürzen die Säulen; die Sparren  
krachen; die festen Wölbungen trümmern. Die Säte, die goldnen,  
krümmen sich in Gebärerin-Wehen; sie bersten und schütteln  
Throne und Kronen und Scepter hinab in's graulige Chaos.“ —

Fort jedoch von diesem Nachtstück und zurück zu meinem freundlichen Bildchen!

Im grauen Kalkstein — so erzählt der treffliche Bschokke, den ich bei der nachfolgenden Beschreibung des Stahlstichs zum Führer nehme — im grauen Kalkstein einer Felswand der innerrhodischen Ebenalp, 4620 Fuß über dem Meere, wölbt sich eine geräumige Höhle. Da richtete schon in uralter Zeit die Frömmigkeit einen Altar auf, dem heiligen Michael geweiht; vor etwa hundert Jahren aber bauete an dessen Stelle ein wohlhabender, gottesfürchtiger Mann aus Appenzell, Namens Paul Ulmann, die Kapelle und stiftete ein Kapital zu ihrer Erhaltung. Fünffmal des Tags ertönt des „Bildkirchleins“ Glocke durch die Stille der Berge und Alpen und ruft die Senner zum Gebete. Das Läuten besorgt ein alter Kapuziner, dessen Klause an dem Felsen klebt. Ihr Inneres — ein Stübchen mit einem Altar, und daneben ein Kämmerchen mit der Schlafstelle — ist ebenfalls eine natürliche Grotte. — Im Hintergrunde derselben öffnet eine Spalte das Gestein, breit genug, um einen Menschen durchzulassen, und der Einsiedler ist immer bereit, Reisenden, die zu ihm kommen, die Geheimnisse seiner Unterwelt zu zeigen. Er zündet dann Grubenlichter an, läßt die Neugierigen in die bereitgehaltenen Fahrkleider schlüpfen, und mit dem Knotenstock in der einen, der Leuchte in der andern Hand, tritt er in den Felspalt und ladet ein, zu folgen. Bald thut sich ein weiter Saal aus einander. Er ist wohl 60 Schritte breit und 80 Fuß hoch. Wasser träufelt herab, wunderliche Tropfsteingebilde hängen an der Decke, alle Wände sind damit überzogen. Im Fond der Höhle klast ein enger Gang. Vorsichtig geht's in demselben fort über Steintrümmer und Felsstücke, erst ziemlich eben, wohl hundert Schritte lang, dann aufwärts, dann steil und immer steiler; zuletzt sind Stufen gehauen — endlich bleibt der Klausner stehen vor einer Thür; er schiebt mit seinem Schlüssel den Riegel zurück, die Angeln knarren — jetzt welche Ueberraschung! Sonnenlicht, blauer Himmel, Gebirg, glänzendes Wiesenrün — eine weite, herrliche Alpenlandschaft! Es ist keine Täuschung. Unter dem Felspförtchen breitet eine Alpe ihre bunte Matte aus, du siehst die Rinder grasen, hörst die Töne ihrer Halsglocken und das Tobeln des Hirtenknaben, der sie hütet. —

„Ich stand einmal — schreibt der Karauer Weltweise — in der Stille eines Sommermorgens da droben vor dem offenen Pförtchen. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Mein Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in die blau verdämmernden Fernen. Er fand keinen Halt zum Ausruhen. Die zahllosen Hütten, — wie Maulwurfshäuflein lagen sie an den Hügeln Appenzells, — verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind zur Landkarte geworden, zum Mosaikbilde, worauf sich das Gewölbe des Himmels lehnt. Die Seele bebt vor der Unendlichkeit, der Blick flieht scheu zurück, er sucht das Nahe, er klammert sich an die benachbarten Alpenfirken an; er senkt sich auf den Alpsee, der aus dem nahen Hochthale herauf glänzt; er sucht die schwarze Waldschlucht, er taucht hinab in den Wellenschaum des Schwändibachs. Die Milbe Mensch — sie bleibt in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten

sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt, als harrten sie noch der Ankömmlinge aus des Menschengeschlechtes Wiege, die auf den Hochebenen Asiens steht.“

„So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten elliptischen Kreisen um die Sonne. Er war ein Planetenkeim — ein Komet; durchsichtig, dunstförmig, langschweifig streifte er im Aether umher — einem Vagabunden gleich, nur durch das Anziehungsgesetz unterthan seiner Herrin, der Sonne. Und Myriaden von Jahren vergingen, bis der Komet Erde verdichtete und der Kampf der Elemente begann, und Feuer und Wasser sich im langen, langen Kriege um die Herrschaft dieser kleinen Welt stritten. Während des Kampfes rauschten die Gewässer kochend um die glühende Kugel und es schieden sich die Schlacken, und sie hoben sich als Gebirge und Länder aus der Tiefe. Dann rollte sie wieder Jahrtausende auf Jahrtausende hin um die Sonne, mit ihren Urwäldern und Savannen, bis daß das Thiergeschlecht geboren wurde in der Tiefe der Meere, bis daß die furchtbaren Drachengestalten aus den Sümpfen emporgestiegen und das Reptil seinen Fuß setzte auf die Weste des Landes. — Und abermals rollte sie Aeonen lang um die leuchtende, wärmende, belebende Sonne; — die Vögel der Lüfte wurden nun geboren, die Wälder und Berge hallten wider von dem Brüllen des Löwen, und der Boden dröhnte von den Tritten des Mammuth. — Dann wieder Zerstörung — und nochmals Schöpfung — bis die Elohim in den vollendeten Gottesgarten traten! —

„Von dem ersterschaffenen Menschen an bis zu dem Säugling, dessen erstes Fallen heute der Schöpfer hört — wie viele Jahrtausende gingen dahin!

„Vor meinem Blick zieht das Menschheitsleben vorüber. Zuerst die Nebelgestalten, dann die ersten Genossenschaften, dann die ersten Völker mit ihren Göttern und Heroen, Pyramiden und Tempeln, Priester-Königen und Tyrannen, ihren Entdeckern und Erfindern. Ich sah, wie Jakob im Traume, die Himmelsleiter des sterblichen Geschlechts. Ich sah, wie es hinanstieg von Stufe zu Stufe der Gesittung. Auf jeder Stufe standen Völker, standen Reiche, Jahrhunderte.

„Zuunterst — auf der ersten Staffel der Sage — sehe ich das Geschlecht im Zustande der Wildheit. Ohne Gesetz, ohne Eigenthum, ohne deutlichen Begriff, fast ohne Sprache steht es da, der Natur unterthan, die es noch nicht zu beherrschen gelernt hat. Es genießt und vergift. Es weint, es lacht, wie ein Kind. Jeder sinnliche Eindruck ist der Herr seiner Gefühle. Was ihm anglänzt, was seinem sinnlichen Auge gefällt, darnach hascht es; was seinen leiblichen Begierden gelüftet, darnach greift es. Es kennt kein Recht, es kennt keine Strafe, es kennt nur Rache, nur Furcht. Wer gibt Rechenschaft über die Dauer des Zeitraums, der diesen Zustand umfaßt? Einmal kehrt derselbe noch jezt in jedem Menschen wieder: im Säugling an der Mutterbrust. Der wilde Mensch lag auch an einer Mutterbrust, an der Brust der Natur. —

„Der Säugling Menschheit erstarrt. Er klimmt als Knabe zur andern Stufe der Besittung hinauf. In Sagen und Sängen leben die Erfahrungen und Schicksale vergangener Geschlechter fort. Die Familie hat zum Verein von Familien, zur Stammverbindung, hingeleitet. Die Alten lehren; der Starke gebietet; der Schwache gehorcht; das Weib ist Magd, der Besiegte Sklav. Unerfrohenheit in Gefahr, Ausdauer in Noth, Verachtung des Schmerzes, des Todes gelten als die höchsten Tugenden. So waren die Griechen der Urzeit, die Germanen des Tacitus, die Götter Ossians. Nur vor Einem erbebt der Troß und die Kraft: vor Dem, den die Faust nicht zwingen, der Pfeil nicht erreichen kann. Es ist die unsichtbare Gewalt im Blitz, der den Fels spaltet, im Donner, der die Berge erbeben macht, im Sturm, der den Wald bricht; die Macht, welche Sonne und Mond ruft und verfinstert. Der Mensch ahnet einen großen Weltgeist, der über Alles herrscht, er ahnet — Gott.

„Und wieder vergehen Jahrhunderte, und wieder eine Staffel ist erstiegen. Der Knabe Menschheit reißt zum Jüngling. Die Keime von Staat, Kunst, Religion gewinnen festere Formen. Die Einbildungskraft ist der Genius der Jugend; sie herrscht; nicht Vernunft, nicht Verstand. Zu Außerordentlichem, Riesenhaftem, Uebermenschlichem drängt's die jungen Völker — nur das wird bewundert. Die stärksten Leidenschaften fahren und paaren sich wild durch einander: Rohheit mit Zartgefühl, Grausamkeit mit Edelmuth, Freiheitsstolz mit Knechtsgeist, Ueppigkeit mit Weltensagung. Der Staat hat in dieser Periode nur Leibeigene und Bevorrechtete, Erbadel und Priesterthum; despotische Göttersöhne, oder die Gottheit selber auf dem Thron, von Altardienern umgeben. Im Wesen der Majestät sieht er Uebernatürliches und die Religion wird auf Seite des Volks Schwärmerei und blinder, Berge versetzender Glaube, — auf der Seite der Priester aber ein Puppenspiel des Betrugs und der Arglist. — So sehen wir das Alterthum, nachdem es getreten ist aus den Nebeln der Sagen, in Aegypten, in Indien, am Euphrat, in Griechenland.

„Die nächste Staffel führt in die jüngern Zeiten, da der Verstand die Herrschaft der Einbildungskraft bestreitet. Auf dieser höhern Sprosse sehen wir die Menschen klüger, aber nicht besser; wir sehen die Nationen glänzender, aber nicht glücklicher. Die Priester-Könige sind verschwunden, wie früher die Heroen verschwanden, die Klugheit ringt mit der Kraft, die Arglist mit dem Genie und — gewinnt den Preis. Ehre, Gewalt und Geld sind die Hebel der Unternehmungen, Vernunftgesetz, Tugend und Religion werden Dienerinnen der schlauen Berechnung; materielle Interessen dominiren über die geistigen. Die Kunst wird zur Magd, und der wechselnde Geschmack diktiert ihr die Regel, der sie folgt. Sie dekorirt den Hochmuth; sie legt dem Dünkel der Mächtigen um schönen Lohn den Kranz der Unsterblichkeit um des Haupt. Prachtstädte, Handelsstraßen, Flotten, stehende

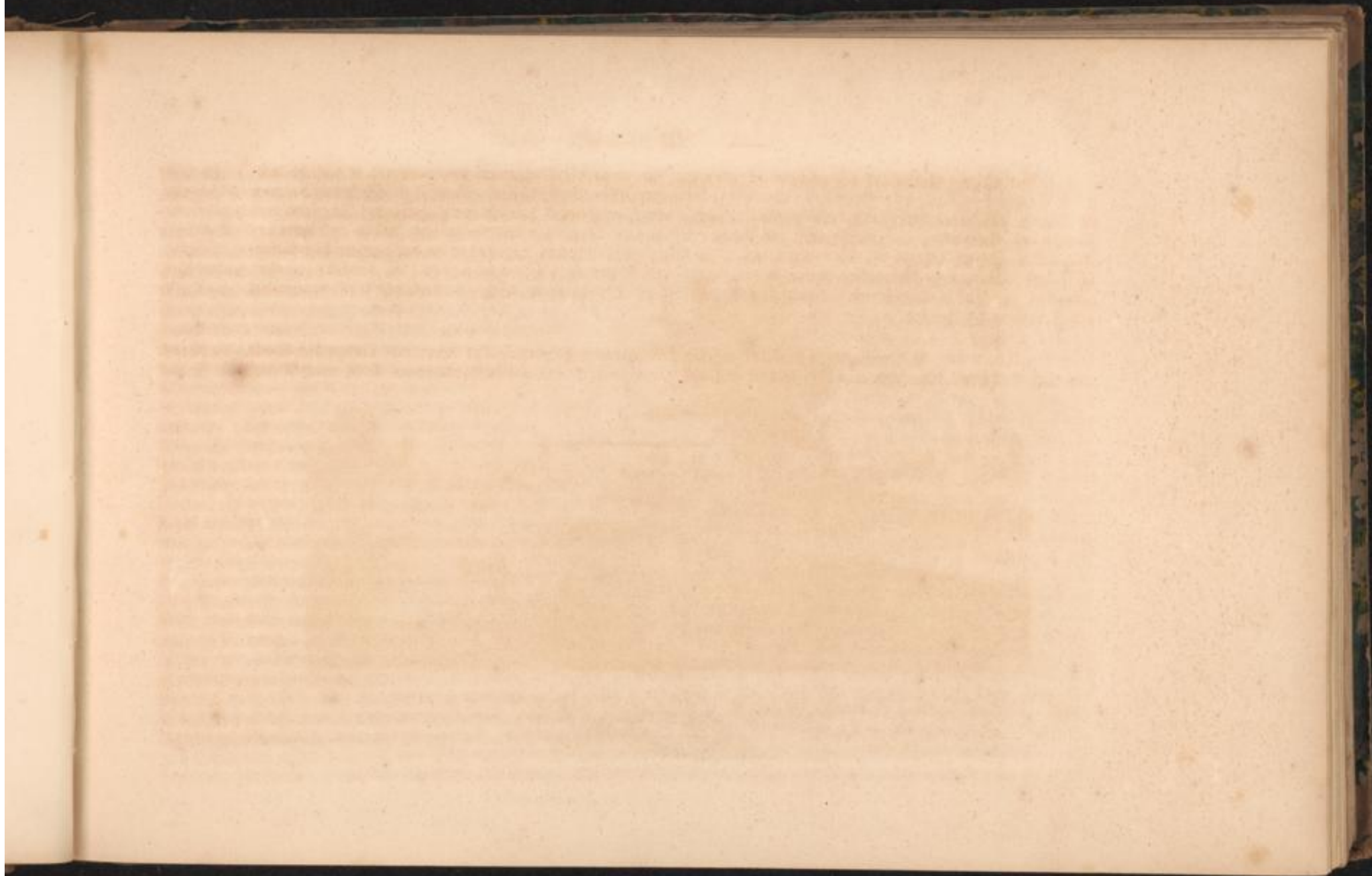
Kriegsheere, Hochschulen kommen auf; die Gewalt beherrscht die Idee, für jeden schwellenden Druck der geistigen Kraft hält sie einen materiellen Gegendruck in Bereitschaft.

Der Despotismus kleidet sich endlich in milde Formen, um — absoluter zu herrschen, und die Selbstsucht zieht das Gewand der Vaterlandsliebe, Menschenliebe, Gottesliebe an. Schulen und Kirchen, Schauspielhäuser und Rednerbühnen ertönen von Tugend; doch man verlacht im Stillen Den, der ihnen Vermögen und Lebensfreuden hinopfert ohne stattlichen Ersatz. Die Klugheit ist an die Stelle der Weisheit getreten, und Der heißt der Klügste, der an Arglist der reichste ist und, den Schalk im Herzen, sich am ehrlichsten stellt. Jede That wird zum Produkt der Berechnung, und Gewinn wird ihr alleiniger Zweck. Alles Keine, Hohe, Edle, Uneigennütige wird negirt von vornherein, und wo es sich sehen läßt, wird es vergiftet von der Verläumdung und herabgezogen in den Schlamm der Gemeinheit, in dem das Geschlecht sich wälzt. Der Mensch hat zwar aufgehört, der Leibeigene des Andern zu sein; der Staat aber wird zum Bagno, und der Herrscher kennt nur Freigelassene und Sklaven. Der Staatsbau ist gar kunstreich; Stockwerk auf Stockwerk thürmt sich bis zur Spitze; — oben wohnt die Herrschaft, unten das Gesinde; oben die Faulheit, unten der Fleiß; oben der Genuß, unten die Entbehrung. Minoritäten haben das Wohlergehen als Privilegium für sich; die Mehrzahl hat das Darben und Verderben allein. Die Bildung gehört nicht allen, sondern einzelnen Klassen, und oft wird sie von diesen als ein Werkzeug zur Unterdrückung gebraucht. Aufgelöst ist das Volk in Stände; aber Jeder spricht von der Nation und wenn schmutziger Eigennuß seine Interessen vertheidigt oder fördert, dann hat er stets die Ehre und das Wohl Aller im Munde. Sogar die Beutelschneiderei der Finanz verbirgt sich hinter der öffentlichen Glückseligkeit, die ihr am Herzen liegt, wie dem Satan die Freuden der Engel. Da aber Jeder, welcher Macht hat oder Einfluß, am Staate mitzubauen hilft zu seinem Vortheil, welcher nothwendig mit Anderer Vortheil streitet, so wird der Staat selbst zu einem widerspruchsvollen Flickwerk der wunderlichsten Formen und der verschiedensten Einrichtungen, deren Tendenzen einander entgegenlaufen. Seine Organisation endigt nie; sie verläuft sich in's Chaos; die Ueberbleibsel der Vorzeit mengen sich mit vernunftgemäßen Sagungen und Stiftungen; mit den Gesetzen draconischer Strenge und Barbarei proklamirt man die Grundsätze der Philantropie und Humanität, und an die finstern Verließe der Ritterburgen baut der moderne Staatskünstler seine Hütten, in denen Arglist und Gewalt, Dummheit und Dymnastie, Uebermuth und Feigheit, Aberglauben und Unglauben beieinander wohnen.

„Auf dieser Staffel stehen wir; sie ist die — Gegenwart. Sehnsüchtig schaut die Menge hinan zu den höhern Stufen und fragt: wie wird es da seyn? Und manche Zweifel knüpfen sich an die Sehnsucht.

Getrost! — Schon auf der nächsten Sprosse sehe ich, was die Gegenwart dem verirrtten Geschlecht nicht geben kann: — Zustände größern und allgemeineren Menschenglücks. Wohl sehe ich auch da noch Reichtum und Armuth; jedoch keinen Pöbel mehr, weder in Seiden- noch in Zwilchgewand. Ich sehe noch Starke und Schwache; aber die Freiheit als heiligen Besitz für Alle, und das Gesetz und sittliche Gefühl über Alle. Ich sehe im Staate die Gleichberechtigung als Wahrheit; ich sehe das Weib in der bürgerlichen Gesellschaft im vollen, unverkümmerten Genuß aller Rechte des Mannes; ich sehe es neben ihm, nicht unter ihm. Ich sehe zwar noch Sünder und Strafen; aber die Strafe ist nicht mehr Rache, sondern das Verbesserungsmittel des Irrenden. — Ich sehe — — —

„Ach, meine Himmelsleiter und alle Gesichte verschwanden plötzlich. Der Kapuziner läutete die Glocke des Baldkirchleins, murmelte eine Ave Maria und bot mir nebenbei, aus der buchsbaumenen Dose, eine Prise.“





BRISLAU

View of Brissau, & the River, in 1778

Engraved by G. Schlegel





## DCXXX. B r e s l a u.

„Breslau ist der kostbarste Edelstein in Preußens Krone.“ So sagte König Friedrich II., dessen Schwert ihn aus dem Habsburger Diadem gebrochen hat. Und seit der Zeit ist sein Werth nicht kleiner geworden. Keine einzige Provinzstadt in Deutschland hat ein solches Gedeihen und Wachsen. Nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs zählte Breslau 50,000 Einwohner; 1811 64,000; 1840 100,000; jetzt über 110,000, und so reichlich fließen hier die Ströme des Erwerbs, daß die Bevölkerungszunahme voraussichtlich noch lange Zeit fort-dauern wird. Dazu kommt, daß Breslau als Sitz der geistlichen und weltlichen Oberbehörden, einer vielbesuchten Universität und anderer wissenschaftlichen Anstalten, als Sammelpfad schlesischer und polnischer Grundbesitzer, reicher Kapitalisten, Rentiers und Soldaten, die den Rest ihrer Tage noch genießen wollen, was das Leben an Freuden beut, — und bei dem Luxus, welcher, von der Bildung verfeinert, im großen Styl sich hier zur Schau stellt, auch den kleinen bürgerlichen Gewerben reichen Gewinn bringt. — In wenigen Großstädten ist der Wohlstand so allgemein verbreitet, so fest begründet.

Die Stadt liegt am Zusammenfluß der schiffbaren Oder und der Ohle auf mehreren kleinen Inseln, welche etwa 150 Brücken und Stege miteinander verbinden. An der eigentlichen Stadt (Alt- und Neustadt) hat das Bedürfnis einer in vierzig Jahren auf das Doppelte gestiegenen Bevölkerung vor jeder der sechs Thore eine Vorstadt gebaut, die ihre Arme nach allen Richtungen in's Land strecken. Jedes Jahr macht sie länger wachsen. Die Hauptstraßen finden in dem Markte, in der Mitte der Stadt, ihren Vereinigungspunkt. Regelmäßige Anlage, die Breite und Reinlichkeit der mit Trottoirs versehenen Straßen, die stattliche Bauart der meist steinernen Wohnhäuser, das thätige Leben überall und die bunten eigenthümlichen Trachten der Bewohner des Gebirgs und der nahen polnischen und galizischen Landschaften, — geben Breslau eine eben so anmuthige als anziehende Physiognomie, und lassen den Fremden ein Bild bürgerlicher Behaglichkeit und Tüchtigkeit gewahren, wie er es kaum in irgend einer andern deutschen Stadt wieder findet. Die höhere Gesellschaft wird durch Geistesbildung und einen entwickelten Sinn für die Interessen der Humanität, für Kunst und Wissenschaft getragen, und auch der Ton in den mittlern Ständen gibt von der Verbreitung wissenschaftlicher und socialer Bildung ein vortheilhaftes Zeugniß. Die Breslauer Bürgerschaft hat an der großen Bewegung unserer Zeit immer den wärmsten Antheil genommen, und wie sie im Jahre 13 mit ächter Begeisterung Habe und Leben für die Ehre der Nation und zur Befreiung des Vaterlandes und ihres Königs aus

dem fremden Joch darbrachte, so hat sie auch bei dem letzten Ringen der deutschen Nation aus nicht minder schmählischen Banden in der vordersten Reihe gestanden, und Tausende aus ihrer Mitte haben kühn ihr Leben dafür eingesetzt. Wenn nach der Restauration des alten Regiments, nach dem Verwelken so großer Hoffnungen, die Bourgeoisie sich beeilte, sich auf die Armesünderbank zu setzen, so hat sie eben nur Das gethan, was ihrer Natur überall als das Angemessene erschien. Sie machte es in Breslau wie in Berlin, in Berlin wie in Wien, in Wien wie in Karlsruhe, in Karlsruhe wie aller Orten. Um die Ehre der Fußtritte, welche sie empfangen, hat sie noch Niemand beneidet. Aber das Volk nimmt Akt von diesen Dingen und — Erinnerungstage bleiben nicht aus. —

Große, imposante, Kunstsinne und Geschmack befriedigende, Bauwerke hat Breslau wenig. Obenan steht sein Dom, 1170 vollendet; die schöne Liebfrauenkirche und die Kirche des heiligen Kreuzes sind Muster des deutschen Styls aus dem 13. und 14. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde auch das Rathhaus gebaut und mit dem reichen Schmuck von Skulpturen und Bildwerken versehen. Der Hagfeldsche Palast und das Palais des Grafen von Donnermark imponiren durch Größe und Pracht. Das Universitätsgebäude ist im Bopfstyl des vorigen Jahrhunderts von den Jesuiten erbaut worden. Es nimmt den Platz der alten Burg ein, in der die Könige von Polen, von Ungarn und von Böhmen, die Kaiser und die Fürsten Oesterreichs oft Hof gehalten haben und zu Gericht saßen als Herren des Landes. Schlesien rang seit dem 11. Jahrhundert vergeblich nach Selbstständigkeit, und Breslau, die Hauptstadt des Herzogthums schon seit dem Jahre 1000, war deshalb öfters der Schauplatz tragischer und blutiger Scenen. Mehrmals steckte die kriegerische Bürgerschaft kühn die Fahne der Unabhängigkeit auf, und Kaiser Sigismund ließ einmal (1421) 26 der Rädelsführer an einem Tage hinrichten. Grausamkeit hat jedoch noch niemals den Muth gebrochen, und Erbitterung war der Gewalt niemals ein Gewinn. Nach jeder Züchtigung erhoben die wackern Breslauer, so bald sie bessere Gelegenheit erfahen, um so unerschrockener das Haupt, und sie setzten es endlich bei dem ermüdeten kaiserlichen Hofe durch, daß sie ihr Gemeinwesen fast unabhängig einrichten durften. Der Kirchenreformation öffneten die Einwohner Thore und Herzen, ungeachtet ihre geistliche Oberbehörde, der Fürst-Erzbischof, Himmel und Erde bewegte, um das Eindringen der Ketzerei und die Schmälierung seiner Kirchengewalt zu verhindern. Nachdem der größere Theil der Bürgerschaft seinen Abfall von der katholischen Lehre förmlich erklärt und das Lutherthum bekannt hatte, wurden die Katholiken vom Stadregiment ausgeschlossen und dieß Verhältniß, sammt der Religionsfreiheit, trotz der katholischen Oberherrschaft, auch in späteren Zeiten gewettet. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es den unablässigen Bestrebungen Habsburg's, unter dem Beistand der Jesuiten, den festgewurzelten Protestantismus zu beengen. Die Jesuiten trugen den Zwiespalt in Gemeinde und Familien; der Hof aber hätschelte den aristokratischen Theil der Bürgerschaft und machte Adel und Geldsack seinen Interessen und Absichten dienstbar. Schlesien wäre demselben Verdummungssystem verfallen, wie Böhmen, hätte das Schicksal

ihm nicht den Krieg gesendet; für das Volk war die preussische Eroberung eine Erlösung aus dem geistigen Kerker, eine Heilung vom erstarrenden Siechthum, eine Erweckung zu neuem Leben.

Friedrich's II. Adlerblick erkannte sofort im Handel die stärkste Basis für Breslaus Zukunft und Größe, und er that alles Mögliche, ihn zu spornen und zu vermehren. Er opferte selbst zu diesem Zwecke große Summen, ließ auf seine Privatkosten fremde Länder bereisen, um für die schlesischen Fabrikanten und Kaufleute neue und vortheilhaftere Absatz- und Bezugsquellen zu erforschen: er übernahm das Wagniß der ersten Versuchsgeschäfte, schickte Agenten in alle Welttheile, um durch Traktate den schlesischen Produkten die Einfuhr zu erleichtern; er suchte die unterirdischen Schätze des Landes auf, zog sie hervor aus ihrer Verborgenheit, kundschäftete alle Verbesserungen, welche der Holländer, Belgier und Normannen in der Kultur und Aufbereitung des Flachses gemacht hatten, und führte sie ein; holte feinvollige Schaafheerden aus Spanien und verpflanzte sie in die schlesischen Berge und Thäler, und streute in dieser Weise die Saat aus zu neuen Reichthümern in einer Provinz, deren großartiges Gedeihen er als Hauptstütze seines Reichs betrachtete. Noch am Rande der Gruft forderte er seinen Nachfolger auf, unverwandten Auges in dem von ihm verfolgten Werke für Schlesiens Erblühen zu beharren.

Und es geschah. Bis zum Kriege von 1806 blieb Schlesiens Flor im Steigen. Breslau war der Knotenpunkt dieser Entwicklung und die Hand, die den unermesslichen Verkehr vermittelte. 20 Millionen Thaler betrug allein der Werth der schlesischen Leinen, welche über Breslau nach allen Weltgegenden verführt wurden! Jener unglückliche Krieg aber wirkte auf Schlesien wie ein Hagelwetter; und an die Stelle des allgemeinen Wohlstandes traten Verluste, Stockung der Fabrikation, Noth und Verarmung. Damals wurden die größten Häuser Breslaus zur Zahlungseinstellung gedrängt; Schlesien blutete aus vielen Wunden und der ohnmächtige Staat konnte nicht helfen. Da kam das Jahr 13. Preußens König rief das Volk zum großen Akt der Selbstrettung auf — und keine Provinz ist ihm schneller, williger gefolgt, keine hat ihm treuer zur Seite gestanden, keine hat ihm größere Opfer gebracht.

Der Sturz Napoleon's befreite Land und Meer und machte dem schlesischen Handel und Gewerbe die Kanäle wieder zugänglich, welche so lange nicht benützt werden konnten; aber viele waren inzwischen verschlammmt, oder von der britischen Industrie in Besitz genommen — und unwiederbringlich verloren. Das ehemals so kolossale schlesische Leinengeschäft blieb ein Schatten von dem, was es früher gewesen; doch wurden in der emporkommenden Wollen- und Baumwollen-Manufaktur, und noch viel mehr in der Veredlung und Vergrößerung der Schafzucht, in der rasch wachsenden Montanindustrie (Kohlenbergbau, Eisen- und Zinkfabrikation) Quellen der Arbeit und des Reichthums errungen, welche die verstepigten ersetzten.

Breslau ist der Agent, der bei Allem wirksam eingreift mit seinen Kapitalen und seinem Kredit. Es ist der Markt der Provinz für Produkte, wie für Fabrikate. Sein Wollmarkt z. B. ist der größte in der

Welt. Er wird von Händlern und Fabrikanten aller Länder besucht und er allein bedingt, bei einem jährlichen Absatz von 120,000 Ctrn., eine Kapitalbewegung von 12 Millionen Thaler. Der Leinenerport ist, obchon gegen sonst sehr gesunken, immer noch groß, und summiert ein paar Millionen Thaler. Die Metalle Oberschlesiens sind der dritte große Stapel der Stadt. Sie betragen ebenfalls Millionen; 1 Million Centner Eisen und 600,000 Ctr. Zink gehen die Oder hinab; der Zink sucht auf dem wohlfeilen Seewege Markt in den entferntesten Welttheilen. Für Getreide, Delsaaten, Del, Talg, Branntwein und Schlachtvieh gehört Breslau, als Markt, zu den größten des innern Deutschlands. Würde nun der habsburgische Traum eines germanisch-slavischen Mittelreichs Wirklichkeit, — so wäre damit für Breslau der Anfang einer Aera merkantiler Größe gewonnen, deren Gränzen nicht abzusehen sind. Aber „der Mensch denkt's, Gott lenkt's“. Er bekümmert sich nicht um die Träume der Gekrönten, und thäte er's, wäre der Himmel längst eine Zwingburg und statt der ewigen Seligkeit erwarteten da droben manchen ehrlichen Mann — Kasematten.

### DCXXXI. Der erzbischöfliche Palast in Olmütz.

Im Jahre 860 wurde Perivina, der erste Herzog von Mähren, der die Taufe empfing, von seinem, durch die Priester des alten Kultus aufgewiegelten Volke erschlagen. Aus seinem Märtyrerblute entsproßte das Christenthum für das ganze Land, und als es bekehrt war, sendete Rom einen Oberpriester hin, dort zu predigen und zu herrschen. So wurde das Erzbisthum Olmütz gegründet, dessen Krummstab die fürstliche Krone ziert, und dessen Träger Hoheitsrecht übt und königliche Einkünfte verwaltet. Das Grundvermögen des Kapitels allein ist mehr als 6 Millionen Gulden. In Oesterreich ist es jetzt wörtlich wahr: „Wo die Kirche ein golden Dach hat, geht der Staat Betteln.“

Der erzbischöfliche Palast in Olmütz (jenes hervorragende Gebäude mit den Kuppeln) ist so groß, daß er im vorigen Jahre den flüchtigen Habsburger aufnehmen konnte mit seinem ganzen Hofe, und in dem Lustschlosse des Olmüzer Kirchenfürsten zu Kremsier hatte die Nationalversammlung des Reichs Raum, welche die Todesangst des Herrschers in der Stunde der Gefahr zur Rettung seiner Krone berufen hatte. Das schwache Werkzeug wurde, als die Gefahr vorüber war, weggeworfen. Es war kein Unglück für Oesterreich. — Alles wiederholt sich im Leben. Jede verwekkende Dynastie hat solche „letzte Blätter“, und das Schicksal betastet sie allemal mit schmutzigen und blutigen Fingern. —



Die weltberühmte Feste  
OLMÜTZ

von G. Kneller del. H. Schmitt sculp.

Verlag v. Neumann, Neudamm







von J. Neumann, Neudamm & B. Schick & Sohn.

WITTENBERG  
im Jahr 1807.

Agnes & Sohn.





## DCXXXII. Sitten in Wallis in der Schweiz.

Das Recht ist die Mutter der Demokratie und die Humanität soll ihre Führerin seyn. Die Demokratie soll machen, daß es überall recht in der Welt zugehe, und daß die Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit triumphire. In diesem einen höchsten Zweck fließen alle andern zusammen, und kein anderer soll verfolgt werden, der diesem widerspreche. Alle wahren Freunde der Freiheit sind darüber einig, alle arbeiten auf diesen Endzweck los, und sie bedürfen dazu weder der Verabredung, noch propagandischer Künste. Ohne sich einander zu kennen, ohne andere Sagungen, als die, welcher jeder vom Vorurtheil und der Selbstsucht befreite, vernünftige und denkfähige Mensch in der Brust trägt, ohne anderes Statut, als die allgemeinen Sittengesetze, bilden sie doch eine feste Gemeinschaft. Wo die Sonne der Vernunft die Herzen erwärmt, wo ihr Lichtstrahl in die Seelennacht der Menschen dringt, da ist ihr Reich, da wirkt sie, da schlägt sie ihren Lehrstuhl auf, da sendet sie ihre Heerschaaren hin, da streitet sie, abwehrend oder angreifend, für des Rechtes Sieg, Weltheroberung und Weltherrschaft. Dieser Bund, diese Vereinigung aller wahren Freunde der Freiheit zur gemeinschaftlichen Förderung ihres Hauptzwecks, des Triumphs des Rechts über das Unrecht auf der Erde, soll ihren beständigen Ausdruck finden, und jeder Mensch, der die Freiheit um ihrer selbst willen liebt, ist ein Mitglied dieser Gemeinde, deren Macht und Gewalt wie eine Lawine wächst, je weiter sie fortrollt. „Das Gute soll herrschen über das Böse, das Reich des Rechts soll kommen auf Erden!“ erschallt's in ihrem Tempel; und ihr Tempel ist die Welt, und Jeder kann in demselben ein Priester seyn. In der wahren Demokratie ist kein Streit, kein Zwiespalt. Es ist die Fahne der Gerechtigkeit, die Alle um sich versammelt; eine Farbe hat sie, wie sie ein Streben hat: Freiheit für Alle und durch die Freiheit Aller Recht und Aller Glück. — Sie hat etwas Kirchliches an sich, — das gesteht sie offen. Sie hält sich für die Alleinseligmachende, sie ist fest überzeugt, daß außer ihr für die Völker kein Heil zu finden ist. Wie ein religiöser Glaube strebt sie nach Bekehrung Andersdenkender; doch will sie nimmer der Freiheit der Meinung Gewalt anthun, und noch weniger die verfolgen oder hassen, welche eine andere Ueberzeugung haben oder bekennen. Wenn sie alle Menschen unter ihrer Fahne zu schaaren wünscht, so geschieht es immer nur um des Einen willen: „Für das ewige Recht.“

Dafür und dafür allein ist ihr Streiten, dafür allein erhebt sie ihr begeistertes Wort, und wenn es seyn muß, Arm und Schwert. Dahin allein zielen ihre Lehren. Dafür allein trägt sie das Kreuz; dafür allein nimmt sie das Märtyrertum; dafür allein darf sie die Gott-Menschen aller Zeiten als Zeugen aufrufen: Sokrates, Confuzius, Zoroaster, Plato, Christus.

Ich sagte, das Licht der Vernunft ist der Demokratie zu ihrem Gedeihen nöthig. Ich hätte **unentbehrlich** sagen sollen! Wie wir ohne Vernunft weder Wahrheit von Irrthum, Recht von Unrecht, Tugend von Laster, Stimme Gottes von tollem Wahnruf unterscheiden können, — wie wir ohne sie das Spielzeug unserer Leidenschaften und Gefühle und jedes Betrügers und jedes Verführers sind: so ist auch die Demokratie wie ein steuerloses Schiff im Sturm auf dem uferlosen Meere, wenn sie nicht all ihr Dichten und Trachten, Meinen und Glauben mit den Vernunftgesetzen in Einklang bringt, wenn sie nicht Alles verwirft, was mit den Grundsätzen der Moral streitet; wenn sie nicht mißtrauisch ist gegen alle Lehren, die nur auf das dunkle Gefühl wirken sollen, deutliche Begriffe nicht zulassen, oder sich der kaltblütigen Prüfung und Untersuchung entziehen. Der ächte Demokrat weist Alles zurück, was sich in Rebel, in Geheimniß und Ausschließlichkeit hält; er verdammt Alles, was die Vernunft verdächtigen will, oder ihren Gesetzen widerstreitet. Die wahre Demokratie will die vernünftige Selbsterkenntniß und deren Consequenzen in Staat und Gesellschaft für die gesammte Menschheit erstreben. Sie will, daß der Mensch überall auf der Erde sich seiner Würde und seines Rechts vollbewußt werde, sie will als einen Ausfluß seines Menschenrechts die Freiheit, sie will, daß die Völker mit freier Selbstbestimmung und selbstherrlich die Wege des Gesetzes wandeln; sie will, daß sie durch Tugend, Humanität und Brüderlichkeit veredelt werden zu jenem erreichbaren Zustand von Glückseligkeit, den jeder Mensch einmal im Leben — als Kind — geahnet hat. Das Wohlseyn aller in der Gesellschaft vereinigten Menschen ist dem ächten Demokraten das unveränderliche Ziel seines Staats und das Ideal, das ihm unablässig vor Augen schwebt. Aus dem Chaos verworrener Vorstellungen und Begriffe tritt ihm dieses Ideal klar vor's Auge. Es gibt ihm die leitenden, unabänderlichen Grundregeln seines Verhaltens, es wird die vornehmste Triebfeder seines Wollens; es wird das Ziel seines Thuns; es wird der Grund, den er stets voraussetzt, wenn er sich dem Streben Anderer anschließt; ihm ist's der Preis und der Zweck aller Gesetzgebung, aller Führung in seinem Staate. Nur was vernünftig und recht ist, nennt er gut, und indem er für alle Völker die Entwicklung des Rechtsstaats fordert und die Beförderung dieser Entwicklung hinstellt als der Gesellschaft oberste Pflicht, **will er Herstellung der Harmonie des Menschen mit der Gottheit.**

Ist auch dieß Ziel ein noch in unabsehbarer Ferne stehendes, weiß er auch, daß bis dahin noch der Staub mancher Generationen verwehen wird, — so hindert es ihn doch nicht in seinem Eifer. Er strebt darnach hin, ob schon er weiß, weder er, noch seine Kindeskinde werden das Ideal ganz verwirklicht sehen, welches seine Seele erfüllt. Er fühlt sich schon in dem Gedanken für alle Mühen, Gefahren und Opfer belohnt, — daß er einen Stein legen kann zu dem Bau der Menschenbeglückung, und Etwas, sey es auch noch so wenig, beitragen darf, die Periode zu verkürzen, welche die Vollendung verlangt. — Ja, meine Freunde, die Ihr mich immer verstanden habt und in dem Geiste wirkt, der durch dieses Buch zu Euch redet, — Ihr werdet nicht müde werden und nie darnach fragen, ob Euer Wirken Früchte bringe heute oder morgen.

Wie es auch werde mit uns: — das ernste Streben genügt schon;  
Denn auf der Erde steht nichts so hoch, als der entschlossene Wille,  
Welcher im Bruder die Kräfte erweckt und die göttliche Würde,  
Und ihn hebt zu des Rechts ungetrübtem Bewußtseyn.  
Lasset nicht nach, Ihr Lieben! und rüttelt beständig  
An den umnachteten Schläfern, und macht sie zu Menschen.  
Lohn und Lorbeer verheißt man uns nicht; doch rechnet die Gottheit  
Ehrlichen Streit für das Recht stets als unsterbliche That.

#### Und nun zu unserm Bildchen!

Die Rhone, unter den Alpen-Töchtern des ewigen Eises die wildeste, durchläuft von ihrer Wiege bis zu ihrer Einmündung in den Genfersee eine Entfernung von 38 Stunden. Mit unbegreiflicher Kraft hat sie sich ein tiefes Thal durch das höchste Gebirge des Welttheils gerissen. In unzähligen Kinnthalen, welche bald dunkle Schluchten, bald lichte Nebenthäler bilden, stürzen, auf beiden Seiten, von Gletschern und Schneefirnen die kleineren Gewässer herab, um sich mit jener zu vereinigen. Die Breite des Rhonethals erreicht nirgends eine volle Meile. Seine Wände sind steil; der Hirtenstab trat fast allwärts an die Stelle des Spatens. Mehr als 8000 Sennhütten sind hingestreut über die grünen Matten, und die Glocken der Heerden beleben die Einöde des Gebirgs bis an den Rand der Gletscher, bis zu den Feldern des ewigen Schnees. Im Thale wälzt sich der Strom mit furchtbarem Losen zwischen den zerrissenen Felsufeln schäumend hinab und einzelne Schuttkegel und Bergtrümmer erheben sich da und dort aus dem Boden als Verheerungszeugen vergangener Zeit. Die

Menschen sind mit ihren Städten, Dörfern und Weilern vor den unbändigen Wassern auf die höhern Thälrande geflüchtet, oder auf die Terrassen der Vorberge, oder in den Schooß der tiefern Alpenwelt. Wie auf den Felsenhäuptern des Rheinthals zwischen Mainz und Koblenz, so haben auch hier die Ritter und Pfaffen des Mittelalters die Felszinnen mit dem grauen Gemäuer von Burgen, Schlössern und Klöstern gekrönt: — wohl ein halbes Hundert zählt man in dem Hauptthale allein, und manchem, das zwischen Himmel und Erde auf jezt unersteiglichen Klippen hängt, gibt die Tradition den Bösen zum Baumeister, und die Sage bevölkert es mit Gnommen und Geistern. Das ganze Thal hat eigentlich das Ansehen einer landschaftlichen Ruine, welche aber von der Natur aufs reichste geschmückt wurde. In keinem Theile der Schweiz ist die Flora so zahlreich und so mannichfaltig, und während zwischen den Klippen von Sitten in geschügten Lagen das zarte Granathäumchen wild wächst und die südliche Kaktus klettert, wandelt man weiter oben unter den Gesträuchen und Blumen Islands.

So ist das Wallis, und wie das Land ist auch die nur etwa 20,000 Familien starke Bevölkerung; — sie ist eine Trümmerwelt. Noch hat kein Forscher die Völker aufgezählt, deren Ueberbleibsel in den Thälern und Schluchten zerstreut sind seit grauer Vorzeit. Schon die Idiome stellen ein langes Verzeichniß auf: Gälern, Krabern, Hunnen, Gallier, Germanen, Römer, Gothen und Vandalen. Noch hat auch Niemand die Grenzen des Landes fest bestimmt, und die Linien, welche die Karten als solche angeben, hat noch kein Mensch gemessen. Der Flächenraum des Staats ist unbekannt; denn wer kann die Marken stecken auf den Gletschern und Firnen und topographische Aufnahmen bewerkstelligen auf unersteiglichen Eismüsten, die nur der Adler kennt, oder in den Felsböden, wo der Bär, vor den Nachstellungen des kühnsten Jägers sicher, haust? Nur da sind die Grenzen bekannt und festgestellt, wo Straßenzüge über den Nacken der Hochgebirge laufen, oder wo Alpenböden, welche die größere Hälfte des Jahrs in Schnee begraben liegen, ihrem Vieh zwischen den Finken und Berggräthen Sommerweide suchen müssen.

Staatlich ist Wallis in das obere und untere geschieden, und jedes theilt sich wieder in „Centen“, d. h. in kleine, selbstherrliche, verbündete Republiken, die, unter selbstgewählten Obrigkeiten, selbstgegebenen Befehlen gehorchen. Das Land ist also eine Föderativrepublik, die als Kanton zum Schweizerbunde gehört. Im obern Wallis wiegt das deutsche Volkselement über; in dem untern das gälische und romanische, mit dem arabischen und hunnischen bald mehr oder weniger stark vermischt; denn sowohl von den Heeren des Attila, als auch von den Sarazenen (Arabern), welche im achten Jahrhundert die alte römische Welt vollends verwüsteten, blieben versprengte Schaaren zwischen den Bergen in Wallis sitzen. Von einer Nationalphysiognomie kann unter solchen Verhältnissen nicht wohl die Rede seyn. Das Volk ist, wie alle Mischlinge kau-

fassischer und mongolischer Race, häßlich, und die ungeschlachte Tracht hilft den widrigen Eindruck vergrößern, den die bigotten Gesichter hervorbringen. Die Männer tragen Jacken, Westen und Kurzhosen von grobem, schwarzem oder dunkelbraunem Tuch; die unzierlichen Weiber von denselben Stoffen Röcke, Wämser und Schnürbrüste. Von der Sauberkeit der schweizer Landleute in den reformirten Kantonen ist keine Spur. Wie sie selbst, so sehen auch ihre Wohnungen aus. Unwissenheit, Schmutz und Armuth sind die Penaten. Viele haben sogar ein verfallenes Ansehen. So lange dem walliser Hirten nicht der Regen auf's Bett träufelt, bessert er kein Dach und keine Wand. Selbst die Gemeindegäuser sind meist vernachlässigt. Diese entbehren jedoch nicht einen barbarischen Schmuck. Thüre und Wände sind nämlich mit den Klauen, Krallen und Bälgen von Luchsen, Bären, Wölfen, Adlern benagelt, ein Gebrauch, der sich bei den Mongolen wiederfindet und die Herkunft verräth. Am traurigsten aber ist der Anblick jener Unglücklichen, in denen der Gottesfunke zu fehlen scheint und die auf den Grenzen der Menschheit und der Thierwelt irren: jener Allerärmsten, für welche der Himmel umsonst seinen Sternenmantel über die Erde breitet und die Natur ihre Herrlichkeit und ihre liebenden Arme öffnet: denn sie schauen hinan und stieren hinein ungerührt, und kein Gedanke und kein Engel läßt sich in ihr verödetes Herz nieder. Ich meine die Kretinen. Das Wallis ist ihr Vaterland. Auf hundert Einwohner rechnet man wenigstens einen dieser Variab's der Schöpfung. Tage, ja Wochenlang sitzen sie an einem Fleck, angethan in Lumpen, mit gesenktem Haupte und den unförmlichen Kröpfen, lebend von den Brocken, welche ihnen die Vorübergehenden reichen. Viele sind sprachlos; Viele blöcken mit den vorbeiziehenden Rinderheerden; denn die meisten haben die menschlichen Töne ganz verloren, und gleichwie eine geborstene Glocke verlegt jeder ihrer Laute das Ohr, und jeder Blick auf die Jammergestalten zerreißt Einem das Herz. Warum — so möchte man ausrufen — sind sie auf der Erde? Engel des Todes, komm' herab und erlöse die Jammerwesen und schließe ihre thränenleeren, rothen Augen! —

Sitten ist die Hauptstadt des ganzen walliser Landes. Eine schönere Lage ist kaum zu denken. Um zwei isolirte Felsen, welche fast senkrecht aus der Thalebene 4—500 Fuß hoch aufschließen und von welchen Burgtrümmer und Klostergebäude herabschauen, gruppiren sich die Häuser des Städtchens, dessen neues, freundliches Ansehen um so mehr erquickt, je weniger man ein solches in Wallis sucht. Sitten brannte vor ungefähr 60 Jahren fast ganz nieder und wurde seitdem schöner aufgebaut. Das Städtchen ist nicht ohne Wohlstand. Als Kreuzpunkt mehrerer Straßen und Saumwege, welche thalab- und thalaufwärts, nach Piemont und nach Deutschland und zu den Bergpässen über die Scheidewand der Hochalpen zwischen Wallis und Italien führen, hat es einen Expeditions- und Zwischenhandel, der im Sommer Alles belebt und beschäftigt. Es ist ein eigener Anblick in dieser Zeit, Abends die langen Büge schwerbeladener Maulthiere, eins dem andern folgend und von wenigen Führern begleitet,

die steilen Gebirgswege herab dem Städtchen zuschreiten zu sehen, oder den wandernden Handwerksburschen mit seinem Knotenstocke, der, aus der todtenstillen Eiswelt kommend, in Sitten zum ersten Male den warmen Odem Italiens fühlt und die Vegetation Hesperiens schaut. Die Gärten und Felder umher sind sehr fruchtbar, auf allen Hügeln rankt die Rebe, von allen Höhen winken Frucht bäume. Dazu die Zauberspiele des Lichts, die mit jeder Tageszeit wechseln, die Blicke in die Gebirgswelt, auf die brausenden Gletscherbäche der Nebenthäler, oder auf stürzende Kaskaden, und in der Ferne auf die Riesen der Alpen, auf die Dome, Gräten, Zacken und Hörner, welche hinter den Wolken herüber schauen, wie Angehörige einer andern Welt. —

Sitten ist der Sig eines Bischofs, der sich ehemals des heiligen römischen Reichs Fürst, Graf und Präfect von Wallis nannte, und nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gerichtsbarkeit über alle Völkerschaften des Gebirgs übte. Seine Titel sind mit dem Reich verschwunden und sein fürstliches Schwert ist zerbrochen; aber seines Krummstabs Herrschaft über die Menschen ist darum nicht schwächer geworden. Noch heute gilt die Stimme des Bischofs im allgemeinen Landrath der Föderativrepublik so viel als die Stimme jedes einzelnen Gents; aber weit wirksamer noch ist sein Einfluß auf die Bevölkerung durch eine wohlorganisirte Hierarchie, die, enggeschlossen und streng gegliedert, die Gewissen beherrscht und alle Lebensverhältnisse der Einzelnen, wie die des Staates, überwacht und leitet. Außer der zahlreichen Klostergeistlichkeit sind 112 Pfarrer unablässig bemüht, die Pfaffengewalt aufrecht zu erhalten und auszudehnen, und jeder Gent ist noch durch einen besondern bischöflichen Statthalter, einen „Supervigilanten“, beaufsichtigt. In Wallis wird recht sichtbar, daß republikanische Institutionen, wenn sie nicht von der Volksbildung getragen werden, am wenigsten Schutz gewähren gegen die Tyrannei der Kirche, welche mit dem öffentlichen Leben zugleich das Familienleben in eiserne Fesseln schlägt. Das Ansehen der weltlichen Beamten in einem Volksstaate beruht auf der oft unsichern Autorität und der nicht selten schwankenden Auslegung der Gesetze und des Herkommens; beziehungsweise auch auf den wandelbaren, materiellen Interessen der Bürger. Der Beamte selbst ist das Geschöpf der Volkswahl; er ist Diener des Volks; die höchsten Aemter sind in der Regel nur auf wenige Jahre verliehen, und da er nach der Amtszeit wieder in den Stand des einfachen Bürgers zurücktritt, so betrachtet ihn auch jeder Bürger, trotz der Magistratswürde, die ihn kleidet, als seines Gleichen.

Nicht also der Priester. Er ist unabhängig in der bürgerlichen Gesellschaft, als Diener und Geweihter einer fremden und höhern Gewalt, mit deren Geheimnissen er vertraut ist. Die Interessen, welche die Volksmenge an ihn knüpfen, sind die feierlichsten der Menschheit, Erwartungen von Ewigkeit, Strafen u. Belohnungen nach dem Tode. Die Stimme der Kirche tönt weit über das Grab hinaus; der bürgerliche Gesetzgeber, der Richter und Regent, straft nur den Leib; er berührt nur das Haus und das äußere Gut. Der Priester hingegen

ergreift das innere geheime Leben seiner Gläubigen; Furcht und Schrecken, Hoffnung und Freude kommen und verschwinden auf seinen Wink. Der einzige Zerstörer der priesterlichen Macht in einem solchen Gemeinwesen, wo kein Monarch mit seinen Satelliten die Prærogative der Alleinherrschaft, der Kirche gegenüber, mit Eifersucht wahrt, ist die Aufklärung, die Volksbildung. Gelingt es ihr, diese fern zu halten aus den Köpfen und den Herzen, weiß sie das Volk so zu leiten, daß in die Nacht seiner Unwissenheit kein Strahl fällt und der blinde Glaube in allen Begegnissen des Lebens die entscheidende Stimme behält: dann ist der priesterliche Absolutismus gesichert. Der Staatsmann, wie der Vorsteher des kleinsten Dorfs, unterwirft sich der nicht im Namen des Priesterthums, sondern im Namen Gottes und seiner Heiligen geübten Herrschaft; und geschieht dieß nicht aus religiöser Ehrfurcht, so wird es aus Weltklugheit geschehen. Denn wer in einem solchen Staate mit der Geistlichkeit bricht, von dem weicht das frommgläubige Volk wie von einem Verworfenen. „Religionsgefahr ist bei verblendeten Völkern, wo die Priestergewalt die weltliche beherrscht, immer eine weit furchtbarere Drohung, als — Vaterlandsgefahr.“

Mehrere von den kleinen katholischen Kantonen der Schweiz sind republikanische Theokratien, in welchen sich die priesterliche Hoheit zwischen aristokratischen und demokratischen Elementen, beide durchwuchernd, und beide überwuchernd, empordrängt. — Weltliche Obrigkeit, ohne Beistimmung der geistlichen, ist dort machtlos. Die eine wie die andere sind sich dieses Verhältnisses bewußt; aber der Clerus, mit schlauser Bescheidenheit, gesteht nur ein, daß die Kirche neben dem Staate, nicht über ihm sey; und die weltlichen Magistrate fühlen sich durch dieß Zugeständniß, wenn auch nicht geschmeichelt, doch befriedigt. Mit gleicher Eifersucht, wie die politische Regierung den Grenzumfang des Landes gegen die Nachbarstaaten hütet, überwacht die priesterliche Grund und Boden ihres geistlichen Gebiets gegen weltliche Eingriffe. Dieser Boden, auf welchem ihre Macht ruht und aus dem sie erwächst, ist die — Unwissenheit und Verdummung des Volks. Darum behält die Priesterschaft für sich die Beforgung des öffentlichen Unterrichts und Leitung des Schulwesens überall, wo sie Macht hat oder Einfluß genug, dieß zu erlangen. Sie will für den Geist des großen Haufens niemals Erleuchtung, die zum Selbstdenken führt. Denn so wie das Volk denkt, würde auch des Priesters Vormundschaft enden und des Pfaffenzugs künstliches Gebäude verschwinden, wie Nebel vor dem Sonnenlicht. —

Und so ist auch das Volk von Wallis in der Seelennacht stets befangen geblieben, welche seine Priester hüten, und im Gefolge seiner tiefen Unwissenheit und Geistesarmuth geht neben der Anhänglichkeit an das Alte und der eifrigen Uebung des religiösen Aberglaubens die Dürftigkeit. — In einem solchen Lande darf man begreiflicherweise keine Industrie, keine Manufakturen suchen. Gewerbsleiß weckt das Nachdenken, und daß die

Denkraft ewig schlummernd erhalten werde, das ist in der Hierarchie sorgfältiges Augenmerk. Das Pfaffenthum bleibt überall und ewig eins und dasselbe. Da ist kein Schwanken, kein Aendern in den Grundsätzen, kein Abweichen von dem Wege der Uebung. Sein ganzes Wesen ist Consequenz — und ob es der Sonne opfert, oder den Schiwa anruft, oder zum Christus betet oder zum Mohammed: — es bleibt immer das Nämliche im Streben und Handeln; die Gesetze, denen es folgt, sind so unwandelbar, wie die, welche die Welten in ihren Bahnen halten.

Offen bekenne ich's: lieber einen Tisch voll Kronen, als einen Hochaltar voll Jesuiten. Aus Pfaffenmund klingt mir die Lehre Jesus Christus wie eine Lästerung Gottes, und mein weiches Herz verstockt vor dem Worte der Liebe. Wo ich einen Pfaffen beten sehe, da könnte ich — fluchen.

Fürsten-Despotismus ist ein entsetzliches Uebel; aber die Pfaffen-Tyranei ist das zehnmal ärgere. Was die Alleinherrschaft in ihrer Ausartung Böses verübt hat von Anbeginn, was die tausend und aber tausend Despoten, welche ihr Schoos geboren, an Menschenglück zerstört und an Menschenelend geschaffen haben; — all die Felder, wo sie die Völker schlachteten, all die Kerker, wo sie die Unschuld marterten, all die Schafotte und die Brigittenaunen, wo sie die Männer des Rechts würgten, all die Einrichtungen, durch die sie die Volksarbeit um ihre Früchte betrogen und die Bürger um ihre Freiheit: — all diese Last von Sünde, Unrecht und Unthat reicht doch nach Maas und Gehalt nicht hinan zu dem Berge der Schuld, der, seit die verfluchteste der Mütter den ersten Pfaffen geboren, mit jedem Tage höher wächst. Schwerer, als durch die Geißel der weltlichen Gewalt, werden selbst in unserm kulturstolzen Europa noch Völker von der Geißel der geistlichen Herrschaft geschlagen. Der Tyrann, welcher eine Krone trägt, wird sich begnügen, den Menschen ihr irdisches Glück zu nehmen, ihr irdisches Recht zu zertreten, ihre irdische Freiheit zu rauben, ihre irdischen Güter zu erpressen. Die Pfaffengewalt thut dieß gleichfalls; sie bezieht die Steuern von ihren Gläubigen zwar nicht nach Heberregistern: aber sie kollektirt sie dennoch; sie hat einen unermesslichen Grundbesitz an sich gerissen; sie zehntet die Früchte des Fleisches und des Bodens; sie macht die Trauer wie die Freude zu Goldquellen für sich, die ewig fließen; ja sie weiß sogar die Furcht und Hoffnung jenseits des Grabes noch zu Erpressungen zu nützen. Man hat den Volksverlust an irdischem Gut durch die Priesterschaft in Zahlen gebracht. Sie beträgt für Europa allein jährlich an 2000 Millionen Gulden: — eine ungeheuerere Summe, groß genug, um das Elend und die Armuth aus dem ganzen Welttheil zu verbannen. —

Wäre der Verlust der einzige! Aber er ist nur ein Tropfen aus dem vollen Eimer.

Die Sünden und Verbrechen weltlicher Despoten schrumpfen zusammen neben denen der Pfaffen, und die starken Werkzeuge jener sind schwach, verglichen mit denjenigen, welche diese zum Verderben der Menschheit



gebrauchen. Was sind die Wirkungen verschwenderischer Höfe, dressirter Heere, eines alle Verhältnisse ausspähenden, überwachenden und gängelnden Beamtenthums gegen Das, was die Pfaffen mit der Ohrenbeichte vermögen, was sie anrichten mit ihren Irrelehren von Sündenvergebung, Ablass, ewigen Strafen, Fegefeuer, priesterlicher Gewalt und Kraft der Reliquien und Heiligen? Ihr Ausspruch: „Nur der blinde Glaube macht selig!“ — schleudert den Bann gegen die edelsten Kräfte der Seele und lehnt sich sogar gegen den allweisen und allgütigen Schöpfer selbst auf, weil er uns Vernunft und Denkkraft, als den Funken seines eigenen Wesens, gab. Das Pfaffenthum will dem Menschen die menschliche Freiheit selber rauben; es will dem Europäer nehmen, was selbst der Wilde hat, den unbeschränkten Gebrauch seiner geistigen Kräfte; es kreibt mit eiserner Beharrlichkeit darnach, die Civilisation zu bekämpfen, die Völker herabzuziehen auf die Stufen der Thierwelt und ihr Menschliches im Sumpf des Aberglaubens und der Unwissenheit zu ersticken. Und nicht genug, die Völker um das Edelste des Erdenlebens zu betrügen, greift es auch noch hinüber in die andere Welt, macht es die Hölle zum Vorhof des Himmels und hält dem armen, unwissenden Volk alle Schrecknisse vor, für welche der Pfaff schon das erste Fassungsvermögen des Kindes arglistig bearbeitet. Nicht zufrieden, dem gläubigen Volke die Freuden dieser Welt zu verkümmern, nimmt er auch die der nächsten in Beschlag und stellt ihm dafür den vollen Becher der Qualen und Seelenfoltern hin. — Wenn ein schlechter Fürst seinem Volke von bezahlten Dienern Dasjenige lehren läßt, was seiner Hab- und Herrschsucht frommt, so greift er damit doch bloß das Irdische an; aber die Lehren, welche die Pfaffen geben, nehmen sogar dem Grabe seinen Trost, sie unterwählen die Welt jenseits. Und wer sind ihre Gehülfen in diesem Streben? Schaut sie an und schaudert! Der Pfaff verleitet die Mutter, daß sie den Menschen mordet in ihrem eigenen Kinde, er verleitet den Vater, daß er die ersten zarten Keime der Seele vergiftet, und daß Beide die frühesten Vorstellungen ihrer Kinder mit den Bildern des Aberglaubens ausfüllen. Mutter, Amme, Vater, Wärterin, Alle werden zu Werkzeugen der pfäffischen Arglist, und sie arbeiten an dem finstern Werke derselben, ohne daß sie sich dessen bewußt sind. —

Unsere Zeit ist in der Erzeugung von Ungeheuerem fruchtbar. Sie hat den Despotismus geboren als Drachen mit sechs Häuptern: Autokratie, Junkerthum, Bourgeoisie, Bureaokratie, Soldateska und jenem Professorthum, durch welches die Intelligenz zur Magd der Unterdrückung herabsinkt. Damit aber das Thier der Apokalypse vollständig werde, fehlt ihm das siebente Haupt: Sie schickt sich an, es ihm aufzusehen — das Allerscheußlichste. Der Bund der geistlichen und weltlichen Despotie soll das Unglück der Völker vollenden; aber — — da dreht sich die Welt, wie man die Hand umwendet —

erschrocken schüttelt das schwarze tonsurirte Männchen die schwere Krone von dem Haupte, und Luzifer läßt Heiligenschein, Horn, Huf und Schwanz im Beichtstuhl liegen und fährt durch's Kirchenfenster von dannen!

„Was gibt's?“

„„Es prasseln die Flammen aus dem Weltmeer und die Erde liegt im Kreißen. Sauvo qui peut!““ —

### DCXXXIII. Markt St. Nicola in Oberösterreich.

Prangend stellt die große Natur in diesem Bilde ihre Schätze zur Schau. Wie im Triumphe zieht der stolze Strom zwischen den bewaldeten Bergen hin — das Auge schwelgt in den Fluthen und die Seele preist Den, der diese Herrlichkeit geschaffen hat.

Vom oberösterreichischen Städtchen Grein bis zur Abtei Moll ist das Donauthal eine ununterbrochene Reihe solcher entzückenden Bilder. Einst war das vorliegende Land gegen Passau hinauf ein See, bis die gestauten Wasser des Stroms den Bergdamm, welcher ihren Abfluß hinderte, in der Gegend von Grein durchbrachen. Auf dieser Stelle wirft noch gegenwärtig der Strom, zwischen senkrecht abgerissenen Bergwänden eingeklemmt, zornig und schäumend seine empörten Bogen über die zerstörten Felsmassen, und dort sind die Strudel und Wirbel, wo die donnernden Fluthen sich an den trohigen Klippen brechen und auf einem Fels mitten im Strom ragen die Thürme, auf denen die adeligen Räuber des Nothrufs des wehrlosen Schiffers lauerten, um ihn zu plündern. Jetzt sitzen die Wegelagerer und Böllner behaglich in ihren Schlössern, und die Gefahren, welche die kochende und wirbelnde Tiefe der Schifffahrt bereitet, bestehen mehr in der Sage, als in der Wirklichkeit. Man hat in unserer Zeit das Flußbett durch Sprengungen von den gefährlichsten Klippen gereinigt, und seitdem wird von Unglücksfällen wenig mehr gehört.

Gleich unterhalb dieser verrufenen Strecke gründete eine fromme, mildthätige und reiche Frau vor etwa 700 Jahren für die Verunglückten ein Hospital. Sie gab es in den Schuß des heiligen Nicolaus und bestellte einige Franziskaner zu Pflegern. Als Bauplatz diente eine an den Strom hinaustretende Felsplatte,



MARKT ST NICOLA  
in Ober-Österreich

Ansicht von der Höhe

Gezeichnet von Wagner





Die Schiffer spendeten dem Hospiz, wenn sie vorüberfuhren, reichlich, und Wallfahrten machten den Dyrerstock so wohlhabend, daß bald auch ein Kirchlein angebaut werden konnte. Später gesellten sich Wohnungen dazu, und so ist allmählig ein ansehnliches Dorf entstanden, das Marktrecht ausübt; daher der Name: Markt St. Nicola. Die Gebäude, mit einer alten Mauer umgeben, kleben dicht an der Bergwand oder auf den Absätzen des Gesteins und spiegeln sich in dem klaren Wasser wider. Der Thurm des Kirchleins guckt gar traulich zwischen Fels und Waldesgrün hervor, und eine gute Fahrstraße, die sich um die Schluchten und Vorsprünge der Berge windet, setzt das Dörtchen mit der Stadt Grein in Verbindung. —

Um diese waldgekrönten Berge weht der Hauch der ältesten deutschen Heldensage. Manche der Szenen, die das Nibelungen-Lied dem feigen, schwachen Geschlecht der Gegenwart als Spiegel vorhält, in den es nicht schauen kann, ohne in Scham zu versinken, spielen an diesen Ufern. Wenn wir jene germanische Heldenwelt betrachten, jene Männer- und Frauengestalten der stolzen Lebenskraft und kecken Todeslust, der schlichten, hohen Männlichkeit und der tiefen, zarten Sitte, — wenn wir in diese Lebenskrater schauen voll fressender Feuerflammen und rächender Bornestöße, auf diese Riesen an Willensmacht und Körperstärke, die der Dichter heraufsteigen läßt aus der Zeiten Abgrund: wenn wir solche Menschen denken als Häupter und Helden des Volks zu den Zeiten, da es sich Herde gebaut und Reiche gegründet: — und wir dann hinblicken auf diese sterbende Gegenwart, auf die abgewellten und verdorrten Stämme mit den Helden- und Götternamen der Urzeit, auf das Armesündervolk, welches die Erlösung von Oben herab und durch die Barmherzigkeit des strafenden Gottes hofft, auf diese sich spreizenden, verächtlichen Lügengeister, welche der Völker Recht in Phrasen der Unterwürfigkeit zu den Füßen der Throne tragen, auf diese Alles verpestende und Alles durchdringende Erschlaffung und Furcht vor jeder großen That: — wenn wir auf dieses ehrlose, gleißnerische Treiben sehen von Oben und von Unten, auf den feigen, stillen, abzehrenden, nie endigenden heimlichen Bürgerkrieg zwischen Völker und Fürsten; auf die rathlosen Rätthe, welche sich einander in der Kunst überbieten, die Menschen zu politischer Leere auszuruhen und mit ihrer Doppelzüngigkeit und Treulosigkeit einander zu überlisten; auf die Diplomaten, nur dann einig, wenn es gilt, für das Volk neue Arten der Erniedrigung und der Demüthigung zu erfinden, und neue Schmach und Unehre vor dem Ausland auf die Nation zu häufen: — so möchte Mancher verzweifeln und ihn der Glaube beschleichen, daß die Zukunft eines selbstständigen deutschen Volkslebens sich mit den nächsten Slavenkämpfen schließen werde. — Ich denke nicht so. Wie die Ereignisse sich auch entwickeln mögen — für Deutschland ist nur der heimliche Kampf mit Rußland zu fürchten; der offene nicht. Kommt dieser nach der Sündfluth, (und gebe Gott, daß er komme!) so wird die Nation sich selbst wieder finden, den Sieg sich holen und die Freiheit retten. —

Bei St. Nicola, auf dem nächsten Berge des linken Stromufers, hatte jener Markgraf Rüdiger sein Schloß, welcher, nach der Niebelungensage, die schöne Chriemhild, die rheinländische Königswittve, nach Ungarn in des Hunnenkönigs Hells Reich geleitete, und der nachher in dem schauerlichen Kampfe seinen Tod fand, welchen Chriemhild, um den Mord ihres ersten Gemahls Siegfried zu rächen, anstiftete. Das Geschlecht der Rüdiger starb im 9. Jahrhundert aus, nachdem es auf den Ostmarken des Reichs, die es zu hüten hatte, die letzten großen Kämpfe gegen die Hunnen siegreich bestanden. —

#### DCXXXIV. Bei Weiskirchen im Banate.

Im südlichen Theile Ungarns macht die Donau die Landesgrenze auf einer Strecke von fast fünfzig deutschen Meilen. Am linken Ufer breiten sich die schwachbevölkerten Sümpfe und Hügel des Banats aus; am rechten die schönen Landschaften des türkischen Serbiens mit den zahlreichen Städten und Festen. Schon bei Semendria hat die Donau alle großen Nebenströme aufgenommen, und nun wälzt sich jene in der Breite von 2000—4000 Fuß an der Nera mündung vorüber nach Drsova und dem eisernen Thore hin, wo sie den ungarischen Boden für immer verläßt. — Hier in den von serbischen Stämmen bewohnten südlichen Theilen des Banats war es, wo zuerst jener grausame Ragenkampf angezettelt wurde zwischen Slaven und Magyaren, welcher Gelegenheit gab, um die freiheitstolze Nation in's Joch zu schmieden, was Habsburg's Streben schon seit zwei Jahrhunderten gewesen war; und hier war es auch, wo Kossuth (am 15. August 1849) seinem verrathenen Vaterlande das letzte erschütternde Lebewohl zurief! —

Kossuth! Bleicher Held, die Gluth des Seelenschmerzes gab Deinen Worten Feuer; — Dein „Ade“ war das größte Wort, das Du gesprochen. Deinem Seherauge war die Wahre des Vaterlandes die Wiege seiner einstigen Auferstehung. O, ihr Kleingläubigen, lernt von Kossuth, — und wenn die schwarzen Wetterwolken eure Hoffnungsfelder niederhageln, denkt der Sonne, die jene verbergen. — Kossuth's letztes Wort stehe hier zu seiner Ehre.



Das WIRTSCHAFTSBEREICH am RANXAPPE  
Nerandlung





Waterland, Heimath der Magyaren! Gott mit dem Land aller Leiden! Du, heiliger Boden! welche Gebete erhoben sich von dir zu dem Allmächtigen! welche Milliarden Thränen ergossen sich in deine Tiefe, um selbst der Hölle Hülfe anzurufen gegen deine Dränger! Und dennoch bist du ein Sklave geworden, und aus deinen Eingeweiden wird man eiserne Ketten schmieden für deine Söhne!

Mein Gott! mein Gott! Wenn du dein Volk liebst, dem du den Sieg gabst in so vielen Schlachten: Erniedrige es nicht! Wenn das Schicksal mit blutigen Lettern das Wort Vernichtung an seine Stirn geschrieben hat, sey es vernichtet: aber, Herr Gott! Erniedrige es nicht! —

O Erde, Erde so lieb! Du sogst deiner Söhne Blut so viel ein, daß für dich kein Erbarmen mehr ist. Du zogst mit deinem Fette den Landesverräther groß, und deshalb ist das Glück von dir gewichen! — Erde — du stürzest unter meinen Füßen. Nation — allertreueste Du! — du fielst von eigener Hand! Nicht die Waffen der heranstürmenden Feindesheere, nicht die von 14 Völkern gegen dich gerichteten Geschütze besiegten dich; nein! verrathen und verkauft wurdest du, mein Heimathland; es war dein Todesurtheil schon vorher gesprochen von Dem — o hätte ich doch lieber an Gottes Daseyn gezweifelt, als ihm vertraut! — der geschworen hatte, dich zu vertheidigen bis zum letzten Hauche seiner Seele. Er ward zum Landesverräther, — werthloses Erz war ihm theurer, als Gott und Waterland! Dein Fluch verfolge ihn! Fluche, mein Volk, der Brust, die nicht versiegte, als sie ihm zum ersten Male Lebenskraft gereicht. —

Sterbe nun hin, mein Volk; aber sterbe, wie die Lilie stirbt, die im folgenden Lenze neue Blüthenstengel treibt! Dein Winter ist hereingebrochen — bete das Waterunser des Todes; aber bete es hoffend! Der Winter geht vorüber und die Lilie blüht wieder!

Ich gehe von dir. Ich führe mit mir die Kleinodien, die du so treu bewahrt hast seit Jahrhunderten, und die du settest auf Häupter, die eingriffen in Gottes Rechte: denn Gott sagt: Ich habe die Menschen zur Freiheit geschaffen.

Aber der langmüthige Gott weiß, was er thut. Verzage nicht! Sey treu in dem Glauben an Gott und an seinen Freiheitsengel.

Magyaren, seyd stolz! Um die „Rebellen“ zu beschwichtigen, mußten die Löwen Europa's sich erheben.

Volk der Magyaren! Gottes, der da herrschet über alle Völker, Segen über dich! — Mein Volk! Glaube! Hoffe!

Und es hält wider in allen Zonen:

**Glaube! Hoffe!**

## DCXXXV. Bei Cumä in der „Campagna Felice“ in Italien.

Campagna Felice! Ist das das Land des Glücks, das Horaz besungen und Virgil gepriesen? Ich sehe herab auf eine Brandstätte der Erde, auf erloschene Essen der Cyclophen, auf Aschenhügel und Lavenkegel, welche vulkanische Gewalten emporgetrieben und ausgeworfen; — ich schaue auf die überwachsenen Gräber vergangener Städte, und wo einst die Bewunderung vor den Marmorpalästen der Welteroberer weilte und Tausende sich ergöhten an den Spielen des Cirkus: da ist's öde und menschenleer geworden. Woher diese Verwandlung? hat die Natur sich verändert? hat Gottes Fluch diese Erde mit Unfruchtbarkeit geschlagen, oder ist seit den Tagen des Trajan das Feuer erloschen, welches den Boden erwärmte zur treibenden, blühenden, fruchttragenden, überschwenglichen Leppigkeit? Keins von dem Allen. Die Hand der Natur hat keine ihrer Gaben zurückgezogen; nichts ist anders geworden, als — der Mensch, ohne dessen Fleiß und Pflege auch ein Paradies zur Einöde verwildern kann. Italien steht am Abend, und die Sonne der Kultur sinkt unter nach einem langen dunkeln Tage. Blutigroth ziehen dort die letzten Streifen am Horizonte, bald bricht der Barbarei schwarze Nacht herein, und das entartete, schuldige Volk wird verbhuten unter den Wechselln von Anarchie und Despotismus. Erst wenn vergangen ist die Nacht, kommt dort ein stiller Sabathmorgen wieder, und ein neues Geschlecht und ein neues Volk ergreift Besitz von dem ausgestorbenen Lande und streut den Blütenstaub einer jungen Kultur aus. Dann werden Städte entstehen auf den Todtenhügeln der gestorbenen, so herrlich, als die gewesenen. — Ein Kreislauf ist Alles, Alles ist ein Blühen und Welken und Wiederblühen; aber jede neue Blüthe ist eine höhere und jede Frucht eine edlere. Erschrecke Keiner, wenn eine Schicksalsnacht über ihn hereinbricht, und zage auch Keiner über den langen Weg durch die Finsterniß. Eine Fackel ist Jedem hingehalten — und es ist deine eigene Schuld, wenn du sie nicht ergreiffst und du dich führen läßt mit verbundenen Augen. Dann magst du dich freilich verirren, oder in Klüfte und Abgründe gerathen, von denen kein Entriannen ist, denn durch das Pförtchen, durch welches der Engel mit der gefenkten Fackel alle Müden leitet. —

Wie es dem einzelnen Menschen ergeht, so ganzen Nationen. Wenn sich die Völker in ihrer Nacht nicht zurecht finden können, wenn sie auslöschten ihre Fackeln und sich die Augen zuhalten, so müssen sie fallen und in die Abgründe stürzen, und sterben und verderben, bis andere Völker heraufsteigen mit andern Jahrtausenden. Es ist ein Kommen und Gehen, ein Grünen und Dorren, ein Leben und Sterben ohne Unterlaß. Aber es ist tröstend und erhebend, daran zu denken; denn jeder Blick auf die Vergänglichkeit des Größten erinnert an unser eigenes



Die Gegend von SOMMA-TRASSO D'AVERNO und LAGO NE FUGGARD

Der Achsen der Erde.

Am 1. Januar 1811. Seite 1. 1811.

Erstausg. 1. 1811.



höchstes Gut und Wesen, — an unsere Ewigkeit. Die Weltgeschichte mag noch tausend Nationen und Reichen Grabsteine setzen, welche ungeboren im Schooße der Zeiten ruhen: du trägst ein unendliches Herz im Busen, du dauerst ewig. Darum getrost, wenn es nachtet, und — die Fackel nicht vergessen! —

Die jetzt so verödete Gegend von Cumá war ehemals die bevölkertere der Campagna Felice. Mit jedem Schritte stößt man hier auf Dinge, welche davon Zeugniß geben. Schutt deckt alle Weiden und Felder, und die Gehölze grünen auf den Trümmern römischer Villen und Sommerwohnungen, welche die Höhen kleideten. Sechs Töchterstädte umgaben das große Cumá, welches von den Griechen schon in den Tagen des Herkules gegründet, zur Zeit des Augustus eine der blühendsten Städte des Reichs war und sogar Rom eifersüchtig machte. Aber gründlicher ist auch keine Stadt des Römerreichs zerstört worden, als Cumá, das, seiner Befestigung wegen, immer von Neuem die Wette des Kriegs und der Verwüstung auf sich zog. Im fünften Jahrhundert verheerten die Vandalen unter Genserich den Ort; später verbrannten die Sarazenen die Stadt; darauf erhob sich Cumá noch einmal aus der Asche, und im zwölften Jahrhundert fühlten sich die Einwohner stark genug, den Fehdehandschuh aufzunehmen, welchen ihnen die Neapolitaner hingeworfen hatten, die das Gedeihen der Nachbarin mit neidischem Auge betrachteten. In der Feldschlacht besiegt, widerstand Cumá lange Zeit der Belagerung; endlich aber, durch Hunger geschwächt, fiel die Stadt im Sturm, und ihr wurde das Schicksal, das die Römer einst Carthago angethan hatten. Cumá, das dem Zerstörer der stolzen Nebenbuhlerin Rom's ein Asyl gegeben, wurde vertilgt von der Erde. Die Einwohner wurden getödtet, die Stadt geplündert und verbrannt, die Mauern niedgerissen und der Erde gleich gemacht, die Felder verwüstet. So vollständig war die Verheerung, daß schon ein Reisebeschreiber des 15ten Jahrhunderts nichts mehr fand, als eine Wüste, mit der Tradition: „Hier hat Cumá gestanden.“

Außerhalb der Stadt erkennt man noch die Substruktionen einer Wasserleitung, eines Tempels und jenes berühmten Amphitheaters, wo die Bevölkerung von Cumá, nachdem sie die griechischen Sitten und Gebräuche mit denen ihrer Besieger, der Römer, vertauscht hatte, an den Kämpfen der Gladiatoren und wilden Thiere sich erfreute. Das Theater faßte 45,000 Zuschauer und war größer, als das Colosseum in Rom. Auch ist noch ein gemauerter Halbkreis kenntlich zum Ruhesitz für die Tausende, die in den mit öffentlichen Anlagen, Tempeln, Monumenten, Bildsäulen geschmückten Umgebungen der Stadt lustwandelten. Ueberall, wo der Spaten oder die Hacke den Boden rührt, zeigt er Trümmerspurten der verschwundenen Herrlichkeit, und wo Ausgrabungen versucht worden, waren sie lohnend. Cumá mit seinen Vorstädten deckte einen großen Theil des Raums zwischen dem Avernischen See und dem Lago Licola (jener ist der Kratersee links auf dem Bilde; dieser die Wasserfläche rechts, welche das Profil des Monte Barbaro, des Bergs mit dem viereckigen Thurme, durchschneiz-

bet) und zog sich dem Monte di Cumá (dem spitzigen Kegel in der Ferne) hinan, der auf seiner Zinne die feste Acropolis trug. Am Fuße dieses Berges sieht der Leser einen winzig kleinen, weißen Bogen; dies ist der Rest des berühmten Arco Felice, eines prächtigen Triumphthors als Eingangspforte des städtischen Weichbildes. Die Bildwerke, die ihn schmückten, sind längst verschwunden, selbst von den Marmorplatten, die ihn deckten, ist er gänzlich entkleidet, und übrig ist nichts mehr, als das Gerippe aus Ziegeln; aber so fest ist der Bau, daß er noch Jahrtausenden trohen kann. Vom Monte Barbaro (dem Gaurus der Alten) verdeckt, ist die Stelle, wo Scipio, dem ein bezwungener Welttheil den Beinamen gab, ein Landhaus hatte: das Asyl, in das er sich vor dem Umdank Roms zurückzog. Dort ist auch sein Grab. Von der Inschrift desselben „Ingrata patria, nec ossa mea habebis!“ (Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben!) ist nur noch das Wort patria lesbar, und dieses gab der Gegend den Namen. Auch Cicero hatte bei Cumá eine Besingung und lebte daselbst nach dem Sturze der Freiheit eine Zeit lang in Unzufriedenheit, Kleinmuth und Trauer über den Gang der Dinge in Rom. „Nachdem der Senat vernichtet,“ schreibt er, „wo gibt es noch für Männer Etwas zu thun?“ — Cicero war kein Scipio, welcher, von seinen Feinden geschmäht ohne Unterlaß, es unter seiner Würde hielt, sich zu vertheidigen. Diesem ist nie eine Klage über die Lippen gekommen. In Scipio erkennen wir darum den Typus des großen Römers, der in Brutus noch einmal glänzte und mit Cato erlosch. Die Imperatoren herrschten blos über Sklaven und der Geist des alten Roms war längst entwichen, als Barbaren die Paläste der Cäsaren bewohnten.

Den schönsten Ueberblick dieser merkwürdigen Gegend, an welche sich der geschichtlichen Erinnerungen so viele knüpfen und die geweiht ist durch so viele große Namen, — gewährt die Zinne des viereckigen Thurms, welcher den Monte Barbaro (den Gaurus) krönt. Zu den Füßen sieht man die erloschenen Feuerberge deren mit Wasser angefüllte Krater jene Seen bilden, über welche die Nythe der Alten ihre geheimnißvollen Schleier breitet. An ihren Ufern wohnten die Sybillen, welche weissagten die Schicksale der Völker, dort öffneten sich die heimlichen Pfade für die Götter und Boten der Unterwelt. Ruhig, klar und durchsichtig sind diese Seen; aber kein Baum schmückt ihre Gestade; düsteres, melancholisches Schweigen ruht auf ihren Gewässern. West- und südwärts öffnet sich das tyrrhenische Meer. Die Schiffe schweben, wie weiße Möven, auf der Fluth und die Inseln tauchen auf in den anmuthigsten Formen. Der Felsenkegel von Cumá aber erscheint wie ein hoher Grabhügel — wie die Todtenurne der Völker, Helden und großen Männer, welche hier starben oder Thaten verrichteten. Man sieht die Ströme der Zeiten stürzen, man denkt an Griechenland und Rom, und die Geister der Sybillen, des Herkules, des Aeneas, des Scipio, Cicero und Seneca, des Horaz und Virgil ziehen vorüber.





KÖNIGSBERG

von A. B. Schwaner, in Stahl gest. in Berlin.

Verleger: A. Neuberger.





## DCXXXVI. Königsberg in Preussien.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,  
 Und wüß' er in Ketten geboren.  
 Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,  
 Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!  
 Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,  
 Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

(Schiller.)

**G**laube an die Tugend ist Glaube an die Freiheit. Der edle Mensch glaubt fest an die Freiheit, weil er sich ihrer bewußt ist. Der Uedle kann nicht an sie glauben; denn er ist selbst unfrei, er ist Sklave seiner Begierden und Leidenschaften; er dient andern Göttern. Viele thun dieß mit Bewußtseyn, Viele auch, ohne es zu wissen. So wirft die feige, gedankenlose Menge sich heute nieder vor der Macht, die sie schlägt, und küßt ihr die Füße, und morgen ruft sie Hosiannah der Zügellosigkeit und wähnt, die Freiheit anzubeten.

„Sie glaubt sich frei, wenn sie das Unrecht darf!“ —

Freiheit, hehre Himmelstochter! Du, wie die Gottheit selbst ehrwürdig, erhaben und ewig: Erleuchte mich, wenn ich von Dir zeuge! —

Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern,  
 Die Tugend ist der Freiheit Mal und Bier;  
 Und wenn ein Volk die Freiheit sich errungen,  
 So ehrt es seine Pflichten für und für.  
 Ein freies Volk kennt nie ein andres Sollen  
 Als Rechtthun; es darf nie ein Andres wollen. —

Was führt ein Volk zur Freiheit? Ungerechter Druck!  
 Er drängt es in den Streit, aus welchem freier  
 Und siegender bei jedem Schritt  
 Die Kraft des Rechtes an das Taglicht tritt.  
 Ein langer Kampf verherrlicht nur die Feier  
 Des endlichen Triumphs: — drum Muth! Bald glänzen  
 Die Sterne neu, die Deutschlands Haupt umkränzen.

Wie es Gotteßleugner gibt, so gibt es auch Freiheitsleugner: — gibt es doch Menschen, die Alles negiren, was sie nicht einrahmen können in ihre Vorstellungen und sich nicht dienstbar machen läßt den gemeinen Sinnen. Aber darum werden Gott, Freiheit und Tugend nicht wie leere Phantasien und Hirngespinnste von der Erde verschwinden! Ob sie verleugnet werden von der Gemeinheit oder Narrheit: sie werden dennoch ewig die Leitsterne aller Menschenbildung seyn, eine höhere Begeisterung erwecken, als Ehren, Gold und Kronen, und mehr erfreuen, als alle Lust und alles Gut der Erde; sie werden das Lösungswort bleiben für die Beglückung der Völker, und unter ihrer Fahne wird das Gute das Böse der Welt überwinden.

Durch die Freiheit allein fühlt sich der Mensch als Mensch. Durch sie allein ist Selbstachtung, Zuversicht, Wort und Glaube, ist Freundschaft und Treue möglich, worauf in der Gesellschaft Alles beruht. Aber der Mensch ist nicht frei, wenn er nicht selbstständig handelt; die Selbstregierung ist, wie im Volke, so im Individuum, das untrügliche Kennzeichen der Freiheit. Ein freier Mensch kann unmöglich an die Stelle des eigenen Willens, des eigenen Gewissens, der eigenen Vernunft eines Andern Willen, ein anderes Wahr- und Gutfinden setzen, dessen Ansehen höher, dessen Entscheidung zuverlässiger wäre. Der wahrhaft Freie weist jede Bevormundung von sich. Alles, was er thut, ausübt, hervorbringt, erzeugt er aus sich selbst; er kennt kein höheres Gesetz, als seinen eigenen, vernünftigen Willen; sein eigener Trieb bestimmt jede Richtung, die er einschlägt; sein eigener Geschmack, jede Form, die er schafft; sein ganzes Verhalten ist ein Ausfluß seiner Freiheit, und diese, des göttlichen Ursprungs sich bewußt, strebt unverwandt nach dem Einem, der Harmonie mit dem ewigen Sittengesetz.

Der gemeine Mensch, dessen Thun und Denken in der Sinnenwelt befangen ist, dessen Erdenleben keinen höhern Zweck kennt, als irdische Glückseligkeit und irdischen Besitz, Er kann den Werth der Freiheit freilich nicht begreifen. Ein solcher Erdensohn wird sich mit Bevormundung und Vielregierung, mit Unterdrückung und Knechtschaft immer befreunden. Willig dient er der absoluten Gewalt, schon weil er glaubt, daß sie das Beste-

hende am sichersten schüge. Er sucht im Staate nichts, als seinen Vorthail. Er will Ruhe um seines Erwerbs willen; Errungenes will er behalten und mehren; Vorzug will er erlangen; Macht über Andere will er erstreben, und wenn er sie hat, sie behaupten; er will ungestört seinem Vergnügen oder seiner Bequemlichkeit leben, er scheut jede Unruhe, wie jeden Schmerz. So gesinnt, entsetzt er sich vor dem Wesen der Freiheit überall; in sich selber wie in seinem Hause, in der Gemeinde wie im Staate; denn das Wesen der wahren Freiheit ist ja: zu bewältigen die gemeinen Begierden, bei allen Menschen das gleiche Recht voranzusetzen, anzuerkennen und zur Geltung zu bringen, die Unterdrückung, die Ungerechtigkeit, die Bevorzugung, die Ausnahmstellung aus der Gesellschaft zu entfernen und jeden Anspruch auf Achtung zu verwerfen, der sich nicht auf persönliche Tugend oder auf nützlich, bürgerliches Wirken gründet; es spottet jeder Auszeichnung, die vom Reichthum, von der Geburt, vom Amt und andern äußern Zufälligkeiten begehrt wird, — kurz es betrachtet das Meiste von Dem als nichtig, was des gemeinen Menschen Wünsche und Streben ausfüllt und wodurch es ihm möglich wird, in der Gesellschaft Geltung zu erlangen. Die Freiheit fragt wenig nach allen diesen Dingen; allein will sie schaffen in des Menschen Brust, allein will sie erwecken und hervorbringen seinen Haß und seine Liebe, seine Freuden und seine Schmerzen, und aus seiner Seele tilgen Alles, was nicht unvergänglich ist und ewig.

Jeder unfreie Staat ist daher grundsätzlich in Widerspruch mit der Bestimmung der Menschheit. Hätte es in der Absicht Gottes gelegen, dem Menschen ein bloß irdisches Daseyn zu schaffen, so bedurfte es, wie in der Thierwelt, bloß eines unfehlbaren Mechanismus, der unser äußeres Handeln bestimmte, und wir brauchten nichts mehr zu seyn, als die gut passenden Räder einer Maschine. Die Gottesgabe, die Freiheit des menschlichen Willens wäre dann für uns nicht nur eine überflüssige und vergebliche, sondern auch eine schädliche, zweckwidrige. Wir müßten dem Schöpfer zurufen: „Weltgeist, nimm sie von uns, diese Freiheit, dieß unheilvolle Werkzeug der Zerstörung unseres bescheidenen Erdenglücks, und gib uns dafür ein Zwangsgesetz, welches uns **müßigt**, nach deinem Willen und deinem Plane zu handeln.“ —

Aber der Mensch ist nicht immer ein bloßer Erdenbürger. Er ist ein Hauch der Gottheit, und dieser macht ihn unsterblich. Er ist vernünftig, er ist frei, und eben darum kann ein solcher Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, eine solche Nothwendigkeit, in welcher die Freiheit absolut überflüssig wäre, seine Bestimmung nicht erschöpfen. Der Mensch **muß** frei seyn; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die mit freier Selbstbestimmung gewirkte, macht — dieß sagt uns die innere Stimme des Gewissens — **allein** unsern wahren Werth aus. Das Band, mit welchem das Sittengesetz mich bindet, ist ein Band für lebendige Geister; es kann keine Beziehung haben zu einem todten Mechanismus; es wendet sich allein an

das Lebendige und Selbstthätige, und wenn es Gehorsam begehrt, so begehrt es ihn als eine Huldigung des erkennenden freien Willens.

Und hiermit geht der Zweck der Gesellschaft heller vor uns auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge unsers Geistes. Wie unsere sittliche Freiheit, getragen vom Willen, der in der heimlichen Kammer unserer Seele verschlossen liegt vor jeglichem sterblichen Auge, erstes Glied einer Kette von Folgerungen ist, welche unser ganzes Daseyn durchläuft: — eben so soll die Freiheit im Staate das Lebensprinzip seyn, welches den Organismus desselben durchdringt und ihn begeistert bis in's feinste Geäder. Da nun aber Alles, was unvernünftig ist, absolut verwerflich ist: so müssen die Einrichtungen der Staatsgesellschaft in Einklang stehen mit dem Vernunftgesetz, und weil die Freiheit das Wirkende und Lebendige in demselben ist, so wird der Staat der beste seyn, welcher seinen Angehörigen das größte Maß von Freiheit gewährt. — Der Bürger steht in einem wahren Freiheitsstaate gleichsam im Mittelpunkte zweier entgegengesetzten Welten; einer sichtbaren, in welcher der Staatszweck durch die That, und einer unsichtbaren, in welcher der Mensch durch den Willen entscheidet: er fühlt sich aber zugleich als die Urkraft für beide, er umfaßt sie, er beherrscht sie.

Anderß in dem Staate, wo der Wille eines Einzigen den Willen Aller vertritt. Wo Einer herrschen will, da müssen Viele unterthänig werden, und wo der freie Wille des Einen maßgebend ist für die Millionen, da kann von Freiheit nur als eine Lüge die Rede seyn. Die Alleinherrschaft bedarf zu ihrem Zwecke und ihrem Daseyn den todten Mechanismus und je vollkommener, kräftiger und wirksamer dieser ist, je näher wird jene ihrem Ideale treten. Die Zerstörung des freien Willens und Wirkens ist ihr ein wirkliches Bedürfniß. Was darauf hinzielt, die Thätigkeit des Menschen in vorgeschriebene Wege und feste Formen zu leiten, was ihre Abhängigkeit von der staatlichen Vormundschaft kräftigen und das Verlangen darnach vermehren kann, das dient dazu, sie zu befestigen. Darum darf die Bildung in einem solchen Staate auch nie in die Massen dringen; denn ein gebildetes Volk bedarf des Gängelbandes nicht und es würde ihm ein solches bald lästig seyn. Unwissende Volksmassen erlagen noch allemal den Stößen des monarchischen Mechanismus und gewöhnten sich bald an Gehorsam. Der Freiheitstrieb ist für die Alleinherrschaft ein gar gefährlicher Geist, und ihn zu bannen und zu fesseln, ist die Aufgabe, welche ihre Staatsmänner von jeher am meisten beschäftigte. So lange als er nicht in feste Banden geschlagen ist, bedräut sie stets der Gedanke, er könnte sich entgegengesetzte Bahnen wählen und wühlen und den Widerstand gegen die Staatsgewalt hervorrufen. Jeder Wortführer der Freiheit erregt darum ihre Furcht und ihren Haß. Und nicht ohne Grund. Wie viele Dynastien liegen in dem einen Schädel

Luther's begraben und wie viele werden noch darin begraben werden? Und doch wäre die kleinste Kerkerzelle weit genug gewesen zur Dublette für den großen Luther.

Wenn im Freiheitsstaate beständige Bewegung und ein rastloses Fortschreiten die Bedingung seiner Dauer ist, wenn in demselben die Gesellschaft immer darnach trachtet, Dem zuzustreben, dem die gesammte Menschheit zuwandelt: — größerer Vollkommenheit und Glückseligkeit: so sind die Einrichtungen des Staats, wo der Wille eines Einzelnen despotisch herrscht, vorzugsweise darauf gerichtet, die Völker zurückzuführen auf der Himmelsleiter der Gesittung zu niedrigeren Stufen, oder wo dieß nicht möglich ist, sie doch am Aufsteigen zu verhindern. Blicke hin, Leser, auf solche Reiche und Staaten! Gleichwie in der Thierwelt, bleiben dort die gefesselten Völker ohne Fortschritt. Ihre Organisation gibt kaum dem Instinkte Berechtigung. Das Sklavenvolk, das Lastthier, zu dem Gottes Ebenbild herabgewürdigt ist, wird, was es nach dem Willen seines Treibers und Herrn werden soll; eine Generation ist, was alle vorhergehenden waren, und die folgenden seyn sollen: ohne Fortschritt, ohne Entwicklung, eingeschlossen alle Thätigkeit in festbestimmte Formen und in unübersteigliche Grenzen. Der Mensch, das Herrlichste, was die Schöpfung aufzuweisen vermag, hat seine göttliche Natur verloren. Er ist wie ein dürrer Baum ohne Blüthen und Früchte. Die Freiheit des Willens ist vernichtet. Selbst die Tugend hört auf, geistiger Natur zu seyn, sie wird Instinkt, körperliches Bedürfnis, etwas Zeitliches, Kleinliches, Elendes. Sie blüht in einem Grabe.

Freiheit und Despotismus; Bürgerstaat und Alleinherrschaft; Nordamerika und Rußland: — vergleiche! Dort Leben, Glück, Fortschritt; da Erstarrung, Stillstand; dort alle Kräfte in freier Entwicklung; da sie gebunden; dort Menschen-Bildung; hier Zucht zur Schur; dort die Pforten der Ehre, des Reichthums, des Wissens Allen offen; hier ein Privilegium begünstigter Minoritäten; dort der Bürger ein Herr und König; hier ein Sklav. — Aber getrost! Ewig drückt der Despotismus diese Erde nicht. Nur was in Einklang steht mit Gottes Weltordnung ist unvergänglich. Der Despotismus aber ist ihr Gegensatz, wie der Teufel der Gegensatz Gottes. So lange auch der Kampf währen mag: der Sieg ist doch unzweifelhaft. Kann Gott unterliegen? — Allenthalben ist die Freiheitsfaat ausgestreut, nur ist sie noch nicht überall aufgegangen. Viele liegt noch unter Schnee und Eis begraben; verdorben aber ist sie nicht und das Eis wird schmelzen und die Schneedecke von der Sonne weggenommen werden. Auch wo der winterliche Despotismus noch mit eiserner Hand die Völker in Erstarrung hält, bleibt der Frühling nicht aus. In jedem Frühling aber gebiert die Natur neue Welten und wirft abgestorbene in Trümmer.

An eins ist noch zu erinnern. Der Despotismus wirkt, wie jedes Gift, nicht bloß tödtend, er kann auch heilend wirken. Nicht allemal ersterben an ihm die Völker, zuweilen werden sie auch durch ihn neu geboren.

Nur alterschwache und entnervte Nationen gehen zu Grunde unter dem vampyrmäßigen Pumpwerk der Tyrannei und den Hieben ihrer neunschwänzigen Kage; aber Völker, deren Organismen noch unverdorben sind, werden durch ihr Gift erregt zu erhöhter Lebensthätigkeit, und die Mißhandlung flacht sie auf zum Gebrauch ihrer Kräfte. Für solche kann die Tyrannei folglich zur Mutter ihrer Verjüngung, ihrer Wiedergeburt werden. Die Weltgeschichte erzählt, wie zuweilen die blutigierigsten Despoten die Säugammen wurden einer neuen Zeit, und gekrönte Wüthrige und Narren, gegen ihren Willen, zu Wiedertäufern der Menschheit. — Die Kengsten, das Schreien, das Blut, die Wehen der Gebärerin — das freilich muß muthig erwartet und standhaft ertragen werden. Dafür hilft kein Bangen!

Und so soll auch uns die Sorge die Hoffnung nicht nehmen! Ich kann mir nicht denken, Westeuropa's Völker werden auf einer Marterbank sterben. Nein! das Prokrustusbette der Tyrannei wird ihre Bahre nicht. Mag sich die Reaktion Triumphbogen bauen; der Rebel, der von den Brigittenuauen aufsteigt, stürzt sie einst mit Wolkensbruch und Donnerkeilen nieder! — „Die Gefallenen aber?“ Nun, was werden sie anders sagen, als die abgefallenen Blüthen in der Paramythe: „Wir sind gerne gesunken; hatten wir doch vorher die Früchte geboren.“

Was flattert dort oben auf den schwarz und weißgeringelten Masten? Willst du einathmen, schwarzer Adler, den Hauch der Wolken und dich sonnen im Lichte? Wie warst du herrlich damals, als du voranslogst dem deutschen Volke im langen Kampf zu seiner Befreiung von fremder Herrschaft! Deine Gegenwart war der Sieg, und wo du dein Antlig hinwendetest, da floh die Unterdrückung von deutscher Erde und leuchteten die Berge von Siegesflammen und jubelten die Thäler und erhob sich alles Brudervolk und zog, Brust an Brust mit dem deinen, von Schlacht zu Schlacht, bis die Feuer der deutschen Weiwacht loderten auf dem Mont-Martre und in Notre-Dame unser „Herr Gott, dich loben wir!“ den Triumph des Rechts und die Versöhnung der Völker zugleich verkündigte. Wer hätte damals gedacht, daß Tage kommen könnten, wo der Anblick von Preußens Kar im deutschen Herzen noch eine andere Empfindung rege machen würde, als die des Stolzes und der Freude! Und doch strebst du, deiner Natur gemäß, ewig dem Lichte zu und verabscheust die Eulen, welche sich nur an der Nacht ergöhen und ihrer Finsterniß. Und doch ist das Beste an dir, gerade Das, was dich so hoch in der Meinung der Welt gestellt hat, — dein Ruhm in Kunst und Wissenschaft — nur deutsch, und die Nation, welcher du angehörst, hat dir noch allemal einen Ehrenplatz angewiesen. Was ist's, das dich nun entfremden möchte deiner Bestimmung und trennen will den stärksten Ast von dem Stamme und reißen will das Glied von den Gliedern?

Zersprengt den Bahn, ihr Götter! und laßt Preußens Namen und Preußens Adler immer prangen auf dem dreifarbigem Banner, der wallen muß und wallen soll über die ganze deutsche Erde.

Kobolde treiben ihr Wesen mit dir und der Eisbär buhlt um dich und haucht dich an mitten im Frühling mit Winterluft und bindet tückisch Blei an deine Schwingen, auf daß du nicht höher zur Sonne fliegst. Du sollst dich müde flattern, bis der zweiköpfige Riesengeier des Nordens seinen Augenblick ersieht und auf dich niederstößt und dir die gefesselten Schwingen zerzaust, und die Federn des Ruhms und der Ehre von dir fallen wie welke Blätter! Wie? hat Preußen vor 37 Jahren darum sein Blut stromweise ausgeschüttet auf den deutschen Fluren, damit die deutsche Eiche gefällt werde von der russischen Art, oder Schatten gebe nur Slaven und Sklaven? und hat Preußen darum seit jener Zeit Geisterschlachten geschlagen unablässig für die Freiheit in Lehre und Leben, in Wort und That, in Staat und Haus, damit der zottige Riese mit seinem wilden Heer zertrete die Todtenärnen sammt den Siegeskränzen, daß der Kosak seine Lanze stecke auf die deutschen Berge, und die slavische Knechtschaft und Tyrannei, slavische Art und Sitte das Deutsche in Deutschland überwuchere, bis sie es endlich ersticke und es verschwinde?

Schwarzer Adler! Zur Sonne geht dein Flug, der lichte Aether ist deine Heimath, die Freiheit ist deine Stärke!

Als ich ein Knabe war, da lehrte man Geographie und Syntax noch in Reimen, und auf die Frage: „Welche sind die Hauptstädte in Europa?“ schloß der lange Vers:

Lobenstein in Rußen,  
Königsberg in Preußen.

In meinem kleinen Kopfe, in welchem die Helden- und Wundergeschichten vom „Alten Fritz“ umgingen, war Preußen damals das mächtigste Reich der Erde, und Königsberg dachte ich mir unter den Städten schön herrlich wie eine Elfenkönigin. Wenn ich auf der Wandcharte der Schule die Namen ablesen mußte, so wurde keiner lauter betont, als — Königsberg. Daß Niemand an ihrem Range irre werde, dafür hatte Herr Homann schon gesorgt. Kein Stadtname hatte größere Schrift und kein Ortszeichen hatte der Thürme und Mauerkränze so viele. Groß wie ein Kupferdreier und mit Zinnober prächtig ausgemalt lag Preußens Königsberg auf der Karte, und es deckte eine größere Fläche, als mein engeres Vaterland, das Gothaer Herzogthum.

Des Knaben Vorstellungen gehören längst in's Fabelreich. Um Königsberg „die Hauptstadt Preußens“ spielt nicht mehr der Nimbus der Pracht, Größe und Herrlichkeit. Preußens leht-hundertjähriges Wachsen an Reichthum, Macht, Geltung und Volkszahl hat Königsberg mehr genommen als gegeben, und während Berlin, die begünstigte Halbschwester, zur größten Stadt Deutschlands heranwuchs und eine Menge anderer Städte der Monarchie ihre Bevölkerung verdrei- und vervierfachten, hat sich Königsberg nicht behaupten können und ist in der Reihe der preussischen Großstädte von der ersten auf die fünfte Stelle gesunken. Die Zahl der Einwohner ist nicht über 70,000, und die wiederhergestellten Festungswerke und eine starke Garnison drücken der alten Bundesgenossin der Hanse bei vermindertem Handel allmählig das Gepräge eines Waffenplatzes auf. Bellona wird sich in die Verlassenschaft Merkurs als Erbin einsetzen, und sie spinnt emsig den Faden fort, welche diesem entfällt. Es ist, so sagt man, der Plan der Regierung, Königsberg in eine Festung ersten Rangs zu verwandeln und zu verwirklichen, was schon Friedrich II. wollte. Königswünsche gehen selten ganz verloren, die Gegenwart pflegt sie manchmal besser als die Vergangenheit, die sie geboren hat, und die Zukunft bricht dann die mitunter bitteren Früchte der Erfüllung um so gewisser. Das Recht der Herrschaft, willkürlich über das Loos ganzer Städte und ihrer Bevölkerungen zu verfügen, nimmt der Volksbegriff unerörtert hin, und kein Mensch läßt sich beikommen, zu fragen, worauf der Fürst den Anspruch begründe, zu bestimmen, daß Städte ihre Zwecke wechseln und ihre Einwohner genöthigt werden, die gewohnten Bahnen des Erwerbs — die Jahrhunderte lang verfolgten oder in Jahrhunderten errungenen — zu verlassen und neue zu suchen. So wurde aus dem weltberühmten Sitz deutscher Wissenschaft, Wittenberg, eine Festung, und Venedig, die alte Königin der Meere, die der Handel aus den Wogen erhob, ihrer Handelsrechte beraubt, wird nun auf Habsburg's Geheiß in einen Waffenplatz verwandelt zum Stützpunkt österreichischer Herrschaft über das gebundene Italien. Die Rechte der Dynastien nimmt die Welt hin auf Treu und Glauben; wenn vom Rechte der Bürger die Rede ist, fordert sie Beweise durch ächte Urkunden und gültige Zeugen. —

Königsberg hat sich zu beiden Seiten des Pregelflusses hingelagert, der unterhalb der Stadt sich in's frische Haff ergießt. Es nimmt fast eine halbe Quadratmeile ein mit seinen fünfzehntausend Häusern und den zwischenliegenden Kanälen, Speichern, Gärten und Feldern. Acht Brücken verbinden die drei Stadttheile: Altstadt, Löbenicht und Kneiphof. Auf einer kleinen Anhöhe steht das Schloß — ehemals die Burg des Böhmenkönigs Ottokar, — später durch viele Anbauten erweitert, nun der Sitz der obersten Landesbehörden der Provinz: Regierung und Oberlandesgericht. Das Innere der Stadt hat ein ernstes, mittelalterliches Ansehen. Die massiven, oft sehr großen Häuser drücken langbestehenden bürgerlichen Wohlstand aus; gegenwärtig ist dieß jedoch nur in beschränktem Sinn wahr; denn der sonst sprüchwörtliche Reichthum des Königsberger



Bürgerstandes ist mit seiner Ursache, dem Handel, allmählig gesunken. — Das sehenswerthe Gebäude der Stadt ist der Dom mit den Denkmälern von Preußens ältester christlichen Zeit. Da ruhen die Geschlechter der Herzöge des Landes, der Hüter der deutschen Nord-Ostmark, und die Hochmeister jener Ritter, welche, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Kreuz, christlichen Glauben, deutsche Besittung und deutsche Herrschaft unter die rohen Völker des Nordens trugen, Städte baueten und Kolonien gründeten.

Mehre Ursachen haben zusammengewirkt, den ehemals so berühmten Handel Königsbergs zu beschränken und zu verkümmern. Die Versandung des frischen Haffs nimmt seit Jahrhunderten zu und ist endlich so weit vorgeschritten, daß eine Abhülfe kaum mehr im Bereiche menschlicher Kraft liegt. Schiffe, die mehr als 9 Fuß Tiefgang haben, können Königsberg nicht erreichen. Die nahen Häfen Danzig und Memel leiden weniger an solchen Hindernissen, und da namentlich Danzig mit denselben Gegenständen der Ein- und Ausfuhr verkehrt, so hat sich der Handel meistentheils dorthin gezogen. Statt der Schwärme von großen Seeschiffen, welche in Königsbergs älterer Zeit das frische Haff belebten, sieht man jetzt vorzugsweise die kleinen Fahrzeuge der Fischer still über die Bogen ziehen, und nur zuweilen schleppt ein Dampfer einen stattlichen Dreimaster durch das enge Fahrwasser der Pregel herauf, an den tristen Fischerhütten und den hoch aufgehäuften Vorräthen der Bretter, Balken und Kasten vorüber der Stadt zu. Hinaus zu Meer ziehen die Schiffe meist leichtern Schritts: denn der Getreidehandel liegt darnieder schon seit Jahren, und die Fahrzeuge, wenn sie ihre Importen gelöscht haben, müssen öfters nach andern Häfen versegeln, um Fracht zu suchen. Im Hafen selbst ist gemeinlich von dem geschäftlichen Gewimmel von ehemals (da Königsbergs Handel der größte war an der Ostsee und das halbe Polen sich der Vermittelung seiner Kaufleute bediente, um die Produkte seiner Wälder und Felder zu verwerthen und fremde Waaren dafür zu tauschen) selten viel zu sehen. Polen ist jetzt verschlossen. Der Czar macht's zum China und die für den polnischen Verkehr erbauten Magazine und Speicher stehen daher leer. Erst dann, wenn eine unzureichende Ernte in England den Ostseeländern die Aufgabe zuführt, die dichte Bevölkerung des Inselreichs mit Brodkorn zu versorgen, kehrt für kurze Perioden eine Handelsthätigkeit in Königsberg ein, welche an die große alte Zeit erinnert. Aber diese Conjuncturen dauern selten lange, und sie lassen die Geschäftsstille, welche ihnen nachfolgt, um so mehr empfinden.

Trotz alledem hat Königsberg weniger zu klagen, als manche der übrigen Ostseestädte, welchen die Abgeschlossenheit von ihrer alten Nährmutter, Polen, um so weher thut, da sie andere Hülfquellen nicht besitzen. — Königsberg hat doch in seiner Universität, in dem wohlbezahlten Beamtenheer, der Garnison und als Wohnsitz vieler reichen Familien, welche den Ertrag ihrer Güter und Kapitalien in der alten Hauptstadt des Preußenlandes, weil da freier und unbeachteter, lieber verzehren, als in dem zwischen einer hochfahrenden Kristo-

fratie und dem anmaßlichen Proletariat schwimmenden Berlin, — eine Menge Hülfquellen des Wohlstands und Pfeiler der Bildung. Letztere ist verbreitet durch alle Schichten des Bürgerthums, und als Stadt der Intelligenz behauptet Königsberg eine rühmliche Stellung. Die Bildung ist hier zur Mutter jener unabhängigen, männlichen Gesinnung und politischen Reife geworden, welche Königsberg in dem Kampfe des preussischen Volks für Fortschritt und Entwicklung zum freien Staate so oft den Ehrenposten eines Bannerträgers gab. — Was große Geister, wie Kant, als Saat hier ausstreuten, hat im bürgerlichen Leben seit ¼ Jahrhunderten tiefe Wurzeln getrieben und gute Früchte. Das Wissen hat im Volk das klare Rechtsbewußtseyn hervorgerufen und es für die Freiheit entzündet. Das Bestreben, ihr helles Feuer auf dem Herde auszulöschen, welchen aufgerichtet hat der größte Denker des Jahrhunderts, und den Geist der Finsterniß auf der Universität herrschend zu machen, das hat niemals dauernd gelingen wollen, und immer gab es Priester, welche die heilige Flamme bewahrten. Nie fehlte es in Königsberg, so oft auch das System des Rückschritts und der Knechtung seine Vertreter fandte, an Männern, welche für die Einheit, Macht, Größe und Freiheit Deutschlands, ledig der Fesseln des Partikularismus, kühn auf der Bresche kämpften und selbst in den trübsten Zeiten die Rechte des Volks standhaft und oft mit großem Erfolge vertheidigten. Je häufiger wir, leider! in deutschen Universitätsstädten das Gegentheil gewahren, je öfterer wir sehen müssen, wie das Professorenthum und seine Wissenschafterei die Herzen verhärtet, die Menschen unempfindlich macht gegen die höchsten Interessen der Civilisation und sie zu willigen Werkzeugen der Gewalt erniedrigt: je mehr gebührt einer Ausnahme Ehre. Statt vieler Illustrationen der Regel nur die eine: Bonn. Kinkel, der einst in der Rheinuniversität so Hochgefeierte, dessen Poesien, die auf der Toilette der Fürstin lagen, zugleich der Arme bei der Arbeit sang, Er sitzt in der Zuchthauszelle am Spulrad, Er liegt auf Stroh und hat die Kost und Kleidung eines gefangenen Mörders. Hat unter der Bonner Collegen-schaft nur eine Stimme des Mitleids sich erhoben, nur ein Laut der Entrüstung sich vernehmen lassen? Fragt doch die Herren! — sie werden Euch lächelnd antworten: „Solchen Verbrechen gebührt solche Strafe!“ Nicht so in Königsberg. Jene eiserne Herzenshärtigkeit, jenes wohlthäterische Professorenthum hat dort noch nicht gewagt, sich dreist zur Schau zu stellen, und wenn auch ein Königsberger sich herbeiließ, sein Leben von gestern umzukehren wie einen Rock und die Magna Charta der Nation zu verleugnen, der er gelobt hatte als der Allererste: so hat Königsberg diesem Einen gegenüber Andere zu nennen, die es wagen konnten, Königen die Wahrheit auf ihrer Stube zu sagen und Seelengröße genug besaßen, aus sicherem Asyl, auf die schwersten Anklagen der Regierung, den Gerichten sich selbst zu überliefern. — Simson — Jacobi. Wen wird die Geschichte an den Pfahl stellen und wen sie bekränzen?





TRATTURA AN DER DONAU  
in Ungarn

Das G. Kupferwerk ist nach dem Original gezeichnet.

Gezeichnet von C. G. G. G.

DCXXXVII. *Battina* in Ungarn.

Die Donaufahrt von Peterwardein nach Pesth führt durch das Herz Ungarns. Der Strom macht auf dieser Strecke viele Windungen; sie verlängern die Entfernung auf 60 Meilen, welche der Dampfer in einem Tag zurücklegt. Landschafts- und Uferformen wechseln auf dieser Fahrt mit grellen Contrasten. Bald blickt man auf weite, lachende, wohlangebaute Fluren, besäet mit Städten und Ortschaften; bald rauscht der verengte Strom zwischen waldbewachsenen Bergen oder anmuthigen Nebengeländen hin; bald verirrt sich der Dampfer zwischen mit haushohem Schilf, oder dunkeln Eichenwald, bewachsenen Inseln, bald flachen sich die Ufer in unabsehbare Sümpfe aus, überwachsen mit Niedgras und Heide, langweilig und menschenleer, wie die Prairien am Arkansas und Missouri. Einige Stunden oberhalb der Festung Essek, bei Monasterzeg, einem nahrhaften Städtchen, mündet der Franzenskanal, welcher die Verbindung von Theiß und Donau für den Gütertransport von Millionen Bentnern um 42 Meilen abkürzt. Von da aufwärts geht die Sumpfsgegend allmählig in ein fruchtbares, weinreiches Hügel land über. Städte, Dörfer, Schlösser, Klöster und die Ruinen von Burgen, Warten, und türkischen und römischen Kastellen eilen wie die Bilder im Guckkasten vorüber. Der Juwel in dieser reizenden Gegend ist ein Gebirgsstock von mäßiger Höhe, welcher mit anmuthigen Hügelformen aus der Ebene aufsteigt und viele liebliche Thäler und Gründe einschließt. Alle Gelände tragen Reben, alle Gipfel sind mit Obstbäumen bepflanzt oder mit schattigen Holzungen gekrönt, und eine dankbare Natur lohnt jeden Fleiß und jede Mühe mit überschwenglicher Fülle. Mitten in diesem Paradiese liegt der Flecken *Battina*, dessen freundliche Kirche den Reisenden von ihrem Hügel herüber anschaut wie ein weißgewandeter Priester Gottes. Jenseits der Kirche ragen 3 hohe Kreuze und zeigen den Gläubigen, welche oft von weither zum heiligen Calvaryberge pilgern, schon von fern das Ziel ihrer Wallfahrt. Bei *Battina* legt der Dampfer an; mancher Reisende bleibt zurück und erwartet die nächste Gelegenheit zur Weiterreise. Ihn fesselt die Herrlichkeit der Gegend, oder ihr historisches Interesse: denn er steht auf dem klassischen Boden der Geschichte. Von der Höhe oberhalb *Battina* überschaut man die Ebene von Mohak's, wo die Riesenkämpfe geschlagen wurden zwischen Christen- und Prophetenthum, zwischen den Heeren des Kreuzes und des Halbmonds, zwischen des Orient und des Occidents Herrschaft. Dort war es, wo 1526 der heldenmüthige Jüngling, Ludwig II., mit seinen Ungarn gegen die dreimal stärkeren Türkenheere

unter Soliman dem Großen die blutigste Schlacht focht und sie mit Krone, Leben und Reich verlor. 14,000 Ungarn und 10,000 Türken blieben todt auf der Wahlstatt und noch nach hundert Jahren bleichten die Christengebeine auf der Ebene, die ihr Herzblut getrunken hatte; denn bei Todesstrafe war es vom Sieger verboten, sie zu begraben. — Etwa 160 Jahre später (so lange trug Ungarn die türkischen Ketten) wurde auf dem nämlichen Felde die Befreiungsschlacht gekämpft (1686). Karl von Lothringen führte in derselben die verbündeten Deutschen und Ungarn. Ueber 20,000 Türken, der Kern ihrer Macht, wurden erschlagen, und ganz Ungarn schüttelte das Joch von seinem Nacken. Auch frühere Fehden zwischen Hunnen und Römern, zwischen Slaven- und Magyarenthum sind in diesen Ebenen vielfach ausgefochten worden. Die ganze Gegend ist ein Cyclus von Schlachtfeldern und Schädelstätten des Wahns und des Hasses zwischen Brüdern, und mancher Altar ist zu schauen, wo man dem Moloch mit den zwei Kronenhäuptern — Hab- und Herrschsucht — Völker opferte. Den verhärtetsten Tyrannen darf man fragen: was ist ein Raubmord? und er wird sagen: das scheußlichste Verbrechen. Fragt aber Jemand: wie viele Millionen Raubmorde haben die Capetinger, die Carolinger u. s. w. begangen? dann ruft der ganze Chor: „an's Kreuz mit dem Frager, dem gotteslästerlichen Zweifler am höchsten Herrscherrechte, dem Kriegsrecht.“ Und wenn es die Welt durchmordet hätte und nur Einer übrig bliebe, und dieser Eine das Recht anzuzweifeln wagte: er würde verurtheilt werden, sich aufzuhängen mit eigener Hand. Welche Macht auf Erden kann lösen den Bann und welche den Fluch von ihr nehmen? Nur das Eine: Die Humanität. — Ohne sie — „ewig Herren, ewig Sklaven!“

### DCXXXVIII. Die Paulskirche in Broadway, New-York.

Der Gebäude für Gottesverehrung sind in New-York Legion, aber wenige haben Anspruch auf architektonische Schönheit. Zu diesen gehört die Paulskirche (St. Paul's) in Broadway, am Park, mit ihrem herrlichen jonischen Portico und dem 234 Fuß hohen Glockenthurme. Unter dem Portico steht das Grabmal des General Montgomery, des Helden aus dem Unabhängigkeitskampfe, welcher bei der Erstürmung von Quebec blieb. Es ist ein Werk der Nationaldankbarkeit, und wurde, in Folge eines Kongreßbeschlusses, 1820 errichtet.



Architectur von J. B. Schickel u. Schickel

DES UNIVERSITÄTS-BAUWERKS  
(Sonderdruck)

Verlag von J. Neumann, Neudamm











HOHENASBERG

von G. Schmitt & H. Schmitt in Bonn

Verlag von J. Neumann

## DCXXXIX. Der Hohenasberg.

„Dort auf der Burg, im milden Sonnenglänze,  
 Rundum ein grünes Land, gewundene Thäler,  
 Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Tristen,  
 Des nahen Dörfchens abendlich Gesäute: —  
 Wer wohnt dort? welch gesegnetes Geschlecht?“  
 „„Treueste Männer schmachten dort für's Volk!““

Im württembergischen Oberamte Ludwigsburg, auf einem freistehenden, kegelförmigen Berge, 700 Fuß hoch, prangt das feste Bergschloß Hohenasberg, einst die Wiege eines verblüheten Grafengeschlechts, dem es den Namen gab. Schon im 10ten Jahrhundert war die Burg vorhanden; später kam sie an die Grafen von Tübingen, und der erste Herzog von Württemberg erweiterte und verschönerte sie zu einer landesherrlichen Wohnung. Dieser große Fürst sagte die unvergeßlichen Worte: „Ich darf mein Haupt jedem Württemberger ruhig in den Schoos legen!“ und zu seinen versammelten Räten: „so Jemandem meine Regierung schwer und ungerecht gewesen und „wider Billigkeit“ — dem soll es mit alle meiner eigenen Habe ersetzt werden, und wenn Dir, Gott und Schöpfer! damit noch nicht genug gethan — so ist hier mein Leib!“ — — Jetzt aber? Wenn die Millionen Seufzer all der Unglücklichen, die aus den Kerkerzellen des Hohenasberg zum Himmel stiegen — und wenn all die Thränen des stillen Grams und tiefen Kummers, die da vergossen wurden, als Sündfluth niederstürzen sollten, um die Hartherzigkeit von der Erde zu vertilgen, — wo wäre für sie Rettung? Wo wäre Erbarmen für sie zu finden? — — Der Dichter Schubarth, der erste, der eine Zeitschrift für Volksbelehrung schrieb im Württemberger Lande, der wurde eingesperrt und stumm und dumm gemacht auf dem Asberg vor 70 Jahren; und statt des Einen sitzen jetzt sieben Redakteure freisinniger Volksblätter droben und so viel näher den Sternen. Wie seltsam klingt dies „Da capo!“ nach siebenzig Jahren. Haben sie denn geschlafen, die Rufenden, diese letzten drei Viertel Jahrhunderte? Selbst Gottes Donner hat sie nicht geweckt, vergeblich schlugen seine Blitze neben ihnen nieder.

So schläft, schläft denn fort unter Stummen und Verschnittenen und träumt den letzten Traum. Ja, ja, den letzten! —

Es ist zwar wahr: gegenwärtig überfluthet die Demoralisation Alles, und diese traurigste Erscheinung in dieser unglücklichen und schwachvollen Zeit ist dazu gemacht, schwächere Patriotenherzen mit Niedergeschlagenheit, stärkere mit Ekel zu erfüllen. Irre machen darf es aber nicht, verzagen darf Keiner. Alles das ist schon da gewesen. Dem Corsenjoch und der Rheinbundschaude folgten die Erhebung und die Triumphe der Nation von 1813—15, den Karlsbader Beschlüssen die Erschütterung des Absolutismus im Jahre 30, der spätern Volksbedrückung und Verfolgung der Patrioten die Revolution von 48; — die Bundesverbote der deutschen Farben hatten in dem Aufziehen des deutschen Banners auf dem Bundespalaste ihren Ausgang, und das Knebeln der Presse in dem Bundesgesetze: „die deutsche Presse soll frei seyn für ewige Zeiten!“ — Dreimal habe ich das Ebben und Fluthen erlebt in den deutschen Dingen; dreimal haben die Wogen der Freiheit und Knechtschaft gewechselt; dreimal hat das Volk Ketten zerrissen und Ketten angenommen: wird es bei diesem „Dreimal“ bleiben? wird die Nation in den neuen Fesseln sterben, oder sie wieder zerreißen? In meiner Seele steht die Ueberzeugung fest: Die Unterjochung des deutschen Volkes, wie sie im Sinne des Absolutismus gewünscht wird, wird nicht gelingen. Wenn der Absolutismus das Unmögliche versucht; wenn er den Strom hinauf bis zu seiner Quelle schwimmen will: — so ist das Unsinn. So wenig wahre Größe auch in diesem Zeitalter zu finden seyn mag: seine Gewaltmenschen sind doch zu klein, es zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig. Sie können es nicht durchsehen. Sie bereiten sich ihren Untergang. Keine Offenbarung ist gewisser. Deutschland war so unklug, eine halbe Revolution zu machen, und das war ein Unglück: denn sie mußte die gereizte Autorität zum entgegengesetzten Ziele hindrängen. Aber der Stoff zum Widerstande wird nicht schwächer durch den Druck, und die zersetzenden Elemente haben durch letzteren an Wirkung eher gewonnen, als verloren. Ich kann nicht glauben, der nackte Absolutismus sey das Ende der Bewegung so vieler Völker. Wenn aber die Auflösung der alten Parteien, welche jetzt in so vielen Erscheinungen hervortritt, erfolgt, so ist dieß nicht der Tod, sondern vielmehr das Vorzeichen des neuen Lebens. Wenn der Geist der zukünftigen Gesellschaft in die alten Formen nicht mehr passen will, so findet er auch in den alten Parteibegriffen keine Befriedigung mehr. Junger Rost verlangt neue Schläuche. Die Demokratie von 48, der Constitutionalismus von 49, die Reaktion von 50 sind Faktoren, die sich abnutzen, wie die Altliberalen von vormärzlichem Datum sich verbrauchten, und alle die mittelmaßigen oder unfähigen Menschen, welche jene Parteien repräsentiren, sind in der Meinung schon so vollständig zu Grunde gerichtet, daß, wagten sie sich je auf die Bühne der Zukunft, sie ganz gewiß ausgepiffen werden würden. — An eine dauernde Herrschaft der Reaktion ist gar nicht zu denken. Sie, als derzeitigen Inhaberin der materiellen Gewalt, würde nur dann einigen Respekt ansprechen können, wenn sie eine geistige Größe belebte.

Aber ihre Figuranten sind ja lauter kleine Menschen, und in der ganzen Gesellschaft steckt bei aller Kniffig- und Pfiffigkeit nicht so viel gesunder Menschenverstand, um zu wissen, daß man Todte zwar galvanisiren, aber nicht wieder beleben kann. Die Sache der Reaktion ist ohne Chance: sie ist eine verzweifelte. Die Sache der Völker ist aber bloß dann verloren, wenn die Völker selbst sie aufgeben; auch dadurch aber könnte die Sache der Menschheit nicht verwüstet werden; denn sie wird von Gott geleitet. Und der Neubau der Gesellschaft — die Aufgabe der Zukunft — sie ist Sache der Menschheit. — — —

Deutschland — es ist wahr — hat niemals schwächere Tage gesehen. Das Ungeheure, das Erbärmliche, das Feige, das Verderbliche, das Schlechte des Rheinbunds, gegenüber der geistigen und politischen Größe des Eroberers war nicht so verächtlich, als jene Politik der Gegenwart, welche nicht erröthet, einen slavischen Selbstherrscher zum Schiedsrichter anzurufen in den Geschicken Deutschlands, und aus Petersburg und Warschau die Drakelsprüche der modernen Pythia mit Knebelbart und Kantschu zu holen. Dem Verrath an der Würde des Vaterlandes folgt inzwischen die Züchtigung so unmittelbar auf dem Fuße nach, daß ein Verlassen dieser Bahn wohl nicht ausbleiben wird. Freilich ist's immer zu beklagen, wenn auch nur eine Zeitlang die humanitätsfeindlichen russischen Staats- und Regierungsmaximen in Deutschland Einfluß üben dürfen. Das Schicksal wird es rächen, die Geschichte wird es richten. —

Was haben aber die Patrioten bei der jetzigen Lage des Vaterlandes zu thun?

Ich antworte: Schaut den Sternenhimmel an — die Welt des Künftigen; und blickt in die Vergangenheit hinab — die Welt der Erfahrung: in Beiden steht's geschrieben. Was der Patriot thun soll, kann jeder wissen; denn, wie es gekommen ist, sah Jeder längst voraus. Es trifft Keinen unvorbereitet und unerwartet. Auch ist das Ende Keinem verborgen. Das ruhige Auge des Beobachters überschaut den nothwendigen Gang der Reaktion bis an ihr Ziel hin — den Abgrund. Der Weg, den sie eingeschlagen hat mit ihrem Wagen, dem schwerbeladenen, führt so steil hinunter, daß ihn kein Gott mehr aufhalten und retten kann die Führer und Passagiere. Wir aber, wir wollen muthig und standhaft dem Schlimmsten entgegen treten, was kommen kann. Aendern den Gang der Dinge können wir nicht mehr. Das vergeltende Verhängniß, welches die Verblendeten in's Verderben fortreibt, ist stärker geworden, als alle menschliche Macht. Und wenn, in patriotischer Selbstaufopferung, wir unsere Leiber vor die hinabrollenden Räder niederwerfen würden: hemmen können wir sie doch nicht; sie würden zermalmend über uns weggehen, wie der Wagen des Söthen zu Jaggernaut über die Opfer des Fanatismus.

Die Reaktion treibt zur Katastrophe hin, die sie verschlingen wird, und die Katastrophe muß erwartet werden als etwas Unvermeidliches. Erst ihr Losbruch ruft die wahren Patrioten auf die Bühne. Erst dann,

wenn das Feuer auslodern wird an tausend Enden und der himmelhoch aufgehäufte Lunder in Flammen aufschlägt und ein allgemeiner Brand zu verzehren droht mit allem Bösen auch alles Gute, mit dem Land auch die Schätze, mit dem Absolutismus auch die theuersten Errungenschaften tausendjähriger Gesittung: — wenn sie Kunst und Wissenschaft und ihre Träger, und alles Bestehende, in ein gemeinschaftlich Grab stürzen will ohne Unterschied und ohne Prüfung — **dann** sollen wir, zum Opfertod für das Heiligste entschlossen, kühn und kalt den wilden Mächten der Zerstörung uns entgegenwerfen, uns einigen zu ihrer Bekämpfung. Und ein glorreicherer und gerechterer Bund wird auf Erden nicht gewesen seyn!

Diese Ansicht ist zu fassen, festzuhalten und zu verbreiten. An ihrer Durchführung hängt das Schicksal Deutschlands, der Gesellschaft.

Wie groß, oder wie klein die Zahl Derer sey, welche Aufopferungsmuth genug in sich tragen, im entscheidenden Augenblicke entschlossen und freudig Alles daran zu setzen an den Versuch, die Wogen der Zerstörung zu stillen und nach Leiden und Drangsal ohne Gleichen das unglückliche Vaterland vor dem Ruin der Anarchie zu schützen, **das** kommt jetzt nicht in Frage. Großes Unglück hat noch allemal große Menschen gezeugt. So einzeln sie jetzt stehen, die Treuen und Zuverlässigen, sie werden nicht vereinzelt bleiben, wenn die Stunde der Gefahr geschlagen hat. Jetzt haben jene Männer den dringenden Beruf, Lehrer der Nation zu seyn, sie, besonnen und leidenschaftslos, zu einer klaren Erkenntniß ihrer Zustände zu bringen, in ihr den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes zu stärken, den Sinn für Recht und Ehre zu pflegen, jenen für Deutschlands Größe und Selbstständigkeit wach zu erhalten, auf die Gefahren des Kommenden und Unvermeidlichen hinzudeuten, die Banden der stammlichen Vorurtheile und Antipathien schonend zu lösen, die partikularistische Selbstsucht durch Belehrung und durch die Erhebung der Idee zum Allgemeinen zu bekämpfen und so den Samen auszustreuen für die Wiedergeburt der Nation auf den Grundsätzen der Humanität. Sie sollen Steine sammeln und zusammentragen für den künftigen Neubau, während die Reaktion, im Wahne, das Alte, Einfallende zu erhalten, mit eigenen Händen den Grund aufreißt, auf dem es steht. Und die angedeuteten Mittel des patriotischen Wirkens in dieser entseßlichen Zeit kann uns selbst der Absolutismus nicht ganz entziehen!

So laßt uns denn wirken, ihr Männer! so lange ein Wirken überhaupt uns noch gelassen ist! Der Leidenschaft baar, den sittlichen Ernst und die geistige Weihe nicht nur auf der Stirn, sondern auch im Herzen tragend, müsse unser Streben und unsere Lehre unablässig auf die bürgerliche, religiöse und moralische Erhebung unsers Volkes gerichtet seyn. In der Reaktion ist keine Gefahr, denn sie entleibt sich selbst. Große Gefahr ist aber in der Roheit des Volks. Bildet das Volk, um das Vaterland zu retten, und mit demselben rettet ihr die Freiheit! —

---

An die Abonnenten von Meyer's Universum im Königreich  
Preußen.

---

Meyer's Universum ist in Preußen seit dem Juli vorigen Jahres durch Ministerialbefehl verboten worden.

Noch gelang es nicht eine Aufhebung dieses Verbots zu bewirken. Wir haben jedoch Ursache zu glauben, die königliche Regierung werde die Wiederzulassung eines Werkes später verfügen, dessen freisinnige, würdige und ernste Haltung dem Debit in den königlich preussischen Staaten fünfzehn Jahre lang ein Hinderniß nicht war. —

Jeder Abonnent wird einsehen, daß so lange das Verbot nicht amtlich zurückgenommen ist, wir auch das Universum nicht nach Preußen versenden können. Aber eben so unumwunden anerkennen wir unserer Seite die Verpflichtung gegen die Abonnenten in Preußen, welche den XIV. Band bestellt oder bezahlt haben, und die von diesem Bande bis jetzt nur die Hälfte (1. — 6. Heft) erhalten konnten, weil dann das Verbot eintrat, ihnen einen Ersatz für die fehlenden Hefte (Nr. 7 bis 12) zu geben.

Wir haben daher, um sowohl unserer Verpflichtung, als auch den Reklamationen der Besteller ein Genüge zu leisten, die Einrichtung getroffen, zur Entschädigung für jene Lieferungen, nämlich Nr. 7 — 12

des XIV. Bandes des Univerfums, **Sechs Hefte Erfagblätter**, jedes mit 4 Stahlſtichen und Text, ſammt dem als Prämie verſprochenen großen Kunſtblatt bis zum 31. December d. J. zu liefern. Damit aber nicht auch dieſe ein Verbot treffen könne, ſo bleibt die Politik dem Text der Erfagblätter fremd.

Es iſt eine ſolche farbloſe Haltung der Erfagblätter unter den obwaltenden Verhältniſſen eine Nothwendigkeit. Jeder wird dies einſehen, und keiner unſerer Freunde wird es tadeln, daß wir uns dieſer Nothwendigkeit fügen.

Welten vergehen, Berge rücken von ihrer Stelle, Zeiten, Könige, Regierungssysteme und ihre Vertreter wechſeln, ſterben oder machen andern Platz. — Auch der Tag wird nicht ausbleiben, wo man in Preußen, dem „Staat der Intelligenz“, Meyers Univerſum wieder leſen darf. — Dann werden wir den Univerſum-Text Allen unentgeltlich nachliefern, die ihn verlangen werden.

Hildburghauſen, am 1. Oktober 1851.

**Das Bibliographiſche Institut.**









Die Festsaal der UNIVERSITÄT  
in München.

von J. B. Schmitt, 1794, Kupfer von G. G. G.

Verlag von A. Wagner



## DCXXX. Die Vorhallen der Universität in München.

Es ist unter den Irrthümern in dieser Zeit einer der größten gewesen, zu glauben, daß die Intelligenz, als solche, ausreiche, der Gesellschaft Leben, Harmonie und Kraft zu geben und auf die exklusive Bildung des Verstandes, des Wissens und Könnens ihren Fortschritt zu begründen. Man wählte und lehrte, die Intelligenz allein, losgelöst von Allem, was sie läutert und befruchtet, genüge, um den Wegfall der sittlichen Kräfte im Menschen zu ersetzen. Moral und Religion wurden als Fesseln des freien Willens erst gehaßt, dann verhöhnt. Befangen in dem Wahne ihrer ausschließlichen Souveränität versank die Intelligenz in den Pfuhl des Egoismus. Je tiefer sie aber in demselben niedertauchte, je höher wurde ihre Selbstüberschätzung. Sie vergötterte sich in ihrem Wahnwitz; sie hielt ihre Entwürfe und ihre Träume für unfehlbar. Sie wollte nur sich gelten lassen mit Ausschluß aller anderen Faktoren der Gesellschaft und im Widerspruch mit den Thatsachen der Gegenwart und Vergangenheit. Sie proklamirte sich als die Grundlage der Civilisation und als berufen und berechtigt zur Alleinherrschaft; sie gab sich aus als das alleinige Mittel zur Macht, als den alleinigen Rechtstitel zum Glück und Erfolg in der Gesellschaft. Anerkannt von der Mehrzahl für Das, wofür sie sich ausgab, ward sie fortan das Ziel aller strebsamen Geister und der auf „ein glänzendes äußeres Glück“ gerichteten Erziehung. Man wollte nicht mehr gute Menschen bilden, nicht mehr sie im lautersten Sinn zur höchsten individuellen Veredelung führen: nein! durch kunstgerechte Dressur die Kraft des Verstandes treibhausartig zu entwickeln, das war der ostensible Zweck der herrschenden Pädagogik. — Kapacitäten sollten sie werden, ihre Zöglinge, Kandidaten für allerhand Würden und Ehren im Staate. Das Siegel ihrer Befähigung im öffentlichen Rennen nach Amt, Ansehen, Einfluß und Macht wurde das Talent und dieses, im Knaben schon zur Selbstvergötterung verzogen, drängte sich, es mochte ein wahres oder ein eingebildetes seyn, anmaßlich aus jedem unbärtigen Mund hervor, um über Alles zu urtheilen, zu streiten über Alles und für Alles Pläne der Neuorganisation und Reform zu entwerfen. Dadurch ist es gekommen, daß die jetzige Gesellschaft beschwert ist durch eine Legion von verschrobenern Menschen, die zu nichts Tüchtigem tauglich und zu nichts Rechtem aufgelegt sind, halben, Viertels- und Achteils-

talenten, hohlköpfigen und hochmüthigen Weltverbesserern, Systematikern und verlogenen arglistigen Spekulanten auf die Dummheit und die Schlechtigkeit. Sie belästigen mit ihrer Thorheit und Unerfahrenheit, beschmugen mit ihrer sittlichen Unreinheit, oder impfen ihre Umgebung mit ihrer Zerfahrenheit, ihrer Zweifelsucht, ihrem Unglauben, ihrer Manie für nichtigen Wortstreit und müßige, thatlose Verhandlung; sie sind die Anstifter jener unwahren Begeisterung für ehrenhafte Interessen, welche in den Freuden des Krugs und der Tafel ihren Ausgang findet. Lebend in einem Zeitalter, in dem die Wissenschaft unerhörte Triumphe feiert, umgeben von den Wunderwerken der Bildung und Gesittung, sehen wir den Geist der sittlichen Verderbniß emporsteigen in häßlicher Gestalt und nur allzuhäufig die Intelligenz sich gatten mit widerlicher Feigheit und Entmannung der Seele; wir sehen sie sich verkehren zur Förderung der sittlichen Entartung der Völker, statt ein beständiger Stab zur Veredelung der Menschen zu seyn. Ein Apostel des theokratischen Absolutismus hat neulich den Ausspruch gethan: „Nach den Sophismen kommen die Revolutionen und mit ihnen die Henker und die Barbarei“, und es ist schwer, sich des Gefühls zu erwehren, daß etwas Wahres daran sey.

Indessen hat auch eine solche Zeit ihr Gutes; denn eine Nothwendigkeit ist es und eine Vorbedingung aller Möglichkeit des Wiederbesserwerdens, daß der Irrthum an's Tageslicht trete und Jeder ihn sehe. Solche Erkenntnißphasen müssen seyn. Sie wirken heilsam wie Arznei auf den Kranken. Sie lassen uns in den Abgrund schauen, dem wir zuweilen, und einsehen, daß mit der bloßen Verstandesbildung weder die Welt besser zu machen ist, noch unser Daseyn glücklicher werden kann; sie führen uns zu der Ueberzeugung zurück, daß Sittlichkeit und Tugend die Anker seyn müssen, das Schiff unserer Hoffnungen daran zu befestigen. Die Erfahrungen dieser letzten Jahre und das Bewußtseyn unserer kritischen Lage zwingen uns, den großen Problemen der Gesellschaft wieder in's Gesicht zu schauen und nach ihrer rechten Lösung zu forschen. Es ist klar geworden in dieser schweren Zeit, daß die Ehre und der Werth der Intelligenz nicht in dem Maße steigen, als diese Gott und Moral verleugnet und mit Füßen tritt Das, was immerdar als gut und ehrwürdig gegolten hat. Es ist klar geworden, daß der Urquell alles Menschenglücks auch im freiesten Staate kein anderer sey, als Gottesfurcht, Nächstenliebe, Sitte und Tugend allein. So lange als diese nicht wieder zu Throne sitzen, so lange das kluge Vaster noch Duldung und Geltung in der Gesellschaft findet, so lange eine Intelligenz ohne Tugend sich über Alles hinaussetzen darf, und ihre Sophismen in der Menge nicht nur Zuhörer, sondern auch Schüler finden, so lange in der Welt Verstandesbildung mit Lasterhaftigkeit und Unsitte noch Ansehen haben oder Beifall erwerben, so lange der nackten Frivolität noch Macht gegeben ist, die Herzen zu verderben und zu verpesten, so lange nicht der Ekel die Insinuationen des Lasters strast auf allen Wegen und Stegen des Lebens, so lange dem Blick in das Familienleben allüberall Ver-

öbung und Verbrechen begegnen: — so lange ist die Hoffnung eitel, daß ein Neubau der Gesellschaft auf den Trümmern der alten erstehen könne, wohnlich für die Menschen und förderlich ihrer Beglückung. Ohne Tugend und Glauben an Gott kann uns auch die Freiheit nicht erlösen, denn nur reinen und würdigen Händen reicht die Himmelstochter Arm und Kranz. —

Der Schule liegt die Pflicht am allernächsten, für die sittliche Wiedererhebung des deutschen Volkes zu wirken, und von den deutschen Universitäten ist zu fordern, daß sie fortan das moralische und religiöse Moment neben der Wissenschaft als nothwendige und gleichberechtigte Faktoren der Menschenbildung betrachten. Daß sie dies, seit den Zeiten Voltaire's, vernachlässigten oder negirten, hat zu unheilvollen Resultaten geführt, die nun klar am Tage liegen. Die Hochschule soll die geistige Freiheit, welcher die Wissenschaft nicht entsagen kann und darf, ehren: aber sie soll Moral und Religion nicht dem Leben entfremden. Aufzufinden die Wege, auf welchen die Wiedervereinigung, ohne der Freiheit der Ueberzeugung Zwang anzuthun, in's Werk gesetzt werden kann, ist eine so dringende als schwierige Aufgabe der nächstfolgenden Zeit, und ihre glückliche Lösung würde zum großen Gewinn des Vaterlandes gereichen.

In der ange deuteten Verbindung wird die Wissenschaft allezeit zur Quelle, an der sich nicht nur das reifere Alter erfrischen mag, sondern auch zum Del, das den raschen brausenden Wein der Jugend sämftigt. Es werden dann die Universitäten die gefeierten Brennpunkte der Geisterwelt seyn, wo die moralischen Gesetze ihre Hulldigung empfangen, wo man anerkennt, daß Recht und Pflicht, Freiheit und Gehorsam sich wechselseitig bedingen, daß jede Ueberschreitung des Rechts die Ungerechtigkeit hervorrufft, jede Gewaltthat eine entgegengesetzte herausfordert und jedes Aeußerste auf der einen Seite zum Aeußersten auf der andern Seite fährt: wo man einsieht, daß keine Gesellschaft gedeihen kann, in welcher sich nicht die ethischen Gesetze der Religion und Tugend geltend machen wie mathematische Axiome, und daß an volle bürgerliche Freiheit und an den Erwerb, an den sichern Genuß der Güter, welche sie bietet, so lange kaum zu denken ist, als die Nation in ihrer Mehrheit nicht durchdrungen ist von ihrem Geiste, als ihre Grundsätze nicht als feste Maximen gelten, die Niemand zu bezweifeln, oder anzutasten wagt. Nur erst dann, wenn die bürgerliche Tugend im Volke herrscht, wird der Polizeistaat, — welcher die Schlechtigkeit aller Menschen voraussetzt, zur Unmöglichkeit werden.

Die Beschreibung des Münchner Universitätsgebäudes, von welchem eine zweite Ansicht in den Händen des Künstlers ist, behalte ich einer spätern Stelle meines Buchs vor.

## DCXXXI. Brescia in Italien.

Brescia leitet seinen Ursprung bis in die griechische Heroenzeit hinan und die Stadt nennt Herkules ihren Erbauer. Die ersten Einfälle der Gallier verwüsteten sie; Brennus stellte sie wieder her. Reich und groß geworden unter der Republik und unter den Kaisern, blühte sie fort bis zum Einfall der Barbaren unter Attila, der ihr römisches Leben vertilgte. Gothen herrschten dann und Longobarden siedelten auf ihren Trümmern; letztere machten sie zur Hauptstadt eines Herzogthums. Brescia ging auf und nieder in den spätern Jahrhunderten, während welchen Oberitalien, nach Perioden der Ruhe, von Krieg und Verheerung und allen Leiden heimgesucht ward, die sich an häufige Veränderungen der Herrschaft knüpfen. Als die lombardischen Städte ihr Haupt gegen die Kaiser erhoben, da war Brescia eine der vordersten und ersten. Sein Kampf um die Freiheit war an Großthaten reich. Eben so tapfer und entschlossen als die Brescianer sie erfochten, eben so fest und ausdauernd vertheidigten sie ihren Besiz. Im 14. Jahrhundert widerstanden sechstausend Bürger einem sechsfachen deutschen Heere unter der Führung König Heinrichs, des Luxemburgers; 1412 vertheidigten die Frauen, die Heldin Brigitta Avogadro an der Spitze, die Stadt mit Erfolg gegen das stürmende Heer des Piccinino während der Abwesenheit der Männer, welche fern von der Heimath zu Felde waren. 1426 gerieth Brescia unter die Hoheit Venedigs, das, zu seinem Schutze zu schwach, die Stadt nach der Schlacht bei Agnadello 1509 den Franzosen überließ. Nach 3 Jahren schüttelte sie das fremde Joch zwar ab; aber ein französisches Heer unter Gaston de Foix rückte ein und nahm die Stadt im Sturm wieder. Das Schicksal der Ueberwundenen war grausam. Die fremde, rohe Soldateska überließ sich allen Greueln. Von den Einwohnern wurden 9000 in den Straßen und Häusern erschlagen und nach Nüßiger Plünderung die Stadt angezündet und gänzlich verheert.

Dennoch erhob sie sich wieder durch die Energie des Geistes und Willens, welche dem Brescianer innewohnt seit den ältesten Zeiten. Die Freiheit war verloren; der Fleiß eroberte einen fest begründeten Wohlstand, und dieser hat sich erhalten und ist zum Reichthum angewachsen bis in die neueste Zeit. Selbst die Hand welche die Brescianer für ihre Ausdauer im letzten Kampfe Italiens gegen Oesterreich so entseßlich züchtigte und die niedergeworfene Stadt dem Schwerte und den Flammen überlieferte, vermochte nur die Trauer in alle Familien zu tragen, nicht aber die Quellen des Erwerbs zu verwüsten, die der Stadt in dem Seidenbau, in der trefflichen Stahl- und Eisensabrikation der Gegend, in den Filaturen und Webereien, in ihren berühmten Waffenfabriken u. beständig fließen.



BRESCIA

Aut. G. B. 1791. del. G. B. 1791.

Fig. 1. A. 1791.











NEUCHÂTEAU Am MONTBLANC

Das 4. Schweizerische Bildwerk. Blatt 16. 1800.

Kupferstich v. Tschudi



Brescia ist am Fuße der rhätischen Alpen, am Rande der fruchtbaren Poebene, hingebaut, — in einer lachenden Gegend mit mildem südlichem Klima und geschützt durch die Mauern der Gebirge vor den rauhen Winden aus Nord und Ost. Stundenweit ist um Brescia alles Land ein Garten, wo Orange und Citrone im Freien reifen, wo Oliven und Maulbeerbäume, von Reben umschlungen, die Höhen und Gelände bekleiden. Die Anlage der Stadt ist großartig. Sie ist von breiten Straßen durchschnitten und hat eine Menge Plätze und Märkte, welche Denkmäler und Springbrunnen zieren, viele derselben aus Marmor, manche Meisterwerke der Kunst. Die Einwohner gelten als freisüchtig, leidenschaftlich und tapfer bis zur Verwegenheit. Ihre Liebe zur Freiheit ist der rothe Faden, der sich durch das schicksalreiche Leben der Stadt zieht. Sie hat ihr oft Kampf, immer Ruhm, nicht selten Verderben gebracht. Die Zahl der Einwohner übersteigt 40,000. Das alte Schloß auf dem nächsten Hügel ist jetzt zur Festung umgeschaffen und hält mit eiserner Faust die Brescianer in Ruhe und Unterwürfigkeit. — Brescia ist Bischofsitz, es hat ein Seminar, Gymnasium, Lyceum, Athenäum, eine musikalische Akademie und viele kostbare Sammlungen; ein Museum der Naturgeschichte, botanischen Garten, öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden mit vielen Handschriften, die bis in's sechste Jahrhundert reichen; Gemäldegalerie, Kupferstichkabinet &c. Das merkwürdigste Gebäude ist der alte Dom, noch aus der longobardischen Zeit, vordem ein römischer Tempel, aus dem eine Menge Bildwerke übrig waren, die aber ein Senatsbeschuß im 15. Jahrhundert zerstört hat; der neue Dom ward im 16. Jahrhundert aus Marmor erbaut. — Viele andere Kirchen sind prächtige Werke und bewahren einen Gemäldebesatz großer Meister; von Tizian, Van, Veronese u. A. sind mehre der berühmtesten Bilder in den Kirchen, in dem Rathhause (della Loggia) und in den Palästen Tosi und Zechiferari zu suchen. Der Freund des Alterthums findet in Brescia einen antiken Tempel, und unter den ausgegrabenen Bildwerken ist eine Bronzestatue der Viktoria unter die besten zu rechnen, die auf die Gegenwart gekommen sind.

### DCXXXII. Neusatz in Ungarn.

Gegenüber Peterwardein, welches von seinem lauchgrünen Serpentinfels, bis an die Zähne gewappnet, drohend herniederschaut, liegt Neusatz auf dem linken, hier ganz flachen Ufer der Donau, hart an der Grenze Slavoniens. Sonst eine königlich ungarische Freistadt, war es bis vor wenigen Jahren noch durch Größe, Volksmenge, Reichthum, Handel und Bildung seiner Bewohner vor allen Städten des südlichen Ungarns aus-



NEUCHÂTEAU Am MONTBLANC

Das 4. Schweizerische Bildwerk. Blatt 16. 1800.

Kupferstich v. Tschudi



Brescia ist am Fuße der rhätischen Alpen, am Rande der fruchtbaren Poebene, hingebaut, — in einer lachenden Gegend mit mildem südlichem Klima und geschützt durch die Mauern der Gebirge vor den rauhen Winden aus Nord und Ost. Stundenweit ist um Brescia alles Land Ein Garten, wo Orange und Citrone im Freien reifen, wo Oliven und Maulbeerbäume, von Reben umschlungen, die Höhen und Gelände bekleiden. Die Anlage der Stadt ist großartig. Sie ist von breiten Straßen durchschnitten und hat eine Menge Plätze und Märkte, welche Denkmäler und Springbrunnen zieren, viele derselben aus Marmor, manche Meisterwerke der Kunst. Die Einwohner gelten als freisüchtig, leidenschaftlich und tapfer bis zur Verwegenheit. Ihre Liebe zur Freiheit ist der rothe Faden, der sich durch das schicksalreiche Leben der Stadt zieht. Sie hat ihr oft Kampf, immer Ruhm, nicht selten Verderben gebracht. Die Zahl der Einwohner übersteigt 40,000. Das alte Schloß auf dem nächsten Hügel ist jetzt zur Festung umgeschaffen und hält mit eiserner Faust die Brescianer in Ruhe und Unterwürfigkeit. — Brescia ist Bischofsitz, es hat ein Seminar, Gymnasium, Lyceum, Athenäum, eine musikalische Akademie und viele kostbare Sammlungen; ein Museum der Naturgeschichte, botanischen Garten, öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden mit vielen Handschriften, die bis in's sechste Jahrhundert reichen; Gemäldegallerie, Kupferstichkabinet &c. Das merkwürdigste Gebäude ist der alte Dom, noch aus der longobardischen Zeit, vordem ein römischer Tempel, aus dem eine Menge Bildwerke übrig waren, die aber ein Senatsbeschuß im 15. Jahrhundert zerstört hat; der neue Dom ward im 16. Jahrhundert aus Marmor erbaut. — Viele andere Kirchen sind prächtige Werke und bewahren einen Gemäldebeschuß großer Meister; von Tizian, Van, Veronese u. A. sind mehre der berühmtesten Bilder in den Kirchen, in dem Rathhause (della Loggia) und in den Palästen Tosi und Zechiferari zu suchen. Der Freund des Alterthums findet in Brescia einen antiken Tempel, und unter den ausgegrabenen Bildwerken ist eine Bronzestatue der Viktoria unter die besten zu rechnen, die auf die Gegenwart gekommen sind.

### DCXXXII. Neusatz in Ungarn.

Gegenüber Peterwardein, welches von seinem lauchgrünen Serpentinfels, bis an die Zähne gewappnet, drohend herniederschaut, liegt Neusatz auf dem linken, hier ganz flachen Ufer der Donau, hart an der Grenze Slavoniens. Sonst eine königlich ungarische Freistadt, war es bis vor wenigen Jahren noch durch Größe, Volksmenge, Reichthum, Handel und Bildung seiner Bewohner vor allen Städten des südlichen Ungarns aus-

gezeichnet. Im letzten ungarischen Kriege brach diese Blüthe. Die offene Stadt, eine leichte Beute der Kroaten und Serben, wurde mehrmals geplündert und zuletzt den Flammen preisgegeben. Diese legten ein Drittel der Stadt in Asche. Von den 40,000 Einwohnern gingen über Tausende durch's Schwert, durch Drangsal und Elend zu Grunde; sehr viele wanderten aus. Der Reichthum ist verwüstet, der Kredit ist geschwunden, der Handel, der sonst so groß war und sich bis Konstantinopel und Smyrna erstreckte, ist größtentheils verloren gegangen und hat andere Kanäle gesucht.

---

### DCXXXIII. Lübeck.

---

Der Blick auf Lübeck schlägt ein Stück Weltgeschichte auf; denn Lübeck war das Haupt der Hanse, jener mittelalterlichen Großmacht ohne Land, Fürst und Reich. Die Hanse ist vergangen mit ihrer Zeit; ihre Festen sind zerbrochen, ihre Faktoreien sind verlassen, ihre Heere sind begraben, ihrer Kriegsschiffen Staub hat längst der Wind verweht, ihre Institutionen und Ordnungen sind unsern Tagen fremd geworden; doch des todtten Bundes Glieder, seine Städte, treiben, grünen und blühen fort, wenn auch der starke und kühne alte Geist in den verweichlichten Enkeln kaum mehr ist, als ein Schatten.

Die deutschen Hafenstädte an der Nord- und Ostsee hatten lange schon vor ihrer Vereinigung zum Hansabunde durch Schifffahrt und Fischfang Bedeutung. Bremer und Lübecker führten deutsche Kriegerschaaren in den Kreuzzügen an die syrischen Küsten, und der Orden der deutschen Herren zur Bekehrung der heidnischen Völkerschaften an den Gestaden der Ostsee, woran sich die Ausbreitung der deutschen Herrschaft bis zum finnischen Meerbusen knüpfte, fand in jenen Städten Stützpunkte und wirksamen Vorschub. Lübeck war damals vor allen andern Städten mächtig. Seine Kaufleute folgten den Eroberungszügen der deutschen Ordensritter auf dem Fuße. Sie richteten Faktoreien in den besetzten Landstrichen ein und machten sich zu Herren des russischen und polnischen Handels, der sie mit Reichthümern lohnte. Die freie Reichsstadt stand schon im 12. Jahrhundert in solchem Ansehen, daß die norddeutschen Fürsten sie zum Bündniß gegen die Dänen einluden, und als diese auf



DÜSSELDORF

von J. Schmitt & F. G. Schmitt in 1810

Verlag v. Neuberger







ihren Raubzügen an den deutschen Küsten Lübecker Gebiet antasteten und Lübecker Schiffe molestirten, erklärte die Stadt mit dem Stolze und dem Muthе freier Männer, die sich ihres Rechts und ihrer Kraft bewußt sind, den Krieg. Die Dänen, damals die größte und gefürchtetste Macht im Norden des Welttheils, sandten ein Heer ab, um die Lübecker zu züchtigen. Da zog aus der Stadt Alles, was ein Schwert heben und eine Streitart schwingen konnte, den Dänen entgegen, und in der Schlacht am 22. Juni 1227 wurde durch die Bürger ein Sieg errufen, so herrlich als Männer jemals für Recht und Freiheit über fremde Unterdrücker einen erkämpft haben. Aufgeschwächt von Stolz und Rachsucht, schickte hierauf Dänemark Heer auf Heer und Flotte auf Flotte, die Lübecker zu vernichten; diese aber setzten mit ausdauerndem Heldemuth ihr Alles, ihr Leben und ihr Gut, an die Behauptung der Freiheit. Sie riefen ihre Handelschiffe aus allen Meeren beim, bewaffneten sie und machten daraus eine Kriegsflotte, stark genug, um den dänischen Geschwadern entgegen treten zu können. Im Jahr 1234 schlugen die Lübecker die erste Seeschlacht. Einen ganzen Tag dauerte das Ringen; Wunder der Tapferkeit geschahen von beiden Seiten; doch endlich siegte der Deutschen unbezwinglicher Muth und die dänische Flotte wurde vernichtet. Da gab Dänemark den Kampf auf, und es schloß Frieden mit der kleinen Republik, an deren eisernem Muthе der Unterjochungsversuch gescheitert war.

Lübeck's Ansehen war durch den Ausgang dieses bewundernswürdigen Kampfs hoch gestiegen. Die norddeutschen Städte, von Königsberg bis nach Amsterdam, schickten Ehrenboten nach Lübeck, und dieses, die günstige Zeit benutzend, schlug den Städten ein Bündniß zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Freiheit, ihrer Rechte und ihres Besizes gegen die Bedrückungen der Fürsten und des Adels und zur Abwehr äußerer Feinde, so wie auch zur Förderung ihrer Handelsinteressen vor. Auf diese Weise ist der Bund der Hanse im Jahr 1241 zu Stande gekommen, dem sich nach und nach die größten Handelsstädte Norddeutschlands, der Niederlande, Polens und Kurlands anschlossen. Mit Neid und Eifersucht betrachteten die Fürsten einen Bund freier Bürgergemeinden, der den Uebergriffen ihrer Autorität entgegentrat und ihre, auf Vernichtung der bürgerlichen Freiheit gerichteten Pläne durchstrich. Selbst nicht stark genug, den Städtebund, welcher durch seine Geldkraft und durch die gemeinschaftliche Wehrverfassung über gewaltige Mittel zum Kriege gebot, offen zu befehlen, heßten sie an Dänemark so lange, bis dieses Reich, das seine von den Lübeckern erlittenen Niederlagen nicht verschmerzen konnte, endlich den Krieg wieder aufnahm. Dies geschah 1249. Der Dänenkönig Erich IV. ließ durch seine Kriegsschiffe die friedlichen Kauffahrer der Lübecker kapern, er ließ ihre Bemannung in Ketten nach Dänemark schleppen, die in seinen Staaten reisenden Lübecker Kaufleute gefangen setzen, ihre Güter konfisziren und durch Einfälle und Raubzüge Lübecker Gebiet plündern und verheeren. Da zog Lübeck abermals mit einer Flotte von 200 Schiffen unter Kommando seines Admirals und Bürgers Soltwedel aus und fuhr, unbekümmert um die dänischen Geschwader

an seinen Küsten, direkt gen Kopenhagen. Erstürmt wurde die Königsstadt, verbrannt das Königsschloß, der Dänen Hauptstadt geplündert und Schagung erpreßt zum Entgelt für alle erlittene Unbill. Als der Züchtigung genug schien, fuhren die Lübecker, mit Geißeln und Beute beladen, vor Stralsund, das damals auch ein dänischer Besiß war und für die zweite Stadt des Reichs gehalten wurde. Auch Stralsund wurde erstürmt, die dänische Besatzung dem Schwerte hingegeben, die Stadt dem Feuer. — Das wirkte. Die Dänen machten Frieden und hielten Ruhe lange Zeit. Die nun folgende Friedensperiode wurde von den Lübeckern zur Pflege und Ausbreitung ihrer Handelsverbindungen mit derselben Kraft und Willensstärke benützt, welche ihnen zum Siege im Kriege verholfen hatte. An den Ruhm knüpfte sich der Reichthum. Lübeck's Ansehen theilte der ganze Bund; er schloß sich enger und fester zusammen und seine Organisation wurde vervollkommenet. Große Rollen spielten Riga und Köln in demselben, als Grenzpunkte der Hanse nach Nord und West, und auch Hamburg und Bremen blühten unter dem Bundeschutz rascher auf, als Lübeck angenehm war. Der hanseatische Verkehr wuchs in's Unermeßliche. Alle Glieder des Bundes nahmen daran größern oder kleinern Theil. Der ganze Großhandel des Nordens gerieth in die Hände der Hanse, und ihre eigensüchtige Handelspolitik, von der Macht gestützt, welche Muth, Geld, Flotten und Heere gaben, ließ keinen Nebenbuhler aufkommen und räumte aus dem Wege Alles, was ihrem Handelsvortheil hemmend oder nachtheilig werden konnte.

„Der Bund hat vier Herzen“, sagte der damalige Volkswis; er hatte nämlich 4 Hauptniederlagen (Faktoreien): eine in Norwegen zu Bergen, eine in Rußland zu Nowgorod; eine in England zu London; eine in den Niederlanden zu Brügge. Die bergener Faktorei sicherte ihm den Besiß der großen Fischerei. Von Bergen aus wurde der Walfischfang betrieben, der sich zu jener Zeit auf die arktischen Gewässer um Grönland und Spitzbergen beschränkte; Heringe, Stockfische und Kabeljau aber lieferten die norwegischen und lappländischen Küsten fast ausschließlich in jenen Jahrhunderten, wo von den Fischereien an den amerikanischen Gestaden noch keine Rede seyn konnte. Die ganze Christenheit wurde dadurch gleichsam an die Hanse tributpflichtig, denn ihre Fischwaaren konnte man als Fastenspeise nirgends entbehren. Die bergener Faktorei okkupirte die Hälfte der ganzen Stadt. Die Hanse unterhielt in derselben 3000 Beamte und Arbeiter und beschäftigte von Bergen aus über 300 Schiffe. Filialfaktoreien, von der Bergener abhängig, waren in mehren Häfen Norwegens, Lapplands, Islands und Grönlands errichtet.

Das zweite Hauptetablissemment der Hanse war Nowgorod in Rußland. Durch dasselbe und durch das Filial zu Moskau eröffnete sie sich die Wasserstraßen der Wolga, des kaspischen und schwarzen Meeres nach Centralasien, Indien und China. Europäische Manufakturen, Goldmünzen und Silberbarren dienten als Tauschmittel. Es war dies ein höchst ausgehnter Handel, den Traktate mit den moskowitzischen und tatarischen Herrschern sicherten. Die Ausfuhr der Produkte Rußlands und der tatarischen Länder nach Europa,

von Pelzwerk, Leder, Häuten, Hanf, Flachß, Wachs (ein Hauptartikel in den katholischen Zeiten!), Honig (der damals den Zucker vertrat), Kupfer, Hausenblase, Talg u. c., geschah nur durch Vermittlung des Hansabunds und eben dadurch wurde die Handelsverbindung mit den Hanseaten nothwendig für alle seefahrenden Nationen. Ihre Faktorei in Nowgorod unterhielt 4000 Arbeiter und Beamte. Sie war, gleich einer Festung, mit hohen Mauern und Gräben umgeben; nur zu gewissen Stunden durften Russen hinein; des Nachts war sie geschlossen und in den Gräben hielten Bären, Hunde auf den Wällen Wacht. Ueber die ungeheuern Vortheile, welche die Hanseaten aus diesem Handel zogen, bewahrten sie das tiefste Geheimniß. Sie setzten es sogar in den deutschen Ostseeprovinzen (Kurland und Liefland) durch, daß keinem Nichthanseaten, oder Ausländer, die russische Sprache gelehrt werden durfte. Erst 1494 ging, unter Iwan dem Schrecklichen, der die Faktorei zu Nowgorod plünderte und die Hanseaten in den Kerker warf, das Etablissement verloren.

Die dritte Haupt-Position der Hanseaten für ihren Welthandel war die Faktorei in London. Noch ist der, die halbe Thames-Street einnehmende, Stahlhof (Steel Yard) mit seinen Speichern und Magazinen hanseatisches Eigenthum, — ein Riesenkreuz gleichsam auf ein Hühnengrab. Die Privilegien der Hanseaten in England und ihre Thätigkeit lieferten ihnen die wichtigsten Geschäftszweige in die Hände. England war damals berühmt, wie später Spanien es war, wegen seiner Wolle. Die niederländer und flandrischen Tuchfabriken, deren Erzeugnisse überall hin verfahren wurden, verarbeiteten vorzugsweise englische Wolle und die Hanseaten lieferten dieselbe. Sie exportirten jährlich 100 bis 150 Tausend Ballen aus England, und dieses empfing dafür von ihnen das Eisen und den Stahl Schwedens, die russischen Produkte, die norwegischen Fische und die Erzeugnisse Indiens. Drei Jahrhunderte blieb dieser gewinnreiche Großverkehr ungestört; in der Mitte des 15. Jahrhunderts entspann sich aber eine Fehde mit den Briten, hanseatische Schiffe wurden von den Engländern geplündert, hanseatische Kaufleute in den Kerker geschleppt oder ermordet, die Faktorei in London geschlossen. Da schrieben die Lübecker eine Versammlung aus für alle Städte, welche dem Bunde angehörten, und trugen darauf an, daß man an England thue, wie ihre Väter vordem an Dänemark gethan hatten. Sie wollten, daß man alsbald mit dreihundert Schiffen in die Themse fahre, London einnehme, den Tower zerstöre, Geißeln hole und Ersatz erzwingen für allen Schaden bei Mark und Pfennig. Das geschah nun zwar nicht; aber drei Kriegs-Geschwader wurden an die englische Küste gesendet, um die englischen Schiffe wegzunehmen, die Häfen zu zerstören und den jungen, kräftig aufwachsenden britischen Handel zu vernichten, der den Hanseaten ein Dorn im Auge war. Zweihundert britische Fahrzeuge wurden weggenommen, die Mannschaften in Ketten geworfen, die Küstenstädte verbrannt, die Magistrate als Geißeln fortgeschleppt oder an die Mastbäume geknüpft; und so lange schwangen sie die Ruthe über Britannien, bis es zu Kreuz kroch. Sein König Eduard IV. schloß im Jahre 1474 einen Frieden,

durch den er nicht nur die alten Privilegien der Hanseaten bestätigte und erweiterte, sondern ihnen auch Ersatz für allen durch den Krieg habten Verlust und 10,000 Pfund Sterling (damals eine ungeheure Summe) noch darüber hinaus zu zahlen versprach, als Sühngeld. Er ließ zu, daß die Hanse ihren eigenen Gerichtshof in London errichteten; er sicherte ihnen Befreiung vom Strandrecht, Befreiung von Böllen und Geleit und sie bekamen dadurch ein solches Uebergewicht über ihre Konkurrenten im Handel, daß sie denselben fortan wie ein Monopol trieben. Das waren noch Zeiten, wo die deutsche Flagge Herrin war auf dem deutschen Meere, wo man dem deutschen Reichsadler, der jedem Hanseatenschiff am Topmast flatterte, Respekt erwies auf allen Meeren und an allen Küsten und wo deutsche Städte eine ihnen angethane Schmach zu rächen wußten männlicher als jezt manche Könige thun. Als einmal Dänen, Franzosen und Engländer es gewagt hatten, hanseatische Schiffe, die in Strandnoth gerathen, anzuhalten und zu besetzen, forderte Lübeck in aller Hanseaten Namen, daß, „so lange eine Kase oder ein Huhn auf einem deutschen Schiffe zu finden sey, dasselbe von keiner fremden Macht angetastet werden dürfe“, und die Könige unterschrieben, was die deutschen Bürger forderten.

Das vierte Haupt-Etablissement der Hanseaten war Brügge. Brügge war damals die reichste Stadt der Welt nach Venedig. In Brügge war der Ausfluß des orientalischen Handels; es war der große Stapelplatz Venedigs, Genua's, Pisa's, von Florenz und von Mailand. In Brügge fanden die Hanseaten den größten Absatz für die Produkte des Nordens und für die Wollen Englands; hier fanden sie auch den größten Markt und die reichste Auswahl für ihre Bedürfnisse zur Versorgung der Länder, deren Verkehr sie in Händen hatten. — Für die Faktorei in Brügge wirkten 300 hanseatische Agenten. In Brügge wurden bei den reichen flandrischen Kaufherren von hanseatischen Rhedern zuerst Schiffe und Ladungen gegen Seegefahr versichert. Die dortige hanseatische Schule für Kaufleute war berühmt, — erst nach 10 Jahren rückten in derselben die Lehrlinge zum Range des Dieners auf. Das war eine harte Schule und die Methode fing mit den niedrigsten Arbeiten an. Aber die Leute lernten und erfuhren viel und sie waren tüchtig, wenn sie selbstständig in's Leben traten. Die reichsten Handelsherren in Lübeck, Hamburg, Riga, Danzig und Bremen rechneten es ihren Söhnen zur Ehre an, in dieser Schule gebildet zu werden. — Bis in's 14. Jahrhundert dauerte ein gutes Vernehmen zwischen Flandern und der Hanse fort. Da wurden die Brüggener Kaufleute eifersüchtig. Die Handelsprivilegien der Hanseaten wurden beschränkt. Als die Gegenvorstellungen nichts fruchteten, verlegte Lübeck, unter Zustimmung der übrigen Bündner, die Faktorei nach Dortrecht und verbot allen hanseatischen Städten den Verkehr mit Flandern gänzlich. Das half. Es erschienen 1389 flandrische Abgeordnete in Lübeck und 1391 willigte der Herzog von Flandern in alle Bedingungen, welche die Hanseaten vorschrieben. Diese waren: der Herzog zahlt 11,000 Pfund Silber Entschädigung, garantirt von 24 Handelsherren in Brügge

und Antwerpen; 100 ehrbare Bürger von Brügge thun vor den hanseatischen Abgeordneten öffentlich Abbitte; die Stadt schickt 16 ehrbare Männer wallfahrten gen Sanct Jakob zu Compostella und vier ehrbare Männer gen Jerusalem zum heiligen Grabe, und läßt sie beten für das Wohl des Hansabundes! Alles das wurde buchstäblich vollzogen, und die Boten Lübecks kehrten heim unter Ehrengelait flandrischer Ritter und Lübecks Bürger zogen ihnen im Waffenschmuck entgegen. Das waren Tage der Größe und Ehre für deutsche Bürger. Lübeck trug die Krone; aber das ganze deutsche Volk strahlte von ihrem Glanze wieder. Lübeck hatte damals fast 100,000 Einwohner. Unter den Städten aller Länder der Däsee war es die reichste, größte, berühmteste. Ihr Name flößte Königen Furcht ein, Venedig schickte ihr Gesandte zu, mächtige Fürsten suchten ihre Freundschaft.

Und jetzt?

Hin ist der hohe Sinn der alten Zeit bis auf die letzte Spur; und an seine Stelle ist mit den neuen Verhältnissen ein anderer Geist eingezogen, der sich demüthig in die Zeit schickt, die Wahrung des eigenen Vortheils über Alles stellt und sich das ruhmlose Leben so behaglich und genussreich als möglich zu machen sucht.

Das Alter trägt wohl am meisten die Schuld und muß das Urtheil darüber mildern. Alter macht schwach und selbstfüchtig und die Schwäche macht furchtsam; wenn nun die alte Matrone mit der großen Politik nichts mehr zu schaffen haben mag und sich nur um ihre eigene Wirthschaft bekümmern will, so ist's ihr am Ende so sehr auch nicht zu verargen. Als gute Hausfrau ist sie doch in Ehren zu halten, und man darf auch zugeben, daß ihr stattliches, altes Kleid ihr noch gut zu Gesicht steht. Sie hält es mit Sorgfalt ganz und rein und ein ächt bürgerliches Kleid ist es, das das Aug' erfreut. Mit Hamburg freilich, der hoffärtigen, stolzen Schwester, kann sie sich nicht vergleichen. Dort wohnen die Kaufleute in Palästen wie die Fürsten; in Lübeck hingegen ist ein Haus mit 10 Fenstern Breite schon eine Seltenheit. Wie in den alten flandrischen und süddeutschen Städten sind seine Häuser schmal und sie kehren ihre Siebel den oft engen Straßen zu; sie erscheinen unansehnlich auf den ersten Anblick; doch bald werden Aug' und Sinne durch die Mannichfaltigkeit ihres Styls, ihres Schmucks, ihrer Verzierungen und Verhältnisse angezogen und sie fesseln am Ende die Aufmerksamkeit dauernder, als die geistlosen Pracht-Neubauten Hamburgs. Man sieht's dem alten Lübeck an, daß seine Erbauer sich die Welt beschaut haben; denn solcher Geschmack, solcher Reichtum in eigenthümlichen, oft phantastischen Formen waren in den deutschen Bauhütten des Mittelalters nicht zu Hause. Wenn man die lübecker Ziegelbauten mit den Hautereliefs aus glasirten Backsteinen betrachtet, so kann man sich der Vorstellung nicht entschlagen, daß die Bauherren die Muster aus den Dogenstädten Venedig und Genua holten; freilich mit dem Unterschiede, daß Das, was sie dort in Marmor ausgeführt sahen, sie in der Heimath nur aus Thon nachahmen konnten; denn anderes Material halten sie nicht. — Ein offener Sinn für das Schöne der Natur ist dem Lübecker eigen und sucht im Leben mannichfachen Ausdruck. Um die Blumen und Ranken von Stein an den breiten Fenstern

schlingt er lebendiges Grün und von den Gesimsen läßt er die bunten Kinder der Flora auf die Vorübergehenden freundlich niederschauen. Pflege der Blumen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Lübecker, und wer keinen Garten am Hause hat, der pußt sich doch sein Fenster zum Gärtchen aus, sey es auch nur ellengroß.

Die Stadt ist für ihre gegenwärtige Bevölkerung (28,000) zu groß und sie erscheint daher, mit Ausnahme des Marktes und einiger Hauptstraßen, ziemlich leblos. In dem weiten Raume streckt sich Jeder so behaglich als möglich aus und die meisten Häuser sind nur von einer Familie, viele nur im ersten Stock bewohnt. Die Giebel Fenster, welche sich mehrfach über einander reihen, erheben Speicher und Böden; keine wohnbaren Räume. Am lebhaftesten ist die Breitenstraße, welche die Stadt in der Mitte durchschneidet und die stattlichsten Gebäude hat; ferner die Mühlen- und die Holstenstraße. Auf den Kaien der Trave, welche die Stadt im Halbkreise umschließt, ist des Gewühls viel, wenn die Schifffahrt geht, und bei der Holstenbrücke, am eigentlichen Hafen, mahnt dann das rege Treiben manchmal an Lübeck's große Zeit. Im Mastenwalde flattern die Flaggen aller Nationen des Nordens. Man hört da russisch, schwedisch, lettisch, finnisch, dänisch, holländisch und englisch reden von den gebräunten, ausgewetterten, untersehten, stämmigen Männern in den Theerjacken. Deutsche Matrosen aus allen Häfen von der Memel an bis zur Ems lungern umher und die schwarzmonturten „Träger“ und Hafearbeiter heben und rollen die Güter an's Land oder in die Fahrzeuge hinein, und die Kärner sind beschäftigt, Fässer und Ballen aufzuladen und in die Stadt zu bringen, oder kommen vollgepackt zum Kai in langem Zuge. Lübeck hat, als selbstständiger Markt, wenig Bedeutung mehr; als Expeditionsplatz aber ist es immer noch der wichtigste der Ostsee. Durch Dampfer unterhält es einen regelmäßigen Verkehr mit Kopenhagen, Kiel, Stockholm, Petersburg und den kurländischen Häfen.

Rehdererei und die ihr dienenden Gewerbe, Keepschlagerei und Schiffbau beschäftigen viele Hände und auf den am jenseitigen Ufer der Trave gelegenen Werften sind allezeit Schiffe im Bau oder in Ausbesserung. Holstein, Mecklenburg, Ostpreußen liefern dazu das Holz; Schweden und England das Eisen; Rußland das Kupfer zum Beschlag.

In einer Stadt, welche das Gewand einer an Ehren und zeitlichem Gut so reichen Zeit wohl erhalten mit in die Gegenwart nahm, kann es an merkwürdigen Gebäuden nicht fehlen. Zeugen der alten Herrlichkeit sind die Kirchen und vor Allem das Rathhaus mit seinen Erkern und dreizehn minaretartigen Thürmchen. Da ist noch der Saal zu sehen, in welchem die Hansa tagte und Beschlüsse faßte, die als Gesetz galten bis in die öde Lappmark und im Kreml und an den Ufern des Tajo erwogen wurden. Lübeck's herrlichste Zierde aber ist die Marienkirche, deren über 400 Fuß hohes Thurmpaar auf zehn Stunden weit zu sehen ist und Lübeck's Schiffern schon vom Meere aus die Heimath erkennen läßt. Wenige Kirchen der Christenheit machen einen im

posanter Eindruck. Das Kolossale ihrer Masse und ihre Einfachheit wirken dafür zusammen; Schmuck und Zierrath ist wenig an ihr zu finden. Das Mittelschiff ist 134 Fuß hoch und wird von einer Wölbung geschlossen, deren Kühnheit in Erstaunen setzt. Der Bau ist Ziegel. Er datirt aus Lübecks größter Periode, aus dem 14. Jahrhundert. Besonders schön ist die Vestibüle des Haupteingangs. Sie ruht auf schlanken Monolithen von Granit, die aus der Insel Bornholm gebracht wurden. Sie heißt die Briefkapelle: deshalb so, weil hier die Ablassbriefe an die Gläubigen vertheilt zu werden pflegten. Am merkwürdigsten ist die Todtenkapelle. Sie ist mit dem berühmten Todtentanze ausgemalt, den man lange Zeit für ein Werk Holbeins hielt. Er ist aber viel älter. Er faßt 20 Bilder, in denen der Tod vom Papste abwärts bis zum Bauer alle Stände und Lebensalter tanzend zum Grabe geleitet. Bei jedem sind erklärende Reime. Unter dem des Wiegenkindes:

„O Det, wie sal ic dat verhan?

Ik sal danksen und kann nich ghan!“

Eine Menge Gemälde der alten niederdeutschen und flandrischen Schule von großem Werthe hängen über Altären und an den Wänden, und auch zwei berühmte Meisterwerke unserer Zeit haben sich zu diesem Bilderschatz gesellt: Dverbecks Grablegung des Heilands in der Gallinenkapelle, und sein herrlicher Einzug Christi in Jerusalem in der Beichtkapelle, wo der Kunstfreund überdies die Glasmosaiken florentiner Meister aus dem 15. Jahrhundert zu bewundern hat. Das Kunstwerk aber, was beständig ganze Schaaren von Beschauern aus dem Volke herbeizieht, ist die astronomische Uhr, 1405 vollendet, — ein Werk unbegreiflichen Fleißes. Unter Andern gibt sie alle bis zum Jahr 1860 eintretenden Mond- und Sonnenfinsternisse genau an. Jeden Mittag, mit dem Schläge 12, setzt sie ein Stockenspiel in Bewegung, eine Pforte öffnet sich und heraus reitet der Kaiser mit den Sieben Kurfürsten gemessenen Schritts vor dem Gekreuzigten; sie halten an und verneigen sich in Demuth.

Das Leben in Lübeck ist anspruchsloser als in andern deutschen Städten gleicher Größe und mit dem Hamburgs gar nicht zu vergleichen. Die Vermögens- und Erverbsverhältnisse gestatten nur wenigen Familien den Aufwand für großen Luxus, und der Sinn für Häuslichkeit läßt ihn auch nicht aufkommen. Man sieht ein, daß man mit den vielfach geschmälerkten Quellen des Gewinns sparsam wirthschaften muß, um mit Ehren zu bestehen, und die Menschen befinden sich wohl bei diesem verständigen Sinn. Lübeck hat, trotz seiner endlich gelungenen Anstrengung, sich des großen Agenten des Verkehrs — der Eisenbahnverbindung mit Deutschland — zu bemächtigen, — doch wenig Aussicht, sich wieder empor zu schwingen. Sein Aktiohandel ist kaum noch nennenswerth; nur sein Expeditionsgeschäft ist groß. Selbst wenn das Gesamtvaterland zur Einheit gelangen sollte, würde Lübeck doch mit andern Städten von jüngeren Kräften eine schwere Konkurrenz zu bestehen haben. Das Alter, das Be-

wußtfehn der Schwäche, drückt das Geschlecht, verengt den Sinn und schmälert den Muth. Die Lübecker sind zu bequem geworden, der große und weitemerkantile Blick, welcher die Konjunkturen zu verstehen und kühn zu nutzen weiß, ist getrübt, weltumfassende Spekulationen liegen außerhalb des Kreises ihrer Strebungen und ihres Thuns. Auch die aus den mittelalterlichen Zeiten überkommenen Einrichtungen stören die freie Bewegung der Bürger in mannichfacher Weise und an das verknöcherte Wesen der Zünfte und Korporationen klemmt sich der Eigennuß mit Beharrlichkeit, erschwert das Begräumen ihrer Schranken oder macht es, auf sein Recht pochend, unmöglich. Deshalb ist auch Zwist und Hader in der Gemeinde nicht selten und schon seit langer Zeit ist das staatliche Leben durch zwei Parteien gespalten. Die eine vertheidigt das Alte und Herkömmliche. Sie will das Bestehende, das Ueberlieferte, das wohlervorbene Privilegium allein anerkennen und trägt vor allem werdenden und Neuen eine tiefe Scheu in ihrer Seele. Ihre Hauptstärke hat sie im Arbeiter- und Handwerkerstande; mehr in der Faust als in der Bildung. Sie mag an den Formen nicht gerüttelt wissen, aus denen das Leben auf den Schwingen der Zeit längst entfloß und schleppt sich mit einer Leiche bis zur Verwesung fort. Jeder zur Aenderung dringenden Thätigkeit rückt sie das historische Recht entgegen und die Institutionen, welche die große Vorzeit hinterlassen hat, sind der Inbegriff ihrer Achtung und Anhänglichkeit. — Die andere Partei ist geringer an Zahl, aber stärker durch Intelligenz, Reichthum und Einfluß. Sie ist jetzt die mächtigere. Mit der verlebten Vergangenheit hat sie gebrochen. Sie will von den Gestalten des Mittelalters nichts mehr wissen, die an Gräbern wandeln und kein Todtenopfer herein in's frische Leben beschwört. Sie sieht ein, daß eine unübersteigliche Kluft das Jetzt vom Einst scheidet. Sie erkennt an, daß eine andere Zeit andere Sitte und Gesinnung, andere Denkungsweise, Verhältnisse, Rechte und Bedürfnisse, auch neue Strebungen und neue Formen des öffentlichen Lebens fordere und daß in der neuen Welt, die an die Stelle der alten trat, und in dem jungen Leben, das auf den Hügeln des gestorbenen grünt, das Geschlecht die Verpflichtung hat, sich klug anzubauen mit den Seinen und sich behaglich einzurichten. Im Charakter der fortschreitenden Geschichte will das junge Lübeck vorwärts in den Dingen des Staats, der Gemeinde und der Geschäfte und seine Thätigkeit richtet sich eifrig auf das Eine hin: auszufüllen den neuen Kreis, der offen ist, und sich loszuwinden von Dem, was fesselt, — von den alten Institutionen, bei denen kein Verlaß mehr ist, nicht Würde noch Sicherheit nach außen, nicht Gedeihen noch Glück nach innen.

So ist denn, spät zwar, doch nicht zu spät, das Lübeckische Leben in's Treiben und Bewegen gekommen, und wenn der Spruch:

Jede Zeit soll handeln in dem Geiste, der sie geboren  
sein Motto bleibt, so wird auch Lübeck's Stern nicht untergehen.







ACCURAT

BRUNNEN

von A. Beckmann, in 1791, Blatt 26, 20488.

Erhalten in 1791



DCXXXIV. **B r e m e n.**

Im Juli, es war an einem Sonntagmorgen, hatte ich mich in Mienburg eingeschifft; ein Zufall brachte Aufenthalt und der alte Schiffer klopfte nach Mitternacht die Knechte wach, um noch vor dem ersten Läuten am Bremer Kai anzulegen. Er war verdrießlich. „Am Tage des Herrn laß ich sonst kein Ruder rühren“, sagte er; „doch meine Ladung sollte schon gestern in Bremen seyn und Noth geht über Gebot!“

Das Getropfel der Schiffsknechte auf dem Deck, das Plätschern der schweren Ruder, das Knarren des Steuerers machten meinem Schlaf ein Ende. Ich kroch aus meiner Koje und aus dem niedrigen, kleinen, schwarz-geräucherten Stübchen mit dem fußgroßen Fensterchen, das damals Kajüte hieß, aufs Deck. Der Vollmond stand noch im Westen über dem Horizont; die Sterne funkelten; die Milchstraße spannte ihren Bogen aus Billionen Welten durch die Mitte des Himmels; nur im Osten schimmerten ein Paar Wölkchen röthlich, des Tages erste Boten. Das Mondlicht warf die langen Schatten der schlanken Erlen und Pappeln, die gruppenweise das Ufer säumten, über das Wasser, und phantastisch wankten die Gestalten auf den Wogen hin und her: es war eine der schönsten Fahrten, die ich je gemacht habe. — Ruhig gleitete das Schiff den breiten Strom hinunter. Allmählig wuchs die Dämmerung, der Mond ging unter, bleich wurde der Himmel, die Sterne löschten einer nach dem andern aus und die Nebel des Morgens spielten auf dem Pfade des Fahrzeugs. Die Stille der Nacht machte allmählig dem Leben des Tages Platz. Vögel schwirrten scheu an uns hin, dann und wann passirten wir ein träges Holzfloß, oder es überholte uns ein leichter Kahn. Kirchtürme und Schornsteine guckten neugierig über die Uferdämme der Marsch, und die blauen Rauchwölkchen über jedem Dach waren wie Morgenopfer und Morgengruß zugleich. Fischerlähne lagen da und dort in grünen Buchten, oder größere Schiffe mit gereiften Segeln: still, einsam, melancholisch, wie Menschen ohne Freundschaft und ohne Liebe. —

Rothes Gold säumte jetzt die Wolkenstreifen im Osten. Bis zum Zenith herauf glühten die Nebel und es errötheten die flockigen Wölkchen, welche, wie Schäfchen, am Himmel weideten. Lichter und lichter wurde es, bis es heller Tag war. Durch den blauen Morgendampf des Stroms und über den Wipfeln der Bäume sahen wir endlich in der Ferne bewimpelte Masten und hohe Thürme. — „Morgenstund' hat Gold im Mund“, sprach zufrieden der Alte. „Wir kommen in Bremen frühzeitig vor Anker“. —

Die Sonne stieg nun herauf in all ihrer Pracht. Die ganze Landschaft, im Morgenthau gebadet, funkelte. — Wie ist's schön hier, dachte ich, in diesem wegen seiner Häßlichkeit und Einförmigkeit so verschrieenen Lande! — Die lichten Wolken warfen ihren Abglanz auf Bäume und Büsche, melodisch rauschten die wogenden Gipfel im Morgenwind, kreischende Wasservögel strichen über den Strom, die Klänge der Frühglocken aus den Ortschaften rechts und links begegneten sich über dem Wasser und luden ein zum Morgengebet. Hie und da sahen wir Schaaren von Kirchengängern auf den Kronen der Dämme hinziehen, oder schäkernde und jubelnde Gruppen von Kindern: Alles war Sonntag und Sonntagsandacht und Sonntagfreude; und als endlich rechts und links dicht an einander geschaarte Landhäuser, die auf den Strom hinausschauten, ihre glänzenden Stirnen zeigten; als am Ufer Masten an Masten und Segel an Segel sich drängten, die, dem Sonntag zu Ehren, flaggten; als aus der Tiefe des Häusermeers die Thürme auf unser Fahrzeug herabschauten: da konnten wir nicht mehr zweifeln, am Ziele zu seyn. Und so war es wirklich. Die Schiffsknechte drehten das Fahrzeug nach einer offenen Stelle am Kai, sie zogen die Ruder ein, schoben ein Bret vom Deck auf den Steindamm: — wir waren im Bremer Hafen.

Vierzig Jahre fast sind seitdem vergangen. Damals gab es noch keine Eisenstraßen und Dampfschiffe. Man brauchte zu einer Wasserfahrt von Minden nach Bremen 7 Tage. Auf dem Postwagen reiste man nicht viel schneller; von Hannover nach Bremen mußte man 3 Tage durch die Heide fahren. Jetzt durchfliegt sie das Dampfros in 6 Stunden. Wenn man zu jener Zeit eine Reise von Bremen nach Amerika unternahm, so machten vorsichtige Leute ihr Testament: jetzt ist's eine Spazierfahrt. Die Erde ist kleiner geworden; der Mensch nicht glücklicher.

Bremen, als Stadt, ist gerade nicht sehr schön. An die vornehme, imponirende, prärensiose äußere Erscheinung deutscher Residenzen ähnlicher Größe ist nicht zu denken. Bremen hat Besseres. Es hat den ansprechenden Ausdruck einer frischen, kräftigen, fleißigen, frohen, behaglichen Bürgerlichkeit. Es sagt nicht: schau' mich an und bewundere! — Aber das Gemüth heimelt's an, es wird dem Menschen wohl in dieser Stadt, wo Ehrbarkeit, Zucht, Fleiß und Sitte neben Bildung und Weltkenntniß in so anspruchslosen Formen sich bewegen. —

Der breite Strom der Weser, welche 14 Meilen weiter abwärts in die Nordsee mündet, theilt Bremen in 2 Hälften von ungleicher Größe: — in die Alt- und Neustadt. Aus dem bevölkerteren Theile, der Altstadt, führen steinerne Brücken zum linken Ufer. Außerhalb der ehemaligen Wälle strecken sich die Vorstädte in's Land. Der Umfang der Stadt mit den Vorstädten ist etwa 3 Stunden. Auf dem Raum der ehemals starken, zu Anfang dieses Jahrhunderts geschleiften Festungswerke ist ein Park angelegt, welcher die Altstadt in einem Halbkreise umfaßt, der an den beiden Enden die Weser berührt. Diese Anlage wetteifert mit den schönsten städtischen Umgebungen Deutschlands. Promenaden wechseln ab mit fließenden Wassern, Licht- mit

Schattenpartien, Buschwerk mit Hochwald, und die prächtigen Blumenparterres werden mit holländischer Sorgfalt gewartet und gepflegt. Die schönsten Straßen münden an ihrem Saume, die stattlichsten Häuser stehen an ihrem Rande, und viele Punkte geben freundliche Fernsichten über Fluß und Stadt, Wiesen und Gärten. — Die Bauart ist in der Altstadt alterthümlich, ächtes deutsches Stadtgepräge, wie es uns in Nürnberg, Augsburg, Lübeck u. s. w. erfreut: Häuser mit schmalen Fronten, die hohen Giebel den engen, krummen Straßen zugewendet, Erker an den großen Gebäuden: Alles solid von Stein, höchst reinlich und wohlerhalten. Die alte, reiche Hansestadt guckt noch ganz anmuthig aus ihrem stattlichen Kleid. — Heiter, selten prächtig und anmaßlich, ist die Bauart der Neustadt. Die Häuser derselben streben nach Schönheit und Wohnlichkeit, und sie ehren, mit wenigen Ausnahmen, den Geschmack der Bauherren. Paläste, wie sie sich Hamburgs reiche Kaufleute in der neuen Zeit errichteten, an denen eine glänzende Dekoration die Ideenarmuth der Erbauer und den Ungeschmack der Zeit umsonst zu verhüllen trachtet, sieht man in Bremen wenige, und der verständige Sinn der Bremer Geldleute schützt vor der Sucht, nachzuahmen Das, was Manchem verderblich werden könnte. — Gegenwärtig zählt Bremen etwa 7000 Häuser mit einer an die 60,000 reichenden Bevölkerung.

Die Stadt nimmt rasch zu. Es treibt und sproßt in ihr ein jugendlicher frischer Geist, und trotz der 1000 Jahre, die sie in Ehren zählt, ist an keine Schwäche und an kein Rückwärtsgehen zu denken. Alles ist Wachsen und Entfalten, fast wie in einer jungen Stadt der neuen Welt. Daß der Einfluß des ununterbrochenen und innigsten Verkehrs mit dem jugendlichen Nordamerika auf Bremen anregend und belebend zurückwirkt, ist nicht zu verkennen und für Bremens Entwicklung von Bedeutung.

Plätze von besonderer Schönheit besitzet Bremen nicht. Markt und Domhof sind, jener wegen des Rathhauses, dieser wegen des Doms, merkwürdig. Der Dom, ehrwürdig als eine der ältesten Stätten des christlichen Kultus in Deutschland, ist weder sehr groß noch sehr schön; aber durch seine Krypta (vom Volk Bleikammer genannt), ein unterirdisches, von Pfeilern und gewaltigen Mauern getragenes Todtengewölbe, weltberühmt; denn es hat die noch nicht befriedigend erklärte Eigenschaft, daß die in demselben beigefetzten Leichen nicht verwesen, sondern in den Särgen allmählig zu Mumien vertrocknen. Als ich da war, standen an 30 offene Säрге in Reihen geordnet: — Kinder, Jünglinge, Männer und Greise, Frauen und alte Mütterchen schauten heraus, als ob sie nur schliefen! Gesicht und Hände waren fast vollkommen erhalten, die Haut glatt und pergamenten. Mehrere mochten Jahrhunderte da seyn, denn die Todten trugen vielerlei Trachten aus vielerlei Zeiten. — Unter den übrigen Tempeln ist die Angarikirche mit ihrem 32 Fuß hohen Thurme (dem höchsten Bremens) die sehenswertheste. — Die Hansezeit findet im alten Rathhaus ihren monumentalen Repräsentanten. Vor demselben steht eine kolossale Statue Rolands, des Helden der deutschen Sage, ein Kunstwerk

uralter Zeit, ungeschlachtet und roh von Form und Arbeit. Die größte Merkwürdigkeit des Rathhauses ist aber, wie die des Doms, unter der Erde: der Keller, mit den köstlichsten und ältesten Rheinweinen, deren Tropfen sich nach Pistolen berechnen; denn wenn der Hochheimer von 1624, welcher hier lagert, im Ankauf auch nur 500 Thaler das Stück kostete, so kommt er, Zins auf Zins gerechnet, der Republik jetzt auf etwa 15 Millionen Pistolen, oder 150 Millionen Gulden zu stehen! Kein Kaiser und kein König kann sich eines solchen Besitzes rühmen, und eine originellere Idee über nützliche Anlage der Staatsgelder ist wohl selbst Lavs Haupt nicht entsprungen. Die berühmteste Abtheilung in dieser vortrefflichen Staatsanstalt heißt der Apostelkeller; deshalb so benannt, weil auf jedem der zwölf mit den besten Gewächsen vergangener Jahrhunderte angefüllten Riesenfässer das Bild eines Apostels, als respektiven Schutzheiligen, ausgeschnitten ist. Als Kuriosum zeigt man auch wohl die Stelle, wo einst ein Treppchen aus dem Sessionszimmer herabging, das die Väter der Stadt zu den Fässern führte. Jene gute Zeit ist auch vorüber und das Treppchen längst vermauert; Wein und Lust aber sind geblieben; daß sie demokratisch geworden sind, macht sie beide nicht schlechter. Jeder mag jetzt für sein Geld den ächten rheinischen Sorgenbrecher an der lautersten Quelle nippen, und es kommt keine Notabilität nach Bremen, der die Gastfreundschaft in jenen Hallen nicht eine Güte thäte. Gesang und Spiel tönen dann oft durch die weiten Gewölbe, bis der Hahnruf die Becher fortscheucht. —

Noch heben sich durch ihre Bestimmung oder Bauart hervor: die Börse, die Schüttung (Versammlungs-ort der Bürgerausschüsse), der alte erzbischöfliche Palast (jetzt das Stadthaus), die Seefahrt (Schifferhospital), die Post und die Wasserkunst auf dem Inselchen zwischen Alt- und Neustadt, welche Bremen mit Wasser versorgt. — Die Gebäude, in welchen die Wohlthätigkeit ihre Anstalten hat, — Kranken-, Wittwen-, Irren-, Taubstummen-, Waisen- und Arbeitshäuser, — machen sich weniger durch äußere Schönheit, als durch gute Einrichtungen geltend. Die Pflicht, den Armen und Leidenden unserer Brüder beizustehen, fand von jeher in Bremen die werthtätigste Uebung. — Für Wissenschaft und Kunst ist der Sinn in Bremen jetzt mehr entwickelt, als man gemeinlich annimmt, und eine Menge Anstalten pflegen sie, ohne viel von sich reden zu machen. Die neue Kunsthalle ist ein würdiges Gebäude, das Theater ist in der Regel gut besetzt, und in dem schönen Gebäude der Union mit seinen großen Konzertsälen findet die Musik sorgfältige Ausbildung. Das Museum, eine ältere Gründung, gibt, wie die Bibliothek der Union, der Bildung eine solide Unterlage und macht Lektüre und Studium Jedem zugänglich und bequem. Die Museums-Bibliothek besitzt über 70,000 Bände, und keine wichtige Erscheinung der neuern Literatur wird man vergeblich in derselben suchen. Die Stadtbibliothek hilft in Betreff der ältern Werke aus. Der Kunst- und Naturaliensammlungen, der physikalischen Kabinete sind mehre hier und alle leicht zugänglich. Die Sternwarte des berühmten Olbers, den Bremen mit einem

Marmor-Standbilde von Steinhäuser in Rom (auch ein Bremer), geehrt hat, ist jetzt verwaist. Für die Schulanstalten ist in neuerer Zeit Vieles und Großes geschehen, und Bremen steht in dieser Beziehung keinem deutschen Gemeinwesen nach. Ihr Einfluß auf die jüngere Generation ist unverkennbar. Wissenschaftliches Streben ist in allen Klassen wach und wird allgemein geschätzt. Die höhere Hauptschule mit Vorschule, die Gelehrten-, Handels-, Gewerbs- und Schiffahrtsschule und das Seminar sind musterhaft eingerichtet und gut geleitet. Bremen ist stolz auf manchen berühmten Namen im Reiche der Geister; ich nenne Adam von Bremen, Treviranus, Heeren und Olbers.

Handel und Schiffahrt sind die Aere des Bremer Lebens; sie verhalten sich zu demselben wie Kopf und Herz zum Körper. Bremens vortheilhafte Lage an einem schiffbaren Strom, mit dem es bis in die Mitte Deutschlands reicht, der Unternehmungsgelst und die Solidität seines Kaufmannsstandes, welchem von Generation zu Generation die Erfahrungen, das praktische Wissen und der merkantile Aplomb zu gute kommen, die in Jahrhunderten erworben werden, haben gemeinsam eine Handelsgröße gegründet und gepflegt, welche in Deutschland nur von der Hamburgs und Triests überragt wird. Die Behauptung dieser Stelle ist für Bremen nicht leicht und das Ziel dauernder Anstrengung. Hamburg mit seinem dreimal größern Hinterlande und zehnmahl größern Kapital erwirbt leichter; Triest, dem bevorzugten Lieblingskinde der Regierung eines großen Reichs, fällt der reiche Gewinn gleichsam von selbst in den Schooß; die Bremer hingegen müssen sich's sauer werden lassen und den Erwerb suchen. Gerade dadurch aber hat sich ihr Blick geschärft und ist ihr Spekulationsgeist kühn und großartig geworden. Der Bremer Kaufmann zieht alle Punkte der Erde in seine Kombinationen, wie auch seine Flagge auf allen Meeren weht. Während der Triester sich mit der gefahrlosen, einträgliehen Rolle des Vermittlers und Kommissionärs begnügt, dem die Absatz suchenden Nationen ihre Waaren in's Magazin bringen und auch Hamburgs Geschäfte zum großen Theil dem Kommissionshandel dienen, muß der Bremer die seinigen meist auf eigene Gefahr machen. Er durchforscht unverdrossen alle Winkel der Erde, um sich einen Vortheil auszukundschaften. Als der Alp des Monopols zugleich mit der spanischen und portugiesischen Herrschaft von Amerika abgeworfen wurde, da waren die Bremer die Ersten, welche die neueröffneten Kanäle des Verkehrs versuchten; als Australien zugänglich wurde, waren sie vor allen Andern dort; ehe noch Hamburg an seine erste Ausrüstung nach Kalifornien dachte, ankerten schon Bremer Schiffe in San Francisco, Monterey und Mazattan. Ihre Fahrzeuge besuchen die Grönländischen Gewässer und die Davisstraße, fahren regelmäßig auf Archangel, nach Odessa und den Häfen des Mittelmeers; sie transportiren die Pilger des Orients, die nach Mecca und Medina ziehen, auf dem rothen Meere, und auf der ganzen Ost- und Westküste Amerika's ist kein Hafen, den sie nicht besuchen und wo nicht Bremer Interesse durch ein Bremer Handelshaus, oder einen Bremer Konsul wahrgenommen und vertreten wäre. In den

Vereinigten Staaten ist die Bremische Flagge nach der Englischen die frequenteste und steht in hohem Ansehen und Vertrauen. Die überseeische Handelsmarine Bremens ist fast so groß, als die des ganzen übrigen Deutschlands; selbst die Hamburgs steht gegen die seinige weit zurück. Von alle dem macht man aber in Bremen wenig Redens und Aufsehens und man ist, nach Holländer Art, zufrieden, wenn auch der Neid der Nachbarn nichts davon reden mag. Der Bremer ist der Mann der That. Auch als Deutscher hat er das bewiesen. Als Deutschland mit gebundenen Armen für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein sammelte, da gab Bremen 100,000 Thaler, während das zehnmal größere Hamburg kaum 10,000, das achtmal größere Berlin kaum ein Zwanzigstel so viel gesteuert hat.

Der tüchtigste Kern und Halt dieser braven und derben Gesinnung, die durch alle Stände geht, liegt im Bremer Kaufmann. Er ist in der Regel weit gereist, er hat das Leben der Völker von vielen Seiten kennen gelernt, und sein praktischer, beobachtender Blick weiß das Gute und Schlechte mit seinen Ursachen schnell und leicht zu finden. Fast jeder hat einige Jahre in den Freistaaten Nordamerika's gelebt; und solche Männer können niemals so beschränkte und vernagelte Köpfe seyn, wie die meisten Stubengelehrten oder Kollegienmenschen, welche an der Scholle kleben und Lebenserfahrung in ihren Büchern und Akten suchen. Dabei verliert er nie den soliden Sinn; er hat gesehen und erfahren, daß die Wind- und Wortmacherei überall nichts frommt. „Vorwärts!“ ist und bleibt sein Wahlspruch, aber sein Vorwärts geht nicht in Bocksprünge, sondern kräftigen, gemessenen Schritts, weil er überzeugt ist, daß nur das allmählig und mühsam Errungene festzuhalten ist, so im Leben des Staats, wie im Leben des Einzelnen.

Der Bremer Kaufmann ist der Mann der Vorsicht, und deshalb sieht er auch jedem Vorschlage und jeder Maßregel der Regierung scharf auf die Finger, und wie „Frau, schau, wem?“ sein Kompaß und sein Grundsatz ist im Handel, so mag er auch von den politischen Schwärmern und Schwindlern nichts wissen, die die alte Welt einreißen wollen bloß darum, um den Bau einer neuen zu probiren. Als ordentlicher Mann will er die Freiheit nur mit der Ordnung. Renommisten, Glückstritter und Projektentmacher, deren Element Unordnung ist, — solche finden niemals seine Unterstützung.

Begreiflicher Weise stehen unter den Gewerben Bremens Rhederei und Schiffbau obenan. Beide werden in Bremen auf das Großartigste betrieben und gehen einer Entwicklung zu, die noch keine Grenzen hat. Manches hiesige Haus besitzt jetzt 30 eigene Schiffe auf den Meeren und macht den Frachtfahrer für viele Nationen. Die Rhederei fand neuerlich eine Hauptstütze und eine Haupttriebkraft für ihre Entfaltung in der deutschen Auswanderung. Der nach Amerika gerichtete Menschenstrom geht fast zur Hälfte über Bremen und es würde, wäre die Eisenbahnverbindung zwischen Nord- und Süddeutschland von Bremen ab nicht auf der



Strecke von Eisenach bis Lichtenfels, in Ermangelung einer Berrabahn, unterbrochen, der Emigrantenzug nach Bremen aus Bayern u. s. w. noch einmal so stark seyn. Die leichtere Verbindung auf Main und Rhein führt jährlich 20- bis 30,000 Deutsche den niederländischen Häfen und Havre zu, die sonst Bremen gewiß vorziehen würden, wo Gesetze, Behörden und Vereine zusammen greifen, um das Loos der Auswanderer bis zur Einschiffung und auf der Ueberfahrt erträglicher und besser zu machen und sie vor Uebervortheilungen und Prellereien zu sichern. — In neuester Zeit entfaltet für diese Zwecke in Bremen ein Nachweisungsbureau für Auswanderer, dem ehrenfeste Männer vorstehen, eine segensreiche Wirksamkeit; es ertheilt Rath und Belehrung Jedem, der es anruft, unentgeltlich. — Das Auswandererhaus in Bremerhafen, von wo die Schiffe nach Amerika abgehen, ist die großartigste Anstalt ihrer Art zur wohlfeilen und bequemen Unterkunft der Auswanderer auf dem ganzen Kontinente. Die Bremer Rheeder stehen in dem Rufe großer Solidität, und sowohl in Betreff der Anzahl der Passagiere, als auch der Qualität und Quantität der Lebensmittel hält der Staat scharfe Ueberwachung. Die in Havre und Antwerpen so häufig vorkommenden Unfertigkeiten gegen Auswanderer sind daher in Bremen selten.

Für die Auswanderung nach Brasilien, Australien, Kalifornien und Mittelamerika ist ein regelmäßiger Schiffsdienst schon eingerichtet oder im Entstehen. Zwei große Dampfschiffe fahren von 4 zu 4 Wochen zwischen Bremen und New-York; die Dampfer zwischen Bremen und England gehen wöchentlich mehrmals und eine Dampfschiffahrt auf der Weser erleichtert die Verbindung mit dem Innern von Deutschland. Landeinwärts endigt die Wasserstraße bei Wanfried an der Werra, während sie von da bis Meiningen und auf der Fulda bis Hersfeld fortgesetzt werden könnte, wenn für Rektifikation und Austiefung der Flussbetten und für die Entfernung der Mühlen das Nöthige geschähe. Die Holzflöße zum Schiffbau gehen von Berningshausen unterhalb Meiningen direkt bis Bremen. Weiter aufwärts führen im Herbst und Frühjahr die Werra und ihre Nebenflüsse die Hölzer des Thüringerwaldes in kleinern Flößen herbei. — Die von dem Schiffbau abhängigen Gewerbe, Keepschlägerei u. s. sind groß und blühend. Zu einer erstaunenswerthen Wichtigkeit ist in neuerer Zeit ein Gewerbe aufgewachsen, welches noch vor 25 Jahren wenig Beachtung hatte, jetzt aber 10,000 Hände und ein Kapital von Millionen beschäftigt: — die Cigarrenfabrikation. Bremen bietet diesem Geschäftsgang eigenthümliche Vortheile dar, welche die Spekulation, als das Cigarrenrauchen allgemeiner wurde, schnell zu benutzen verstand. Bremen ist namentlich der größte Tabaksmarkt in Europa und folglich kann der hiesige Cigarrenfabrikant immer die bequemste und reichste Auswahl des Materials treffen. Der Werth des Cigarrenexports steigt schon jetzt auf 3 Millionen Thaler. Bremer Cigarren gehen sogar in Menge nach Nordamerika. Dagegen ist die zwar immer noch große Fabrikation von Schnupf- und Rauchtabaken im Abnehmen. — Die Zuckerraffinerien sind nicht mehr so

bedeutend, als ehemals, bevor der Rübenzucker in den Hinterlanden zu so großem Verbrauch kam. Bierbrauerei ist ein gutes Gewerbe; viel Porter wird ausgeführt. Für die Bereitung von Essig, Bleiweiß, Leder, Fischbein, für Delraffinerie und Thranfiederei sind einige bedeutende Anstalten vorhanden.

Bremens Handelsgröße ruht auf der festesten Grundlage: dem eigentlichen Waarenhandel. Während Hamburg sich vorzugsweise im Besitze des deutschen Binnenhandels hält (sein Hinterland reicht bis nach Oesterreich), hat Bremen den größten Theil von Deutschlands Verkehr mit den nordamerikanischen Freistaaten an sich gezogen. Preussens Versuche, dieses großartige Geschäft theilweise nach Stettin zu leiten, sind gänzlich mißglückt, und auch Hannover hat die früheren Experimente, Emden zur Rivalin von Bremen zu erheben, nicht erneuert. Der Hauptartikel von Bremens Ausfuhr war ehemals der große Stapelartikel Leinwand; aber nachdem durch die Einführung der Maschinenspinnerei sich England der Leinen-Fabrikation bemächtigte, ist dies sonst so kolossale Geschäft gesunken und hat kaum noch ein Fünftel des früheren Werths. — Die gesammte Waarenausfuhr seewärts ist etwa auf 12 Millionen Thaler zu veranschlagen. Die Einfuhr seewärts ist bedeutend mehr. Bremen ist ein großer Markt für Kaffee und Zucker der westindischen Kolonien und Brasiliens, für Reis der Vereinigten Staaten: für Drogen und Kolonialerzeugnisse überhaupt; für Thran und Del, für Getreide, Rapsaat, Mehl, Schinken, Speck, Butter, Lumpen, Knochen u. u. c.; für Rum, Syriet und französische Weine; für Hanf, Leinfaat; für das Blei vom Harz und das Holz des Thüringer Waldes. — Die hiesigen Seeasssekuranzgesellschaften stehen im besten Rufe. Es werden in Bremen jährlich 20—25 Millionen Thaler versichert, und das Geschäft ist noch im Wachsen. Die Bedingungen sind billig, zeitgemäß und geben vollkommene Sicherheit. — Eine seit 1815 in Bremen bestehende Girobank und das nützliche Institut einer Diskontokasse erleichtern die Platzgeschäfte überhaupt. — Von der demoralisirenden Agiotage, von dem Handel und Schwindel in Staatspapieren und Aktien hat sich die Bremer Börse, zu ihrer Ehre und ihrem Heil, bis jetzt frei zu halten gewußt. —

Ein großer Uebelstand der Bremer Schifffahrt, und hinderlich ihrer Entwicklung, war früher der Mangel eines eigenen Hafens an der Wesermündung, da nur solche Schiffe herauf an die Stadt gelangen können, die weniger als 7 Fuß Wasser ziehen. Im Jahre 1829 kaufte Bremen von Hannover für Tonnen Goldes Land an der Wesermündung zu einem Hafen, und es grub ein Bassin von 2600 Fuß Länge, 300 Fuß Breite und 18 Fuß Tiefe aus, das eine ganze Flotte großer Seeschiffe aufnehmen kann; es bauete Magazine und Dock's und steckte den Grund zu einer schnell ausblühenden Stadt aus. So entstand Bremer-Hafen, das großartigste und nützlichste Denkmal der Energie und des Gemeinns der kleinen Republik.





STRECKEN

View of the harbor of the city of Bremen

Figures 4. View of the harbor



Die Entwicklung des freistaatlichen Lebens von seinen Anfängen an zu betrachten, ist in diesem Buche kein Raum. Es ist ein reiches Leben voll Strebens, Reibens und Kämpfens von jeher gewesen, und des Wanderns und Flickens an dem Staatskleide, je nach dem das aristokratische oder demokratische Element überwog, war kein Ende. — Eine lange Periode unbedingter Patrizierherrschaft legte die Gewalt des Staats erblich in die Hände weniger Familien, und die Mitgliedschaft des souveränen Rathes ging in lange voraus bestimmten Reihenfolgen umher unter gewissen Namen, wie ein Lehen. Das war des Rathes goldene Zeit. Er theilte alle Süßigkeiten der Herrschaft unter sich und ließ die Uebrigen für sich selbst sorgen. Die französische Unterjochung machte dieser BIRTHSCHAFT ein Ende. Die Restauration von 1816 gab zwar dem Patriziat einen Theil seiner früheren Vorrechte wieder; die Rathsgewalt wurde jedoch beschränkt, und ihre Versuche zur Erlangung größerer Unabhängigkeit von dem demokratischen Einflusse der Bürgerschaft scheiterten an der Bewegung von 1830 und schlugen in den Revolutionstagen von 1848 in das Gegentheil um. Bremen hat seitdem eine reformirte Verfassung mit überwiegenden demokratischen Institutionen empfangen. An dieser Verfassung nun versucht die Reaction durch das Patriziat, welches im Senate noch die Majorität hat, seine Künste, und daraus ist ein Kampf der Parteien erwachsen, heftiger wie irgendwo in Deutschland.

---

### DCXXXV. Steffin in Pommern.

---

Als es Preußens Ruhm und Größe aufzubauen galt, da waren die Pommern allezeit tüchtig dran, im Krieg wie im Frieden, als Feldherren wie als Minister, und was die pommer'sche Landwehr auf den Schlachtfeldern von 1813 gethan hat, ist uns Alten noch fest und frisch im Gedächtniß. — „So fluscht es better!“ sagten die Männer des Pommerlandes, als sie in der Schlacht an der Raggbach auf Blücher's Kommandoruf: „Fällt's Bajonett und drauf und dran!“ die Gewehre umdrehen und mit geschwungenen Kolben die Vierecke der Franzosen stürzten und niederschlugen!



STRECKEN

View of the harbor of the city of Bremen

Fig. 1. & 2. & 3.



Die Entwicklung des freistaatlichen Lebens von seinen Anfängen an zu betrachten, ist in diesem Buche kein Raum. Es ist ein reiches Leben voll Strebens, Reibens und Kämpfens von jeher gewesen, und des Wanderns und Flickens an dem Staatskleide, je nach dem das aristokratische oder demokratische Element überwog, war kein Ende. — Eine lange Periode unbedingter Patrizierherrschaft legte die Gewalt des Staats erblich in die Hände weniger Familien, und die Mitgliedschaft des souveränen Rathes ging in lange voraus bestimmten Reihenfolgen umher unter gewissen Namen, wie ein Lehen. Das war des Rathes goldene Zeit. Er theilte alle Süßigkeiten der Herrschaft unter sich und ließ die Uebrigen für sich selbst sorgen. Die französische Unterjochung machte dieser BIRTHSCHAFT ein Ende. Die Restauration von 1816 gab zwar dem Patriziat einen Theil seiner früheren Vorrechte wieder; die Rathsgewalt wurde jedoch beschränkt, und ihre Versuche zur Erlangung größerer Unabhängigkeit von dem demokratischen Einflusse der Bürgerschaft scheiterten an der Bewegung von 1830 und schlugen in den Revolutionstagen von 1848 in das Gegentheil um. Bremen hat seitdem eine reformirte Verfassung mit überwiegenden demokratischen Institutionen empfangen. An dieser Verfassung nun versucht die Reaction durch das Patriziat, welches im Senate noch die Majorität hat, seine Künste, und daraus ist ein Kampf der Parteien erwachsen, heftiger wie irgendwo in Deutschland.

---

### DCXXXV. Steffin in Pommern.

---

Als es Preußens Ruhm und Größe aufzubauen galt, da waren die Pommern allezeit tüchtig dran, im Krieg wie im Frieden, als Feldherren wie als Minister, und was die pommer'sche Landwehr auf den Schlachtfeldern von 1813 gethan hat, ist uns Alten noch fest und frisch im Gedächtniß. — „So fluscht es better!“ sagten die Männer des Pommerlandes, als sie in der Schlacht an der Ragnbach auf Blücher's Kommandoruf: „Fällt's Bajonett und drauf und dran!“ die Gewehre umdrehen und mit geschwungenen Kolben die Vierecke der Franzosen stürzten und niederschlugen!

Stettin, die Hauptstadt Pommerns, ist mit seinen 35,000 Einwohnern gegenwärtig die bedeutendste Handelsstadt Preußens. Begünstigt von der Regierung, hat es die übrigen Häfen der Ostsee in den Geschäften überflügelt. Sein Strom, die Oder, erlaubt zwar großen Seeschiffen nicht, an die Stadt zu kommen, öffnet aber dem Platz ein weites Binnenland. Außer für Pommern und Westpreußen ist Stettin für Schlesien, Sachsen, die Mark, Posen und einen großen Theil des südwestlichen Polens, sowohl für ihre Bedürfnisse an fremden Erzeugnissen, als für ihre eigenen Produkte, Markt. Stettin hat sich namentlich für den Getreidehandel zu großer Wichtigkeit erhoben, und es kommen ihm für dieses bei Konjunkturen so bewegliche Geschäft die vielen, in allen Richtungen auslaufenden, Eisenbahnverbindungen sehr zu Statten. Kaffee, Zucker, Reis, Heringe, Zink, Eisen, Syrup, Farbwaaren, Wein, Syriet und Rum, englische Steinkohlen, Flachs, Hanf, Talg, Thran, Stadtholz sind Hauptartikel der Stettiner Ein- und Ausfuhr.

Der Hafen von Stettin ist an sich schlecht; größere Schiffe laden in Swinemünde ein und aus, das 10 Meilen unterhalb Stettin, an der Odermündung (dem großen Haff) liegt und für Fahrzeuge, die bis 16 Fuß tief gehen, zugänglich ist. Dampfschiffe unterhalten eine beständige Verbindung zwischen beiden Städten.

Stettin ist nicht reich und ist auch kein Wechselplatz; im Waarenhandel kann es daher wegen Hamburg nicht recht aufkommen, und der Ausdehnung seines Expeditonsverkehrs sind Lübeck und die benachbarten Ostseehäfen im Wege. Selbst Schlesien wählt, da die Havel mittelst des Kanals die Elbe und Oder verbindet, häufig den Hamburger Markt, wo Kapital und Wechselkurs Erleichterungen geben, die Stettin nicht bieten kann.

Für das Leben in Stettin paßt der pommer'sche Typus nicht. Es ist großstädtisch, und der weitgereiste, welterfahrene und gebildete Kaufmannsstand gibt den Ton an.

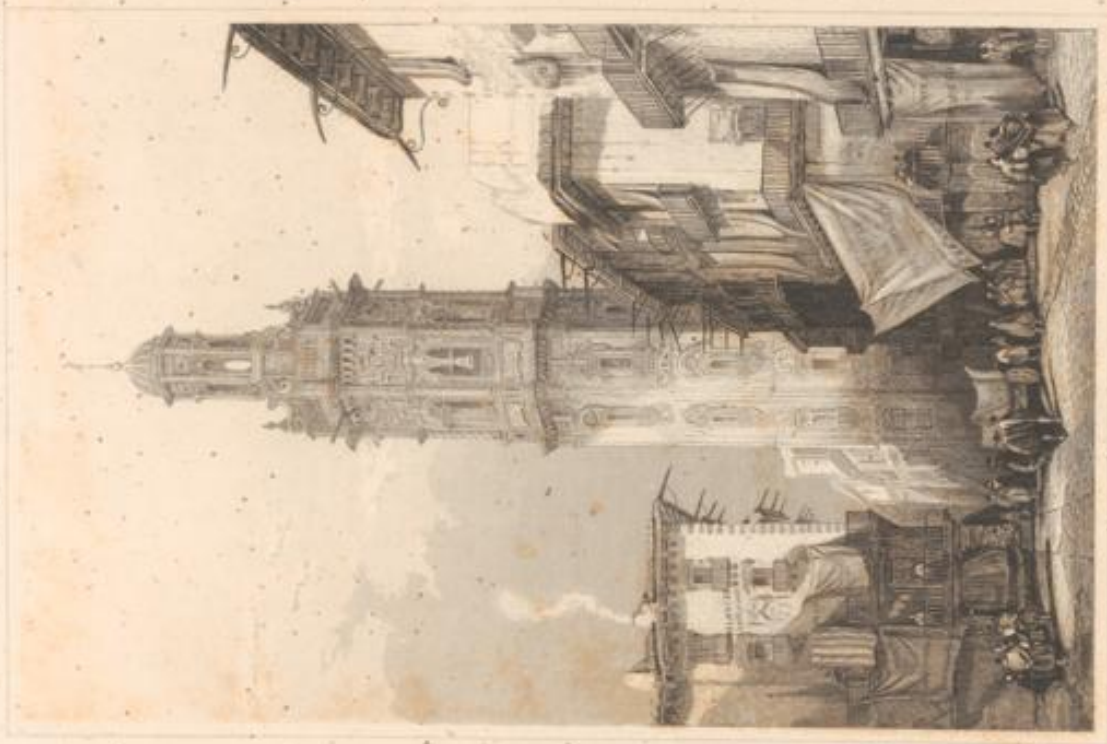
### DCXXXVI. In Valencia.

Die Huerta (der Garten) Spaniens und die Stadt in ihrer Mitte habe ich schon in einer früheren Stelle meines Buchs (Band VI, Seite 69 u. f.) beschrieben. — Dies Straßenbild öffnet uns Valencia's Inneres. In scharfen, bestimmten, ausdrucksvollen Zügen treten uns maurische Formen und maurisches Leben





1700011



Valencia  
España





Die KAPELLE bei EISENBRACH  
(Schweiz)

entgegen, und wenn heute das Khalifat erstünde aus seinem Grabe: es würde sich in Valencia leicht zurecht finden. Nur der Glaube ist anders geworden: — statt Mohamed steht Christus, statt des Halbmonds steht das Kreuz. Die Sonne erwärmt aber das Land jetzt wie damals, die Natur spendet aus vollen Händen ihre Schätze, und der Mensch freut sich ihrer und genießt sie heute wie ehemals.

„Es lebe die Freude und das Leben, das sie gibt!“ ließ ein Khalif über die Pforte des Thurmes meißeln, welchen wir im Bilde sehen. Das war gewiß ein weiserer Mann und auch ein besserer, als der Bischof, der den Spruch wegnahm und ein „Ecce Homo“ an die Stelle setzte. —

---

### DCXXXVII. Die Kapelle bei Sempach in der Schweiz.

---

Um den Vierwaldstätter-See, in der Mitte der heutigen Schweiz, lebten seit uralter Zeit die Nachkommen der Cimbern und Teutonen, welche vor dem Römerjoch dahin geflohen waren. Ungeört weideten sie ihre Heerden auf unbekanntem Bergen und Alpen. Jahrhunderte lang hatten sie nur eine einzige Kirche; sie stand im Nutthal. Dahin zog das Volk aus Schwyz, Unterwalden und Uri an Sonntagen und an Festen zu gemeinsamem Gebet. Die Leute dieser drei Gemeinden, alle von altem deutschen Stamm, mischten sich mit keinem andern. Ihre Obrigkeit wählten sie, nach hergebrachter germanischer Sitte, jedes Jahr aus erfahrenen redlichen Männern. Nur den Kaiser betrachteten sie als ihren Fürsten; unterthan waren sie Niemandem, denn dem Reich allein.

Erst im dreizehnten Jahrhundert, nachdem des Volkes mehr geworden war, trennten sich die Gemeinden in drei verschiedene Landschaften: Schwyz, Uri und Unterwalden. Jegliche erbaute sich eine Kirche, jede setzte ein eigenes Gericht ein, jede kürte einen eigenen Schultheißen, Landamman geheissen. In allen wichtigen Dingen beriethen und handelten sie aber gemeinschaftlich, wie zuvor. Das war der ewige Bund der Eidgenossen.

Um den See steigen die Berge hoch hinan gegen das Himmelzelt, und aus den Firnen, die von ewigem Schnee und Eise glänzen, haben wohl an die hundert Gießbäche tiefe Thäler gehöhlt. Diese Hochthäler waren



Die KAPELLE bei EISERFACH  
(Schweiz)

entgegen, und wenn heute das Khalifat erstünde aus seinem Grabe: es würde sich in Valencia leicht zurecht finden. Nur der Glaube ist anders geworden: — statt Mohamed steht Christus, statt des Halbmonds steht das Kreuz. Die Sonne erwärmt aber das Land jetzt wie damals, die Natur spendet aus vollen Händen ihre Schätze, und der Mensch freut sich ihrer und genießt sie heute wie ehemals.

„Es lebe die Freude und das Leben, das sie gibt!“ ließ ein Khalif über die Pforte des Thurmes meißeln, welchen wir im Bilde sehen. Das war gewiß ein weiserer Mann und auch ein besserer, als der Bischof, der den Spruch wegnahm und ein „Ecce Homo“ an die Stelle setzte. —

---

### DCXXXVII. Die Kapelle bei Sempach in der Schweiz.

---

Um den Vierwaldstätter-See, in der Mitte der heutigen Schweiz, lebten seit uralter Zeit die Nachkommen der Cimbern und Teutonen, welche vor dem Römerjoch dahin geflohen waren. Ungeört weideten sie ihre Heerden auf unbekanntem Bergen und Alpen. Jahrhunderte lang hatten sie nur eine einzige Kirche; sie stand im Nutthal. Dahin zog das Volk aus Schwyz, Unterwalden und Uri an Sonntagen und an Festen zu gemeinsamem Gebet. Die Leute dieser drei Gemeinden, alle von altem deutschen Stamm, mischten sich mit keinem andern. Ihre Obrigkeit wählten sie, nach hergebrachter germanischer Sitte, jedes Jahr aus erfahrenen redlichen Männern. Nur den Kaiser betrachteten sie als ihren Fürsten; unterthan waren sie Niemandem, denn dem Reich allein.

Erst im dreizehnten Jahrhundert, nachdem des Volkes mehr geworden war, trennten sich die Gemeinden in drei verschiedene Landschaften: Schwyz, Uri und Unterwalden. Jegliche erbaute sich eine Kirche, jede setzte ein eigenes Gericht ein, jede kürte einen eigenen Schultheißen, Landamman geheissen. In allen wichtigen Dingen beriethen und handelten sie aber gemeinschaftlich, wie zuvor. Das war der ewige Bund der Eidgenossen.

Um den See steigen die Berge hoch hinan gegen das Himmelzelt, und aus den Firnen, die von ewigem Schnee und Eise glänzen, haben wohl an die hundert Gießbäche tiefe Thäler gehöhlt. Diese Hochthäler waren

um jene Zeit menschenleer. Sie gehörten Keinem. Man nannte solche Einöden Reichsboden; die Kaiser hatten das Hoheitsrecht über sie und gaben zuweilen an Ritter und Klöster welche zu Lehen.

So war es auch geschehen, daß der Kaiser der uralten und reichen Abtei Einsiedeln das Weiderecht in mehren Hochthälern verliehen hatte, ohne des Hirtenvolks zu gedenken, das dort seit Jahrhunderten hütete. Als nun die Heerden des Abts in die Wildniß kamen und das Hutrecht allein ansprachen, gab es Streit. Es rief der Abt den Kaiser um Hülfe an, und Gleiches thaten die Männer von Schwyz. Ihre Boten sagten dem Kaiser ohne Furcht: Unser Recht ist älter und du hast unser Recht zu schirmen; thust du das nicht, so bedürfen wir deiner nicht! Das verdroß den Kaiser; er sprach dem Abt das Recht zu. — Hierauf berieth der Bund der Eidgenossen, und mit der Unerforschlichkeit freier Leute beschloß er, dem Kaiser zwar gehorsam zu seyn in allem Recht, aber ihm nicht zu gehorchen im Unrecht. Sie hüteten ihr Vieh fort in den Hochthälern und Einöden und ließen dem Abt sagen, Gott lasse der milchreichen Kräuter vollauf wachsen auf den Alpen, und sie hätten Alle daran genug. Sie wollten sich mit dem Abte friedlich vertragen; wenn er aber Streit begehre, dann wollten sie allein in den Bergen hüten, wie ihre Vorältern gethan. Das wurmte den Abt. Er ging wieder an den Kaiser, und dem verdroß der freie Muth der Waldstätte und er sprach über ihren Bund die Reichsacht aus, und der Bischof von Konstanz warf zugleich den Kirchenbann über das Land. Keine Glocke durfte mehr geläutet werden, kein Priester durfte mehr die heiligen Sakramente reichen, weder Lebenden noch Sterbenden, und die Kirchen sollten geschlossen bleiben, bis gehorcht würde Dem, was der Kaiser geboten hatte. Doch des erschrafen die Männer der Berge nicht. Sie nöthigten ihre Pfaffen, Gottesdienst zu halten wie immer, und jagten die Widerspenstigen aus dem Lande. Es wäre gut, wenn spätere Zeiten ein Beispiel daran genommen hätten überall, wo die Pfaffenhand das Volk gängelt und es zwingen will in der unrichten Gewalt unehrlichen Dienst.

Der Kirche Fluch lag lange auf dem Lande; aber des Segens von Oben wurde darum nicht weniger, und auch das Volk nicht gottloser. Der Eidgenossen Heerden gediehen und ihre Alpen grünten, trotz des Bischofs Bann und des Kaisers Acht, und auch die Leute in Zürich und Aarau und in Luzern und im Berner Land kümmerten sich nicht darum, sondern verkehrten mit den Eidgenossen nach wie vor in guter Nachbarschaft. Das grimmte die Pfaffen und das grimmte den Kaiser; aber als plößlich Lage kamen, wo der Kaiser in Noth gerieth durch die rebellischen Fürsten und den Truh der Pfaffen: — da schickte er Boten mit Gruß an die Männer des ewigen Bundes und ließ ihnen sagen, er nähme die Reichsacht von ihnen, und sie sollten sich nicht kümmern um der Pfaffen Rede; aber zu ihm, ihrem Herrn, sollten sie stehen im Krieg gegen seine und des Reiches Feinde. Der Kaiser that wie seines Gleichen allemal gethan haben, wenn sie in Noth geriethen, und die Eidgenossen thaten auch, wie vom Volk allezeit geschehen ist, wenn die Fürsten im Pech saßen und Honigseim im Mundeführten.



Es zogen 600 tapfere Bursche aus, die besten und kühnsten, zu des Kaisers Heerlager. Sie bluteten in seinen Schlachten. Wenige kehrten heim.

Um selbige Zeit lebte ein Herr im Schweizerland, der war hochgeehrt wie Keiner im ganzen Reich. Sein Schloß stand auf dem Wäspelberge im Aargau, in der Mitte seiner Herrschaft. Selbige streckte sich über viele Gauen und Thäler aus. Graf Rudolph von Habsburg war zugleich auch Vogt und Schirmherr vieler Städte des Schweizerlandes; denn es bedurfte festen Zusammenstehens in jenen Zeiten, wo das Reich gespalten war durch inneren Zwist; wo weltliche und geistliche Macht in Unfrieden lebten; wo der raub- und herrschsüchtige Adel überall seine Streitart erhob, um den freien Landmann zu jochen und Flecken und Städte zu schagen.

Die Eidgenossen hatten sich mit dem reichen und mächtigen Zürich gegen den Adel verbunden, der, des Reichs Verwirrung benutzend, von seinen Burgen niederstieg, um zu nehmen und zu schagen überall, wo was zu haben war. Die Verbündeten aber wählten den Grafen Rudolph zu ihrem Feldhauptmann; denn der wollte von der ritterlichen Diebsgenossenschaft nichts wissen.

Da geschah es, daß die unter sich uneinigen Fürsten einen neuen Kaiser küren mußten. Keiner gönnte dem anderen die Ehre und die Macht, und keiner traute dem anderen: — da sagte der Kurfürst von Köln: „Suchen wir nach dem redlichsten Manne im Reich, der geliebt ist von Gott und den Menschen, nicht nach dem mächtigsten“. Und gewählt wurde Anno 1272 Herr Rudolph von Habsburg im Schweizerland zum römischen Kaiser und König über ganz Deutschland. Sitzend auf dem ersten Thron der Christenheit vergaß Herr Rudolph doch nicht die Lande und die Völkerstämme seiner Heimath. Er sicherte dem Landmann seine Freiheit, gab den Städten Rechte und Einrichtungen zum Schirm gegen den Adel, der sich überall herangedrängt hatte, um zu herrschen, und dem freien Bunde der Eidgenossen, Schwyz, Uri und Unterwalden, sicherte er Reichsunmittelbarkeit zu für ewige Zeiten. Ueberall in der Schweiz verbrieft er des Volkes Freiheit und Recht und stärkte den Sinn, diese größten Güter männiglich zu behaupten. Guten Fürsten hat noch jedesmal das Volk mit Dank und Liebe gelohnt. Auch die Schweizer ließen's daran nicht fehlen. Sie gaben dem Kaiser freiwillig ihre Tapfersten zum Heer. Auf des Kaisers Zügen zur Züchtigung der widerspenstigen Fürsten und zur Ausrottung des Raubadels, den er verbrannte in seinen Schlössern oder aufhenkte an seinen Burgthoren, thaten sich die Schweizer mit angeerbter Tapferkeit hervor. Und wenn der Kaiser Geld brauchte, so ließ er es den in der Freiheit reich gewordenen Schweizer Städten wissen, und sie gaben ihm allezeit mehr in Lieb', als die Gewalt je von ihnen hätte erlangen können.

Aber Rudolph starb, und sein Sohn Albrecht, der römische König, der Anwart der Kaiserkrone, war kein Rudolph. Nur auf die Vermehrung seiner Hausmacht war sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet, und

jedes Mittel dazu war ihm recht, wenn es nur zum Ziele führte. Durch Heirath, Eroberung, Erraffen der offenen Reichslehen ward er der mächtigste Fürst in Deutschland. Jeder fürchtete, alle Welt haßte ihn. Am meisten war er den Schweizern widerwärtig, welchen mit Recht für ihre Freiheit bangte; denn in der Schweiz lagen ja Habsburg's Stammgüter, und die Schirmvogtei, welche Rudolph so segensreich geübt hatte, suchte Albrecht zur Unterdrückung zu benutzen. Die Eidgenossen und viele Schweizerstädte und Stifter thaten sich daher mit den unzufriedenen Reichsfürsten zusammen und wählten sich den Grafen von Nassau zum deutschen Könige. — Parteilung und Krieg entstand nun aller Orten. Die Einen hielten zu Nassau, die Andern zu Habsburg. Als bald kam Albrecht mit gewaltiger Macht herangezogen aus Oesterreich, um die Abgefallenen zu strafen und zu jochen. Zuerst war sein Horn gegen den Bischof von Konstanz gerichtet, der sich an die Spitze des Nassauer Bundes gestellt hatte. Das herrliche Land am See wurde verwüstet. Als das die Eidgenossen hörten, sandten sie Boten in's Lager des Oesterreichers, anzufragen, was sie von ihm zu gewärtigen hätten. Der aber antwortete barsch: er werde kommen und dann zusehen, was zu ändern sey. Das nahmen sich die Männer zu Herzen und versahen sich Schlimmes. — In der Schweiz ging's jezt drunter und drüber. Als Albrecht's Heer heranzog, schlugen sich die Herren von Adel offen zu seiner Partei und fielen in Albrecht's Namen über das Landvolk her, oder in der Städte und Stifter Gebiet, und sengten und brennten und schapten: Alles zu Gottes und des Kaisers Ehre! — Da machten sich die Städte auf, Bern an der Spitze, und gaben Hieb um Hieb. Acht und vierzig Burgen und Schlösser der Adeligen wurden gebrochen, oder in Asche gelegt. Darauf rief der Adel den König Albrecht um Beistand — und der kam auch als bald in's Land herein mit Heeresmacht. Verwüstend drang er bis vor Zürich. Die Züricher aber waren gerüstet. Frauen standen in Waffen bei den Männern auf den Wällen und Mauern, die Kinder trugen Steine in die Häuser und auf die Thore. Die Züricher schickten nun Botschaft an Albrecht: sie wollten dem Kaiser gehorsam seyn, wenn er ihre Freiheit achte; wo nicht, so wollten sie in der Freiheit sterben. Als Albrecht diese Worte hörte, da erwiederte er: ich will der Stadt die Freiheit lassen und den Frieden geben; denn er wußte wohl, daß der Züricher Wort kein leerer Wind war, wie der deutsche Wind von heute und von gestern. Albrecht dachte aber: ich will die Schweiz im Frieden schon bezwingen! denn er war ein falscher und listiger Fürst. Den Eidgenossen, die auch durch Boten frugen, was er von ihnen begehre, ließ er vermelden: „seyd und bleibt die lieben Kinder Oesterreichs: dann will ich euch reich machen!“ Die Männer des Gebirges aber antworteten rasch: Wir wollen nichts, als daß du uns die Freiheit lasset und uns in unsern Rechten schüttest. Und der Kaiser versprach's lachend. Als er aber der Eidgenossen Land besetzt hatte, da setzte er Wögte darüber, wie über seine Erblände, und schickte den Eidgenossen die allerhärtesten Männer, daß sie den störrigen Sinn des Volkes brächen und es zur Unterthanenschaft geschickt machten. Es kamen nun die Gesler und die

Landenberge und ihres Gleichen, und sie bauten Zwingburgen und thaten, wie ihnen ihr Herr befohlen hatte. Und mit ihnen hielten's die Adligen, wie diese gemeinlich zu thun pflegen, wann es der Unterdrückung von Land und Leuten gilt. Da war kein Recht mehr beim Bürger und Bauer, und nur noch das Recht bei den Stärkern. Alle Nachlosigkeiten wurden an dem Volke geübt. Hohn antwortete auf jede Bitte, und jede Beschwerde wurde als Rebellion an Leib und Leben oder der Freiheit gestraft. Die Büttel und Henker hatten viele Arbeit und die Kerkermeister ihre goldene Zeit. — Sorglos hausten die Zwingherren, gestützt auf die kaiserliche Macht. Mit ihren Rittern und Beamten sammelten sie glühende Kohlen auf ihren Häuptern, und sie thaten es lachend; das Volk aber knirschte mit den Zähnen und verließ sich auf den gerechten Gott, den Rächter aller bösen That und den Schützer der unveräußerlichen Rechte der Menschen. Sie lauerten auf die günstige Stunde, die nie ausbleibt, wenn ein Volk entschlossen ist, für den Wiederbesitz seines Rechts Leib und Leben zu wagen. Dazu waren die Eidgenossen bereit.

Und die Stunde schlug unversehends. Des Tell's That fiel wie ein Funke auf den Bunder, den die lange Tyrannei aufgehäuft hatte. Am ersten Morgen des Jahres 1308 loderten die Feuer auf den Alpen. Auf stand das Volk. Mit den Männern von Schwyz zog Stauffacher, der auf dem Rütli mitgeschworen hatte, an den Lowerzsee, brach die Burg von Schwanau und vertrieb den Vogt. Gleichzeitig zogen die Männer von Uri aus und Gessler's Zwinghof wurde eingenommen. Das war der Freiheit Neujahr.

Die Schweizer hatten ihr altes Recht zurückgenommen; aber was galt das dem Fürsten, der kein anderes Recht gelten ließ, als seine Willkür! Er that die Eidgenossen in die Acht, schalt sie Rebellen, und auf daß an ihnen ein Exempel statuiert werde, zog er aus mit Reifigen, Herren und Grafen: eine zahllose Schaar. Mit ihm war Johann von Schwaben, sein Vetter und Mündel, dem Albrecht sein väterlich Erbe treulos vorenthielt. Da geschah es, daß, als der Kaiser auf dem Schweizerzuge mit wenig Gefolge ritt, Johann, das Herz voll Rachsucht, den Augenblick wahrnahm und dem Herrscher den Speer durch die Gurgel mit dem Zuruf stieß: „Hie Lohn des Unrechts!“ Nach vollbrachter That floh er und Alle, die mit ihm verschworen waren. Der Schwerverwundete blieb am Wege liegen. So fand ihn eine Bettelfrau. Der Kaiser der Deutschen starb in ihrem Schooße.

Die Schweizer hatten nun für den Augenblick Ruhe; denn den Angehörigen Albrecht's lag die Blutrache näher an, als die Unterdrückung. Albrecht's Kinder, Leopold von Oesterreich und Agnes, der Ungarn Königin, mit der Wittve des Erschlagenen, Kaiserin Elisabeth, kamen nach der Schweiz, Blutgericht zu halten über diejenigen, von denen man glaubte, sie seyen Mitwissende von Johann's Mord. Die Burgen der berühmtesten Geschlechter wurden geschleift, ihre Güter eingezogen. Die Männer, standrechtlich verurtheilt, wurden mit gebrochenen Gliedern lebendig auf's Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß, vor den Augen der winselnden Weiber und

Kinder, und als das Blut von den Martergerüsten träufelte, stellte sich Königin Agnes darunter und rief lachend: „Seht, ich bade mich im Maitheu“. So rächte sich Habsburgs Geschlecht. Auf der Stelle des Kaiser-  
mords aber erbauten Albrecht's Kinder die Abtei Königsfelden und die Güter der Geopferten wurden dem Kloster  
gegeben und Königin Agnes selbst ging hinein. Als einst ein armer Mönch vorüberging und die hohe Frau unter  
der prächtigen Pforte stand mit ihren Nonnen und sie ihn einlud, einzutreten und der Messe beizuwohnen, da  
antwortete der Mann Gottes: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst bei Dem, der unschuldig Blut  
vergossen hat und mit dem geraubten Gute Klöster stiftet“. — Darob erbleichte Agnes und sank in ihre  
Kniee, so daß man sie wegtragen mußte. Der Mönch aber hieß Bertold Strebel, und jede ehrliche Seele ge-  
denkt sein in Ehren.

Nachdem das Rachegericht vollendet war an denen, die hoch gestanden, sollte es auch an das Volk selbst  
kommen. Leopold brach auf mit großer Macht, um den Eidgenossen zu beweisen, sein Recht. 2000 Ritter und  
Grafen waren in seinem Gefolge; 15,000 Lanzenknechte zogen ihm nach. Der Adel rund um die Waldstätte  
wappnete sein Gefinde und besetzte die Pässe im Rücken der Eidgenossen, damit Niemand entfliehen könne; denn  
Keiner, der einen Hirtenstab trug, sollte entinnen! Leopold, Rudolf's Enkel, führte 3 Leiterwagen voll Stricke  
mit sich, um daran aufzuknüpfen die Männer des Volks, welche von den Lanzen und Schwertern verschont blei-  
ben würden.

In Todesgefahr zeigen sich Völker und Menschen groß. Wenn der rechte Sinn nicht fehlt, so wird dann  
das Wort der Bibel zur That: „Gott ist mächtig in den Schwachen“. Hat ein Volk die Freiheit recht  
in's Herz geschlossen, so verliert der Tod seinen Schrecken und ein solches Volk wird ein Helden-Volk.  
Es entscheidet dann nicht mehr die Zahl und nicht mehr das größere Geschick im Kriege. Das zeigten die Grie-  
chen zu ihrer Zeit; das die Puritaner in der neuen Welt; das die Schweizer; das die Männer im Kaukasus.

Die Eidgenossen waren damals ein kleines Volk. Der Menschen in den Bergen und Thälern wa-  
ren kaum ein Zehntel so viel, als gegenwärtig. Nur 3 Tausend Familien zählte das Land. Als versammelt  
waren Alle, welche die Waffen führen konnten, waren es viertelhalb Tausend; und den größten Theil der  
Krieger mußte man zur Hut der Pässe im Rücken lassen. Leopold's Heer entgegen zogen drei Hundert Männer  
von Schwyz, vier Hundert von Uri, drei Hundert von Unterwalden. Dazu kamen fünfzig Verbannte von Schwyz,  
die, einst der Sache des Vaterlandes untreu, jezt, in dessen Todesgefahr, heimkehrten, um sich die Ehre der Eid-  
genossen wieder zu erkämpfen und ihr Verbrechen mit dem Tode zu sühnen. Als nun am 16. Tage des Novem-  
bers 1315 so viel Tausend geharnischte Ritter im blutrothen Strahl des Wintermorgens am Gebirg heraufzogen,  
da stellten die Eidgenossen ihre Fähnlein in Schlachtordnung, und nachdem sie den Herrn angerufen mit Inbrunst,

daß er ihnen Sieg verleihe um der Freiheit willen, — drangen sie unerschrocken auf die Reihen des zehnmal stärkern Feindes ein. Der versah sich solcher Kühnheit nicht und, weil unvorbereitet, geriethen seine dichtgedrängten Massen bald in Verwirrung. Unter den Morgensternen, Speissen und Hellebarden der Hirten sank des Adels Blüthe in den Staub. Das war die Schlacht von Morgarten, der Eidgenossen erster Sieg. Leopold selbst entkam. Auf der Flucht fanden aber noch viele Ritter und Herren im See ihren Tod, in den sie von einer luzerner Hüfsschaar gedrängt wurden. —

Und nun will ich Euch berichten von dem blutigern Streit in der Schlacht bei Sempach. Das soll Euch ein Anderer erzählen, der es besser kann, als ich\*).

Das Haus Oesterreich hatte nach der Niederlage bei Morgarten allen Eidgenossen den Tod geschworen. Es hatte nicht Friede, so lange der Schimpf nicht ausgewaschen war mit Blut. Herzog Leopold, ein Enkel des bei Morgarten geschlagenen, kam mit dem burgundischen und deutschen Adel heran zum Rachewecke. — Die Schweizer standen gerüstet. Sie waren bereit zum Tod oder zum Sieg, je nachdem es Gott über sie fügte. Keiner fehlte, keinem brach der Muth.

Es war zur Erntezeit. Das Heer des Herzogs zog über die Reuß durch die freien Aemter Aargau's hinan über Sursee gen Sempach, dem Städtchen an einem kleinen, grünen See gelegen, 3 Stunden von Luzern. Alles umher war Fruchtbarkeit. Die Kornfelder prangten noch in ihrem Reichthum und über ihnen stieg ein hoher Laubwald den Berg hinan. In dem Walde standen die Eidgenossen. Jede Schaar bei ihrem Banner.

Es war Montags Morgen am 9. des Heumonds 1386. Die aufgehende Sonne vergoldete die Berghörner. Der Wald rauschte sein Morgenlied. Da zitterte der Boden von den Hufen vieler tausend Pferde. Und von der Höhe jenseits sah man Helme und Panzer und Lanzenspitzen blißen. Herzog Leopold war's, der Rächer. Wohlgeordnet zog der Reitertroß hinab in's Thal. Jede Knechtschaar mit ihrem Baron, jeden Gau's Reiter mit ihrem Bannerherrn; die Amtleute aus Oesterreich mit ihren Fähnlein; und ihnen nach wälzte sich in dichten Massen das Fußvolk, Haufe hinter Haufe, jeder sein Feldzeichen in der Mitte. Es war nicht zu zählen. Das Häuflein der Eidgenossen erschien gegen Leopold's Heer wie ein Bächlein gegen den Rheinstrom.

Die Schweizer fielen auf ihre Kniee und riefen Gott an, daß er Recht und Freiheit schütze. Dann erhoben sie sich. Sie rückten heraus zum Saum des Waldes; vier Hundert von Luzern, neun Hundert aus den Waldstätten, Hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entlibuch und Rothenburg.

Als der Herzog Leopold die Bauern heranrücken sah, — da rief er mit Verachtung: Soll man sagen, daß wir sie mit ungleichen Waffen überwunden? Laßt uns absteigen und die Pferde den Knechten geben, auf daß diese von

\*) Nach Johannes von Müller; doch nicht wörtlich.

ferne zusehen. Keiner sage, es sey ein unehrlicher Kampf gewesen! Und der Adel stieg von seinen Pferden, und gab sie den Dienern und stellte sich, enggeschlossen, wie eine stählerne Mauer, mit vorgehaltenen Lanzen in 4 Reihen hinter einander auf. Vergeblich warnte der alte kriegserfahrene Ulrich von Hasenburg: „Hoffahrt sey zu nichts nütze;“ er hatte Spott zum Lohn. Der Herzog ließ vielmehr dem v. Bonstetten, welcher das Fußvolk führte, sagen, er solle Halt machen; denn der Adel wolle die Bauern allein niederwerfen! Und als Andere doch Bedenken äußerten, daß man die Lanzknechte in so großer Entfernung hielt, und meinten, „daß auf Schlachtfeldern der unvorhergesehene Zufall oft Herr sey“ und Einer durchaus wollte, daß der Herzog sich hinter die Front begeben und nicht unmittelbar Theil nehme an der Schlacht, so rief er aus: Mit Euch will ich die Bauern erschlagen oder mit Euch umkommen!

Die Eidgenossen rückten herzu. Sie kamen in schmaler Ordnung und führten schlechte Waffen. Einige trugen die Hellebarben, mit denen bei Morgarten ihre Väter gestritten, andere die verrosteten Ritterschwerter, welche sie dort erbeutet hatten; andere trugen die Schilder der damals erschlagenen Ritter am Arm, oder an ihrem Leib Fegen von Panzerhemden und Theile von Rüstungen, mehr sie hindernd, denn sie schützend. Es war ein elender Anblick und die Ritter Leopold's lachten und spotteten. Hundert Schritt vor Leopold's Schaar machten die Bauern Halt. Sie knieten auf den Boden nieder, legten die Waffen von sich und falteten die Hände und beteten ihr Schlachtgebet. Dann sprangen sie im vollen Laufe mit Kriegsgeschrei gegen die enggeschlossenen Reihen der Feinde. Der schmale Keil der Eidgenossen drang ein, sie hofften durch den Stoß die Eisenmauer zu durchbrechen. Vergeblich. Mann um Mann sank. Sechzig Leichen lagen am Boden. Von den Feinden keiner.

Die Eidgenossen prallten zurück. Ihr Muth war nicht gewichen; aber sie wußten sich nicht zu rathen.

Da erscholl Leopold's Kommandoruf. Das Ritterheer gerieth in Bewegung. Mit Geräusch änderte es seine Schlachtordnung. Die hinteren Glieder verlängerten die Front — und im weiten Halbmond streckte sie sich aus, die Bauern einzuschließen.

In diesem Augenblick der Unschlüssigkeit und der Gefahr sprang jählings aus dem Fähnlein der Unterwaldner ein hoher starker Mann hervor und rief mit durchdringender Stimme:

**„Ich will der Freiheit eine Gasse machen!“**

Das war der Arnold Struthan von Winkelried. Und geradezu auf das Banner Oesterreichs stürzte er los — wendete sich noch einmal und sprach: „Liebe Eidgenossen, tragt Sorge für mein Weib und Kind!“ — Im andern Augenblick umschlang er mit seinen Armen so viel Lanzenspitzen, als er fassen konnte, begrub sie in seine Brust und drückte im Fallen sie mit der Wucht seines Körpers zu Boden. Nun stürmten die Eidgenossen über des Helden Leiche in die Lücke der feindlichen Mauer, trennten sie und die des Fußkampfes ungewöhnten,

schwergepanzerten Ritter geriethen in Unordnung. Es krachten unter den Morgensternen die Helme, blanke Panzer färbten sich blutigroth, und viele der Herren stürzten in dem Getümmel, oder wurden zertreten, oder ersticken in ihrem Rüstzeug. Zuerst fiel der Bastard von Brandis, ein trotziger Mann, so gefürchtet als zwanzig wegen seiner Stärke; bei ihm der lange Frieshard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen. Das Hauptbanner Oesterreichs sank mit Heinrich von Eschenloch, die Fahne von Tyrol mit Ulrich von Ortenburg. Senes rettete der von Karburg; hoch schwang er's, aber eines Bauern Art zerschmetterte ihm Helm und Haupt. Als er fiel, rief er: Rette Oesterreich! Da sprang der Herzog selber herzu und entriß das Banner seines Landes der sterbenden Hand. Zum dritten Male erschien es über den Schaaren, blutroth, getragen von des Herrn Hand. Es sammelten sich die Ritter um ihn — nicht mehr, um zu siegen, sondern um mit Ehre zu sterben. Neben Leopold sank Habsburgs Banner mit seinem Träger, dem Ritter von Junkenburg, und das der Zoller; es fielen die Fürsten von Lichtenstein; die Mörsburg, 4 Brüder; der Eschenz mit seinen Söhnen; Markgraf Otto von Hochberg; die Ems, die Truchsesse von Waldburg, die Isny, der Thierstein: viele edle Geschlechter Alt und Jung. Kleiner und kleiner schmolz der Haufe der Ritter um den Herzog zusammen, der das Banner festhielt mit seiner Linken und mit der Rechten das Schwert zur Abwehr führte. Da nun aber der Fürst fallen sah immer mehr seiner Besten und Tapfersten, so ward er des Lebens müd und suchte den Tod. In's dichteste Gedränge der Schlacht wandte sich seine hohe Gestalt; stolpernd und ausgleitend fiel er plötzlich zur Erde, und in dem schweren Rüstzeug, Schwert und Fahne nicht lassen mögend, konnte er nicht schnell genug empor. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn in dieser hilflosen Lage. Der Bauer erhob den Morgenstern; da rief der Herzog: „ich bin Oesterreich!“ aber der Schwyzler führte den Streich nur um so kräftiger, zerschmetterten Hauptes stürzte der Fürst rücklings zu Boden und hauchte seine Seele aus.

Die Augen der Ritter suchten vergeblich den Herrn von Oesterreich, suchten vergeblich dessen Banner: alle Fahnen waren gesunken, alle Führer lagen todt: da kam ein Grauen über die streitenden Männer; sie wandten sich zur Flucht. „Die Hengste daher! die Hengste hieher!“ schrien die Ritter: aber das Dienervolk war schon davon geflohen mit den Pferden und das Fußvolk war weit zurück und konnte nicht helfen. Wenige entrannen. Die Blüthe des deutschen Adels sank auf dem Sempacher Felde, und die da geflohen, wurden noch auf der Flucht erschlagen. Bei 1000 vom Adel kamen um, Fürsten, Grafen und Herren und manches berühmte Geschlecht erlosch an diesem Sieges-Tage der Volksfreiheit.

Die Eidgenossen ließen es nicht bei der Niederlage der Ritter allein bewenden. Sie eilten den Fußvölkern nach, die auf dem Rückzuge waren, und erschlugen ihrer viele Tausend.

Untersum, XIV. Bd.

Als aber die Sieger am Abend ihre Mannen zählten, da fehlte über die Hälfte. Ihre besten Männer sahen zwar die Schlacht, doch nicht den Sieg. Es waren gefallen: Konrad, der Landamman von Muri; Siegfried von Tiesfeldbach, der Landamman von Unterwalden; Konrad Gräninger von Glarus; diese drei wurden als die Tapfersten geehrt. Der Luzerner Schultheiß Petermann v. Gundoldingen, ein angesehenener Mann, lag auf einem Hügel von Rittersn, die seine Streitart gefällt hatte; er stöhnte verblutend an vielen Wunden. Ein Luzerner fand ihn so und rief ihm zu: „Schultheiß, sag' mir Deinen letzten Willen für die Deinen“. Da rief Petermann: „Nichts den Meinen; aber unsern Mitbürgern sage: sie sollten keinen Schultheißen länger als ein Jahr im Amte lassen! —“

Das war der Tag von Sempach. Des Blutes war viel geflossen: aber tief wurzelte die Eiche der Volksfreiheit nun in dem befruchteten Boden, sie konnte trohen allen späteren Stürmen.

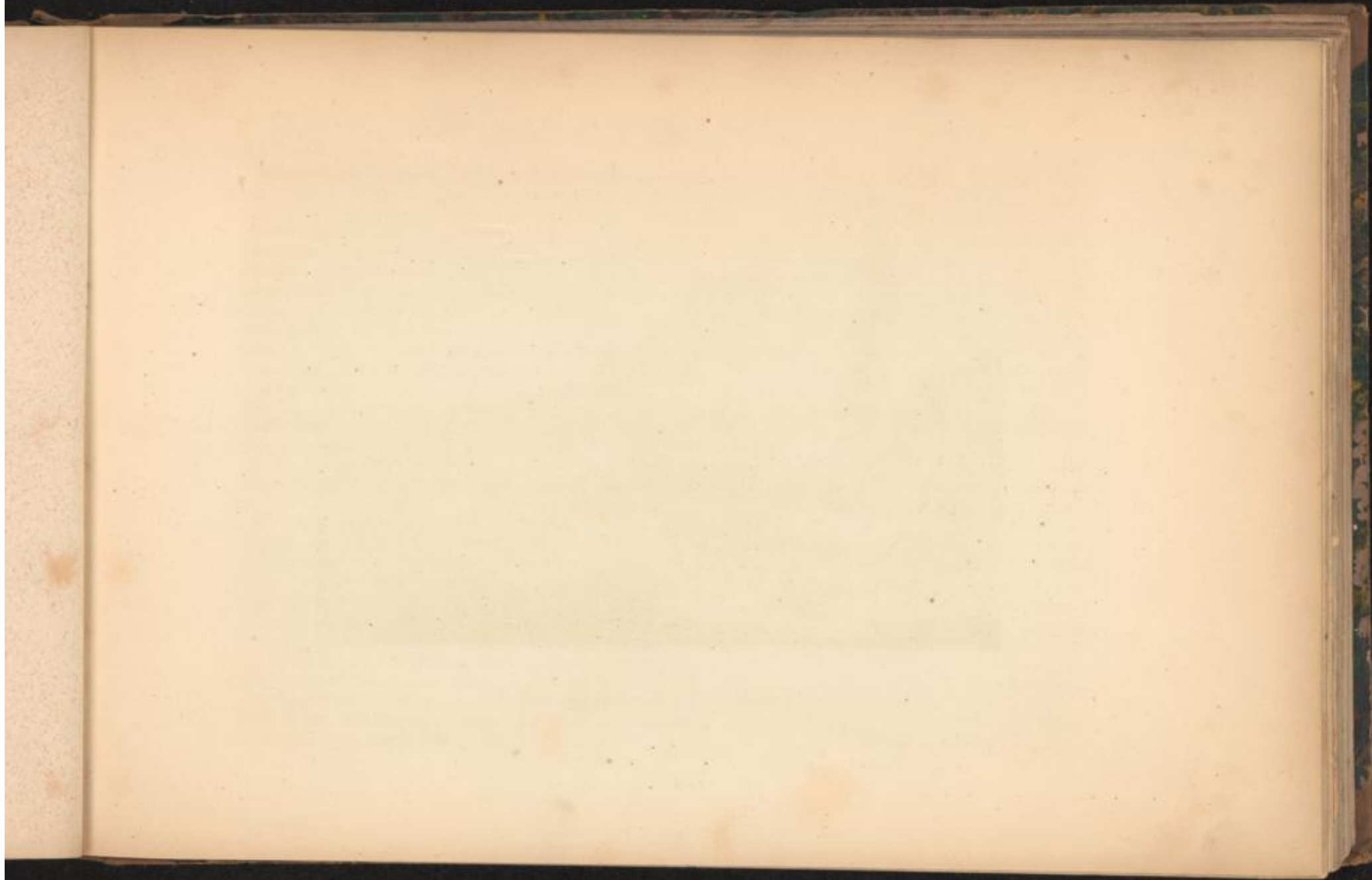
Griechen und Römer verehrten die Stifter ihrer Freistaaten als Halbgötter, verfesten sie auf den Olymp und richteten ihnen Tempel auf. Die Republikaner der Schweiz stifteten denselben Kapellen und ordneten kirchliche Feierlichkeiten an zu ihren Ehren und Gedenken. So finden wir die Tellskapellen auf der Tellensplatte am Urnersee und neben Rüschnachts hohler Gasse; so die Kapelle auf der Morgartner Matte; so die bei Sempach. Ein Gedanke hat sie alle gebaut: — mit Gott ward's gethan, ohne seine Hülfe konnten's die Menschen allein nicht!

Die Sempacher Kapelle steht auf der Höhe, wo die Schlacht war. Uralte, breitästige Bäume werfen ihre Schatten auf das weite Heldengrab. Ein alter Waldbruder wohnt neben der Bethütte, um den Reisenden als Führer zu dienen und die Kapelle zu öffnen. Im Innern steht auf einem kleinen Altar das Bild des Gekreuzigten. Zu beiden Seiten knien Freund und Feind: Herzog Leopold auf der einen, der Luzerner Schultheiß Petermann von Gundoldingen auf der andern. Die Schweizer sagen: Ohne den Zwang hätten wir die Freiheit nicht, ohne Leopold keinen Winkelried! Und es ist ein hoher, einem freien Volke würdiger Sinn, der den ehrenhaften Feind noch nach seinem Tode so zu achten weiß.

Winkelried's That ist über der Thüre des Kirchleins abgebildet. Man sieht den starken Mann, wie er die Spieße faßt und in seinen Leib begräbt; und unter der Tafel liest man:

Arnold von Winkelried  
Macht den Seinen eine Gasse. —







SCHLOSS UND KLOSTER HELOCK

Mysien

Nach dem Kupferstich von G. H. Schickel

Verlag des Verlegers

## DCXXXVIII. Illock in Ungarn.

Tief im Ungarlande, dort, wo die Drau sich mit der Donau vereinigt und die Völker scheidet, hart an der Mark des Slavenlandes, blickt ein altväterisches Kastell von seiner Bergzinne auf die Ströme und auf die Landschaft nieder. Das ist Illock, das Schloß, und am Bergabhange steht das Kloster. Rundum ist Alles klassischer Boden. Dort erkämpfte Rom vor 18 Jahrhunderten mit deutschen Kriegeren seine Siege über die freien Völker Thraciens, von dorthier holten seine Konsuln und Cäsaren die gefangenen Fürsten und Feldherren der Ueberwundenen zu den Triumphzügen, mit denen sie das eitle, gaffende, ehrfüchtige Volk der Siebenhügelstadt ergögten; dort, wo die römischen Heerstraßen sich kreuzten, wo so viele römische Städte und Niederlassungen standen, errichteten die Kaiser jene erstaunenswürdigen Werke der Befestigungskunst, an deren Besitz sich auch noch in spätern Zeiten die Herrschaft über die strategisch wichtigsten Punkte des Landes knüpfte. — So weit das Auge dringen kann von Illock's Thürmen, so weit ist Alles Schlachtfeld, wo, von den Zeiten der Sage an bis zum heutigen Tage, Völker und Miethlingsheere mit einander rangen, Landräuber mit Beraubten, Unterdrücker mit Unterdrückten, und Freie den Knechten unterlagen, die daher kamen, um jenen die Freiheit zu stehlen auf ihrer Herren Geheiß. Rom hatte in diesen Gegenden eine Centralposition seiner Macht genommen, von welcher aus es die Länder der untern Donau mit eiserner Faust in seinem Joche hielt. In den ausge dehnten und unüberwindlichen Verschanzungen, welche es in dem Winkel zwischen der Drau und Donau anlegte, hatten jene Veteranen, welche in den Schlachten der Republik und des Kaiserreichs sich müde gerungen, und jene gefürchteten deutschen Legionen ihre Standquartiere, deren Stärke und Tapferkeit jeden Kampf zum gewissen Siege wendeten. Dort war es auch, wo die Römer zur beständigeren Sicherung ihrer Macht eine großartige militärische Ansiedelung deutscher Volksstämme versuchten, auf welche noch manche Sage und mancher Ortsname Bezug nehmen. Das volkreiche Teutoburgum (Burg des Teut) war in dieser Landschaft gelegen.

Durch ein wunderliches Spiel des neckischen Zufalls ist jetzt in derselben Gegend, wo noch so viele Ruinen von Gebäuden und Denkmälern Zeugen sind von der einstigen Herrschaft des alten Roms, eine neu-römische Herrschaft erstanden; denn Illock mit dem Land weit umher ist Eigenthum eines römischen Fürstengeschlechts, der Ddescalchi. Erscheint dieses Zusammentreffen nicht wie eine Ironie des Schicksals? Roms

Tempel liegen zerbrochen umher; seine Cyclophenwerke, die Finger seiner Macht, sind zerfallen; Dornen wuchern auf den Gräbern seiner Städte; seine Wasserleitungen, Viadukte, Circus sind versunken; umgestürzt sind die Denksäulen und Obelisken, und die Grabmäler verschütteten den Staub ihrer Helden längst: aber auf dem Fels, von welchem die Cäsaren, umgeben von ihren Prokonsuln und Feldherren, niederschauten auf eine Welt, die ihr eigen war, so weit der Gedanke reichte, schlürft jetzt ein Fürst des neuen Roms Lokayer, und Diener in seidnen Strümpfen und im Brocadekleide sind gewärtig, Seiner Durchlaucht Befehle Verwaltern über Leibeigene zu bringen. Glücklicher Ddescalchi! Es war ein pikanter Einfall, dich berufen zu glauben, Rom's Herrschaft an der Donau zu erneuern und auf den Gräbern der Weltgebieter dein Zeltlein aufzuschlagen. Doch hast du's mit Anstand und Geschmack gethan. Illok ist wirklich eine der schönsten Herrschaften Ungarns und des Schlosses innere Einrichtung des Herrn würdig. —

In dem Kriege, welcher in unsern Tagen über das Schicksal des Magyarenlandes so tragisch entschieden hat, ist Illok öfters genannt worden. Beim Ausbruch der Revolution verließen die Ddescalchi das Land. Die ersten blutvollen Scenen jenes Drama's — der graufige Kampf der Magyaren mit den Serben — spielten in seiner Umgebung. Später wechselte Illok's Bissig unter den Streitenden mehrmals, je nachdem das Glück der Schlachten bald jene, bald diese Wagschale sinken oder steigen machte. Die härtesten Kämpfe wurden im Frühjahr und im Sommer des Jahrs 1849 in seiner Nähe gefochten, als Jellachich und seine Unterfeldherren mit ihren Kroaten und Serben in den Römerschancen standen und sich Monate lang gegen die täglichen Angriffe der Ungarn vertheidigen mußten. Der magyarische Muth scheute in diesen Tagen vor dem Unmöglichen nicht zurück; denn die Position der Serben in den Römerschancen, die in der Fronte von weit ausgebreiteten Sümpfen geschützt und im Hintergrunde von den Fluthen der Drau und Donau gedeckt war, konnte kaum angegriffen, geschweige überwunden werden. Unsägliche Tapferkeit und nur zu viel des edelsten Bluts wurden vergeblich vor diesen Werken geopfert.





ARC DE TRIOMPHE & BOULEVARD  
(Paris)

See & Remondet & Hill, Paris in 1810.

Engraved & Published

## DCXXXIX. Das Chor von St. Denis in Paris.

Paris ist der „ewige Kalender“ der Geschichte. Auf jedem Schritt begegnen wir dort Menschen, Ereignissen und Bestrebungen, welche einem Jahrhundert oder Jahrtausend voraneilen, oder die uns zurückführen in längst entschwundene Zeiten, und wie in einem aufgeschlagenen Buche liegen vor uns die Meinungen und Gesinnungen, die Dummheiten und die Witzworte, die Niederträchtigkeiten und Großthaten, der Ernst und der Leichtsinne der Franzosen von heute und gestern. In Paris sollte der Beobachter tausend Augen und Ohren haben, alles Merkwürdige zu sehen und zu hören, und tausend Köpfe, um Alles aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten.

Der Leser und ich, wir haben schon manche Exkursion in der Weltstadt zusammen gemacht. Heute fangen wir unsere Wanderung von jenem interessanten Punkte an, wo die Magdalenenkirche steht, das Prachtstück der neuern Baukunst. Dort, wo die Boulevards der Chaussee d'Antin und von Saint Honoré zusammenstoßen, beginnt das aristokratische Paris. Die Millionaire, die großen Rentner, die Fürsten der Börse, der Geburt und des Amtes haben in diesem Viertel ihre Wohnungen; — dort ist jenes Paris, welches an architektonischer Pracht in der Welt seines Gleichen nicht hat. Wir gehen von der Madeleine über den Vendômeplatz mit seiner Kaisersäule, vorbei dem Café Tortoni, wo die Rothschilds und Foulds nach dem Schluß der Börsenzeit ihre Operationen fortsetzen, an welchen der Kredit und öfters das Wohl und Wehe ganzer Reiche kleben. Wir betrachten mit Wohlgefallen ein mit köstlichen Skulpturen bedecktes Gebäude und sind erstaunt, zu hören, daß es nichts weiter sey, als ein Kaffeehaus, das Café de Paris, das Rendezvous der Politiker der vornehmen Welt und der Männer der Wissenschaft. Ein heiterer großer Bau in einiger Entfernung ist ein Tempel der Kunst: — das Theater des Varietés, wo Brunet's Spiel ein Menschenleben lang die Pariser entzückte. In der Rue Montmartre und in der anstoßenden Rue St. Denis zeigen sich die alten Wohnsitze des Hofadels aus den Zeiten des Königthums: Paläste und Hotels im Style des siebzehnten Jahrhunderts. Die Straße St. Denis hat ihren Ausgang auf den Boulevards und endigt mit einem Triumphbogen. Imposant erhebt sich derselbe (die Porte St. Denis) auf einer Basis von 5000 Quadratfuß hoch über alle Gebäude. Blondel, der größte Architekt seiner Zeit, hat ihn errichtet. Edle Einfachheit des Styls und das reine Eben-

maß der Verhältnisse verrathen den Meister. Schmuck ist wenig daran. Auf der den Boulevards zugekehrten Fronte stellen sich zu beiden Seiten des Bogens die kolossalen Marmorbilder des Rheins und Hollands in halberhabener Arbeit dar, Fesseln an den Füßen und sitzend in der demüthigen Stellung der Ueberwundenen. Von der Tafel über dem Bogen aber strahlte und prahlte die Rieseninschrift:

### LUDOVICO MAGNO!

Paris baute dies Thor zu Ehren Ludwigs XIV. nach den Siegen desselben in Deutschland und Holland mit einem Aufwand von 4 Millionen. Sie that's als Sklavin ihres Herrn und auf des Herrn Geheiß. —

Finstere Zeiten waren dem Jahrhundert Ludwigs XIV. vorausgegangen. Wie im ganzen Westen des Welttheils, so waren auch in Frankreich Land und Gut, Reichthum und alle Lust des Lebens, alle Waffen zur Bertheidigung des irdischen Besizes, alle Kunst, Wissenschaft und göttliche Erkenntniß ein Eigenthum von Königthum, Adel und Kirche. Sie hatten Alles, konnten Alles, wußten Alles; das Volk, — mit Ausnahme der Bürgerschaft einiger größeren Städte, — war arm, dumm und wehrlos.

Nachdem die Kreuzzüge die Kraft des Adels gebrochen hatten, nachdem das Ansehen der Kirche erschüttert war durch die Spaltungen in ihrem Schooße und durch die Zweifel an der Unfehlbarkeit ihrer Dogmen, verlor die Staatsgewalt das Gleichgewicht ihrer Theile. Das sich stärker fühlende Königthum strebte nach unbedingter Alleinherrschaft. Zu vorsichtig, offen auf sein Ziel loszugehen, gebrauchte es die Mittel der List und machiavellischen Künste. Schon unter Franz I. (in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts) begann jene Korruption, welche nachmals Ludwig XIV. schematisirte und zur konsequenten Ausbildung brachte, und die in ihren Folgen die Revolution vorbereitete. Ein glänzender Hof lockte den Adel aus seinen Schlössern in die Umgebung des Monarchen. Im Schranzenleben schrumpfte seine ritterliche Kraft, sein stolzer Unabhängigkeitsinn brach durch entnervende Vergnügungen und durch die ansteckende Sucht nach leeren Auszeichnungen; der oppositionelle Geist der Provinzialstände wurde durch Besetzung, die Ehrfurcht vor der richterlichen Würde durch die Käuslichkeit der Richterstellen gelähmt. Heinrich IV. hatte zwar den guten Willen, aber nicht die Macht, dem einreisenden Verderben zu steuern, und in den während seiner und der Regierung seines Nachfolgers Ludwig XIII. fortdauernden Bürger- und Religionskriegen wuchs die Zerrüttung. — Richelieu, der Mann, welcher unter letzterem die Geschichte des Reichs leitete, benutzte die kriegerischen Verhältnisse, um die Schranken zu erweitern, welche die Königsgewalt umzogen, und sein Nachfolger Nazarin, listiger noch als sein Vorgänger, wenn auch



von weniger Fähigkeit, fuhr in dem eingeschlagenen Wege unter dem wachsenden Widerstande der gegnerischen Gewalten bis zu dem Tode des Königs fort. Ludwig XIV. war erst 5 Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Mutter wurde Regentin und übergab die Erziehung des minderjährigen Königs an Mazarin. Im 14ten Jahre erklärte Ludwig seine Volljährigkeit (1661). Mazarin blieb zwar als erster Minister bis zu seinem Tode (1661) an der Spitze der Verwaltung; dann aber herrschte Ludwig 54 Jahre lang ohne ersten Minister, nach seinem Wahlspruch: „l'État c'est moi!“ Die Rolle, die er wählte und die er sein Leben hindurch spielte, war die des menschenverachtenden Despoten. Als Mazarin sich einst über den Widerstand des Pariser Parlaments gegen seine Verfügungen beklagte: da brauste der noch bartlose König mit Stiefeln, Sporen und Reitpeitsche in den Sitzungssaal, befahl, und — die Männer ließen sich's bieten und gehorchten. Von diesem Augenblicke an trat das königliche „car tel est Notre plaisir“ an die Stelle der Gesetze, die Willkür schaltete über das zum rechtlosen Sklaven erniedrigte Volk, sie verfügte über Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger und saugte harpyenmäßig die Lebensquellen des Staates auf.

Ich will es versuchen, auf den nächstfolgenden Seiten ein wahres Bild zu entwerfen von jenen Regierungszuständen in Frankreich, als deren Erfinder, Ordner und Meister Ludwig XIV. seinen Platz in der Weltgeschichte einnimmt. —

„L'État c'est moi!“ Als der Ludwig das Wort sprach, folgte er dem Instincte des Despotismus. Kühn und mit eiserner Konsequenz schritt er auf den Wegen fort, die zur absoluten Gewalt führen. Seine ganze Regierungskunst verfolgte nur das eine Ziel: durch Zerstörung aller andern Faktoren der Macht im Staate für sich allein alle Kraft zu gewinnen. Paris machte er zur Thurmkrone auf seinem Haupte. Indem er die gesammte Intelligenz des Staats in der Königin der Städte versammelte, nahm er den Hauptstädten der Provinzen ihren Einfluß; und indem er den Adel durch Orden und Hofämter als Hörige in sein Gefolge lockte, wurde mit ihrem Stolge und ihrem Unabhängigkeitsfinn zugleich ihr Einfluß auf das Volk und ihre Vermögen gebrochen. Er erweiterte die Trennung der anglikanischen Kirche von Rom, um ihre Abhängigkeit von der Krone zu befestigen, und indem er über ihre Pfründen verfügte, so zwang er die Prälaten, die Glorie des Hofes durch ihre Unterwürfigkeit zu vermehren. Die Künste erzog sein Mäcenat zu galanten Dienerinnen des Königthums. Das Genie, coursfähig gemacht, schmeichelte dem königlichen Herrn und die ernste Wissenschaft, durch Jahrgelder und in den Sesseln der Akademie an goldenen Sängelhändern festgehalten, wurde abgerichtet, sich zu bücken und ihre Kunststücke zum Amusement des Hofes zu produziren; die Geschichte sogar wurde dem Dienste des Herrschers gefügig und die besoldeten königlichen Historiographen lernten Hofgeschichte statt Weltgeschichte schreiben. Zur Stütze dieses Systems unterhielt er ein stehendes Heer von 300,000 Mann, welches, schlagfertig und im Kriegs-

handwerk eingeübt, beständig des königlichen Winks lauschte, um die Befehle der unbedingten Gewalt maschinenmäßig zu vollziehen und den leidenden Gehorsam unter den Willen des Herrschers zur Richtschnur für die Thätigkeit Aller im Reiche zu machen. Damit aber die Kette um die treibenden und spannenden Kräfte im Volke noch dichter und fester geschlossen sey, so wurde vom königlichen Meister eine Beamtenhierarchie organisirt, welche, vom Schulzen bis zum Minister von Grad zu Grad aufsteigend und streng gegliedert, in concentrischen Ringen bis zum Throne reichte, und jeder Ring fand in dem allmächtigen Willen des Alleinherrschers eben so seinen Ursprung, wie die Wellenringe des Wassers im geworfenen Stein. Nach unten hin befehlend, nach oben hin gehorchend, war die Seele dieses Beamtenheers die Disciplin, welche Ludwig mit militärischer Strenge und diplomatischer Genauigkeit organisirte. Er schuf eigene Dekorationen für ein sogenanntes Civilverdienst, er setzte eine Rangordnung für jedes Amt fest, und die früher Staatsbeamte hießen, machte er zu königlichen Dienern, welche vom Büttel bis zur Excellenz des Königs Rock tragen mußten. Ludwig schuf für sie eine eigene Ehre: die Beamtenehre; er machte Das, was öffentlich seyn sollte, zum Dienstgeheimniß; er brachte ihnen Vorstellungen von Standesgesinnung und Standesvorzügen bei: er trennte die Bureaucratie vom Volke und machte es ihr zur Pflicht, ihre Interessen von den bürgerlichen zu scheiden; er zog sie in dem Glauben auf, sie wären besser, und berechtigt, sich in Stolz und Hochmuth über das Volk zu erheben. Ludwig XIV. führte, als ein Werkzeug des Despotismus, die Telegraphie ein, um sie als Mittel zu gebrauchen, die königlichen Verfügungen aus dem Centrum des Reichs in alle Theile zu tragen, und durch die Schnelligkeit, mit der das geschah, im Volke den Begriff der königlichen Allmacht zu vermehren. Es ist nicht zu leugnen, Ludwigs Verknechtungsapparat war mit großer Klugheit ausgedacht und wurde mit fester Beharrlichkeit ausgeführt; aber er war theuer: und er würde bald aus einander gegangen seyn, hätte nicht der Erfinder die Mittel zu beschaffen gewußt, welche sein Gebrauch und seine Unterhaltung erforderten. Ludwigs Finanzsystem war die Krone des Despotenwerks. Es bestand aus einem tausendarmigen und tausendrädernen Druck-, Saug- und Pumpenwerk, das wie ein Polyp seine Saugwarzen und Saugrüssel an alle Gefäße des Volkskörpers heftete, jeden Tropfen des Erwerbs dem Fleiße zu entziehen wußte, jeden Genuß, bis zum Salz des Bettlers herab, besteuerte, jedes Glied des arbeitenden Volks wie eine Riesenschlange umwand und ihm das Leben auszog. Dieses System nahm seinen Theil von jeder Kartoffel und jeder Rübe, forderte ewige Renten aus des Verkehrs Kreislauf, und behandelte das Volk als eine Herde, die sich von der Schafherde nur dadurch unterschied, daß diese des Jahrs nur einmal, jene aber alle Tage geschoren ward. Ludovicus Magnus verstand es, sogar die Organe des Despotismus selbst zu beschagen, indem er sowohl Aemter als Hofdienste — verkaufte. Jeder Rang und jede Stelle hatten ihren Preis; und Hunderte von königlichen Agenten machten die Makler im Reiche, um Vakanz, nicht nur wirk-

liche, sondern auch künftige (Erpektanzen) auf 5, 10, 15 Jahre hinaus zu verträdeln. Mancher Franzose kaufte für sein Kind in der Wiege die Stelle eines Kollegienraths, oder eine Anwartschaft zum Sitz im Obergericht mit Rathstitel für seinen Knaben beim ersten Gang in die Schule; es cirkulirten Stellen-Preislisten mit dem Königs- und Kaiserwappen im ganzen Lande, und wenn der „große“ Ludwig in Geldnoth war, was bei seiner Verschwendung häufig geschah, so machte er einige 100 neue Stellen und Aemter und setzte sie dem öffentlichen Verkauf aus. Als dieser große Monarch, nachdem er über 60 Jahre absolute Herrschaft über Frankreich geübt, starb, — hinterließ er 260,000 Beamte, von denen 110,000 ganz ohne Arbeit waren, und 40,000 nicht viel mehr zu thun hatten, als jährlich eine Besoldungsquittung zu schreiben. Tausende von Stellen waren 3-, 4- und 5fach besetzt, ja, es gab eine Menge Aemter, die 12 Beamte hatten, so daß alle Monate einer die Amtsgeschäfte versah und die eilf übrigen Ferien hielten! Oberriechterstellen (in den sogenannten Parlamenten) kosteten 60,000 Livres, eine Präsidentenstelle in Paris eine halbe Million; die eines Gerichtsdieners in den Provinzen wurde mit 500 — 4000 Livres bezahlt. Die Kassierstellen verkaufte man an die Söhne reich gewordener Bürger, welche außer den Kaufpreisen noch Kauttionen — oft 10—20, ja 100,000 Livres — an die königlichen Kassen leisten mußten. Es gab Kategorien von Stellen, die ausdrücklich für die titel- und rangsüchtige Dummheit eingerichtet waren. Der große Ludwig machte 4000 Rechnungsräthe (Conseillers d'Escompte), deren Diplome 10,000 Livres kosteten und die 1600 jährlich eintrugen. Das Volk nannte diese Menschen spottweise „die Räte der Dummheit“ und als einmal eine Gesellschaft solcher Herren einem allzu naiven Kollegen seinen Geistesmangel vorwarf, so entgegnete dieser: „Ah Messieurs, si j'avais eu de l'esprit mon père ne m'aurait pas mis parmi vous“. Wie es bei solcher Wirthschaft mit der Ehre, der Würde und dem Ansehen des Richteramtes und mit der Handhabung der Gerechtigkeit bestellt war, kann man sich denken. Die Gerichte waren der Abscheu des Volks und ihre Parteilichkeit und Tyrannei nicht geringer als ihre Bestechlichkeit und Ehrlosigkeit. Der große König beantwortete die Klagen des armen Volks, die doch endlich zu seinem Throne drangen, mit dem Hohne, der den ächten Tyrannen charakterisirt; er stattete die Gerichte mit noch mehr Macht aus, das Volk zu peinigen. Der schon so furchtbare Kodex der ältern Kriminalgesetze war ihm nicht streng genug, er revidirte denselben und ließ 1670 ein neues Kriminalgesetzbuch für das ganze Reich ausarbeiten (die berühmte Ordonnance criminelle), welche der Partei-, Herrsch- und Rachsucht der obern und niedern Gerichtshöfe die letzten Schranken nahm und jeden Franzosen, den Verleumdung, Intrigue oder Bosheit eines Vergehens oder Verbrechens anklagte, ihrer Willkür wehrlos hingab. Dem „großen Könige“ gebührt die Ehre der Erfindung der „doppelten Tortur“ und unerhörter Martern, um der Unschuld Geständnisse abzupressen. Er ließ in allen Theilen des Reiches nicht nur neue Galgen, sondern auch unterirdische Kerker bauen, schlimmer als die Kerker in den Zeiten des Faustrechts waren; und Tausende der Unglücklichen, deren

man sich entledigen wollte, starben in diesen Orten der Dual schon während der Untersuchungshaft. Unter dem „großen Könige“ wurde es für jeden wohlhabenden Franzosen Brauch, den Richtern Jahresgeschenke darzubringen, um die Geneigtheit Derer zu erhalten, welche Ehre, Hab, Gut, Leben der Bürger zu zerstören allezeit Macht und Gewalt hatten, und um dem Entsetzlichen dieser Justizverfassung die Krone aufzusetzen, sprach Ludwig sich selbst das Recht zu, jeden Franzosen durch unmittelbare „Allerhöchste Haftbillets“ (lettres de cachet) ohne Anklage, Untersuchung und Spruch in seinen Verliesen der Vergessenheit zu überliefern, — sie gleichsam lebendig zu begraben! Indessen würde doch diesem Monarchen an seiner „Größe“ noch etwas mangeln, wenn diesem Musterbau des Despotismus, dieser tausendrädri gen Maschine der Volksberaubung und des Volkseleids, das Eine gefehlt hätte, welches Dionys, (auch ein „großer König“) sich in etwas roher Weise in Syrakus eingerichtet hatte: — ich meine jenes Ohr, das die Gedanken erhört, jedes Wort belauscht und bis in die Tiefen der Seele hinuntersteigt, um die Ueberzeugung und Meinung der Bürger zu erforschen. Ludwig XIV. hatte ein geheimes Kabinet das der offene „Löwenrachen“ war, wo die aus einem über das ganze Reich gebreiteten Neze von Agenten und Aufspäthern gehenden Fäden zusammenliefen; es war der Mund eine im Finstern schleichenden, spähenden, lauernenden, horchenden, das Vertrauen mißbrauchenden, die Verschwiegenheit provozirenden und unterminirenden Macht, die die hohe Polizei hieß und im Volke das böse Gewissen des Königs genannt wurde. 1600 königl. Spione fraßen jährlich anderthalb Millionen Livres von dem Schweisse des Volks, und eine viel größere Summe ging in's Ausland, theils zur Korruption und Bestechung, theils um Diejenigen zu überwachen, welche den „Haftbillets“ (den Lettres de cachet), oder dem Lebendigbegrabenwerden in seinen Oubliettes, oder der Bosheit der Gerichte durch zeitige Flucht ins Ausland zu entinnen so glücklich waren. Damit endlich die Sklavenzüchtung um so rascher im Volke gedeihe, so predigte der „große König“ durch eigenes Beispiel und das seines Hofes das Evangelium der Sittenlosigkeit. Aus der verpesteten Hauptstadt ergoß sie sich wie ein Giftstrom über ganz Frankreich. Eine Literatur, welche die Unzucht auf den Altar stellte und die Jugend des Reichs zu ihrem Dienste einlud, ging aus dem Literatenkreise hervor, welcher die Pensionen des „großen Königs“ bezog. Massenweise und fast umsonst in die Provinzen geschleudert, trug sie die moralische Fäulniß bis in des Reiches fernsten Winkel. Ludwig der Große wußte wohl, daß ein entsittlichtes Volk das gelehrigste sey für die Knechtschaft und ein solches das Joch der Sklaverei am geduldigsten trage. Die Erfahrungen der Tyrannen Roms in der Cäsarenzeit waren an ihm so wenig verloren, als an Andern vor und nach ihm. — Stumpf und abgelebt mußte das Volk gemacht werden, wenn es die Knechtschaft tragen sollte. Schwindel und Betäubung mußte in seiner Stirn und in seinem Mark haufen, Entmannung mußte an die Stelle der Kraft, Indolenz und Apathie an die Stelle der Erregbarkeit treten, für die Rüstigkeit, der Keuschheit Preis, mußte das Volk das flache, läppische

Wesen der Eüderlichkeit tauschen, bei dem aller Ernst der Gesinnung und alle moralische Kraft des Widerstandes verloren ging, damit es die Fußstritte der Gewalt nicht nur schweigend hinnähme, sondern sich auch noch dafür bedankte, und es die Lehren der Lüge und des Aberglaubens acceptire von seinem Herrscher wie ein Evangelium, prüfunglos, weil es keiner Prüfung fähig war. — Die Zeiten der Caligula und Nerone schienen zurückgekehrt. Der „große König“ war der Ceremonienmeister, der sie der civilisirten Welt mit leichter Grazie vorstellte, und Paris, die alte Lutetia, war die hohe Schule, auf welcher die Monarchie der halben Welt eingeweicht wurde in alle Mysterien der Tyrannei, der Verworfenheit und in alle Laster, welche den wahren Beruf des Fürsten schänden und ein heiliges Verhältniß in ein höllisches verkehrten. Ludwig XIV. lebte lange genug, um die Früchte seiner Saat zu ernten und sich der Böglinge zu erfreuen, welche aus dieser Schule hervorgingen! Er sah sich, nachdem die Männer von Geist und Charakter, welche eine bessere, ältere Periode dem Staate erzogen hatte, (was hätte nicht ein Colbert leisten können unter einem guten Fürsten!) verbraucht waren, umgeben nicht mit Großwürdenträgern seines Reichs, sondern Groß-Schandträgern, Kreaturen seiner Mätressen und ihrer Intriguen, Trägern des Verderbens und der Verachtung, die in ihrer Widerlichkeit nicht einmal die äußere Würde des Königthums zu wahren verstanden. In seinem hohen Alter sah der Tyrann sein durch ihn unglücklich gewordenes Volk an dem Rande des Abgrunds, er sah Millionen, die ihn als ihren Verderber anklagten, er sah die Staatsverwaltung in grenzenloser Verwirrung, die Hülfquellen des Reichs auf's Keuferste erschöpft und als Beute eines zahllosen Heeres von Beamten, die den Staat noch schamloser plünderten, als ein Feind erobertes Land. Die Abgaben waren ein oder mehre Jahre voraus erhoben. Der Staat schuldete 600 Millionen den Generalpächtern, die dem Bestohlenen ihren Raub zu 15 bis 20 Procent vorstreckten; die Armee war demoralisirt, ihre Disciplin war gelockert, sie war geleitet von Führern meist ohne Ruhm und ohne Ehre, die ihre Stellung der Gunst von Mätressen verdankten, und in der Staatskasse war beständige Ebbe. Alle List, Künste und Lügen, welche eine Finanzverwaltung zu entehren vermögen, waren versucht und verbraucht, und der Kredit des Reichs war Null gegenüber einer Staatsschuld von fünfzehnhundert Millionen Livres! Nicht einmal Das, was des Königs Verschwendung baute, die oft zum Wahnsinn sich steigerte (wer kennt nicht die Thorheiten, Seen zu graben auf den Bergen, aufzuwerfen Höhen in der Ebene, wasserlose Gindden in Parke zu verwandeln und mit dem Auswand von Hundert Millionen Kanäle zu thörichten Wasserkünsten zu bauen; — und wer hätte nicht von Marly, Trianon, Versailles ic. gehört!), — nicht einmal Das konnte erhalten oder vollendet werden.

Ludwig XIV. hinterließ Versailles, die Apotheose des Königthums, wie er es zu nennen pflegte, nachdem er über eine Milliarde an das unnütze Bauwerk vergeudet hatte, als Fragment, — weniger glücklich, als Philipp II. von Spanien, der seine Apotheose des Pfaffenthums, das Eskurial, doch fertig brachte.

schlachtete unter den Niederländern, und seine Grausamkeit verkehrte ihre Knechtschaft zur Freiheit; Ludwigs Feldherren mordeten und verheerten, schlimmer als Alba dort gethan hat, in der Pfalz, und statt dem Paar tausend Keger, die Philipp auf dem Scheiterhaufen der Inquisition sterben ließ, verfolgte der „große König“ mit Kerker und Henkerbeil eine Million guter, fleißiger, aufgeklärter und ruhiger Unterthanen, den Schmuck seines Volks, und zwang 700,000 Calvinisten, Frankreich zu verlassen, während ihr Verfolger, als Vater des Vaterlandes, von Erz und Stein sich Ehrensäulen und Triumphpforten setzen ließ! Die Vertriebenen nahmen 1500 Millionen Livres mit hinaus und trugen Frankreichs einträglichste Gewerbe und einen ungezählten Schatz von Erfahrungen, Kenntnissen und Wissen in die Fremde.

**Das sind die großen Thaten des großen Königs. —**

Ludwig starb 1715, des Lebens, das er selbst wie eine Rolle im Theater betrachtete, müd und satt. Zum Spielball seiner Weiber und der Intriken herabgesunken, starb er ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Trost; nicht einmal die Genugthuung hatte er, daß das Gebäude absoluter Herrschaft, dem er das Glück seines Volkes geopfert hatte, sein Jahrhundert ausdauern werde; denn allzusehr waren schon die Zeichen des Verfalls, als daß sie dem Auge des alten Königs hätten entgehen können. Wo er hinblickte in seinem weiten Reiche, in's Volk, in die Verwaltung, in die Armee, in seinen Hof, auf den Erben seines Throns, überall sah er die giftigen Früchte seiner Saaten reifen und das schaurige Walten der Nemesis. Die moralische Verderbnis und sittliche Fäulnis, die er, im Interesse des Absolutismus, mit tiefer Arglist weckte und förderte, hatten die Fundamente des Staatsgebäudes bis zum Untersten zerfressen. Überall sah er das Gemäuer sich senken, überall hörte er das Gebälke knistern oder aus den Fugen rücken, andeutend die begonnene Zerstörung. Nicht einmal die Möglichkeit einer gründlichen Restauration war übrig; Ludwig selbst mußte sich schon in dem letzten Jahrzehent seiner Herrschaft darauf beschränken, die Risse und Fugen mit Mörtel zu verstreichen, obschon Keiner besser wußte, als Er, daß dadurch der Einsturz des Staats und der Monarchie um keinen Tag aufzuhalten sey. In seinem Nachfolger konnte er nur ein Werkzeug der ewigen Vergeltung erblicken, berufen, den schon begonnenen Prozeß der Auflösung zu beschleunigen. Dieser Mensch, der Urenkel des „großen Königs“, welcher nachmals als Ludwig XV. den Thron bestieg, war ein unwissender, entnerpter Wüstling, aufgezogen im Lasterpfuhl des Hofes, ein Ausbund aller Unwürdigkeit, ohne Ehre und ohne Scham, übersättigt und verwüstet von den Lüsten schon in einem Alter, wo sich gewöhnlich die Begierden erst zu regen anfangen. Was dem XIV. Ludwig den Schein der Größe gab, die äußere Würde, die strenge Konsequenz seines Wesens, das beharrliche Streben nach einem, wenn auch noch so verwerflichen Ziele, für dessen Erreichung er mit vollem Selbstbewußtseyn Alles hingepfert hatte, was zu

erhalten seine Pflicht war; — die Klugheit, der Egoismus, welche es verstanden, den Bau der Despotie mit blendenden Dekorationen zu schmücken, das Mäcenat der Künste und Wissenschaften zur Selbstverherrlichung zu gebrauchen und den Nimbus des Erhabenen und Göttlichen um seine Erscheinung zu legen, — waren Eigenschaften, welche dem Thronerben mangelten. Dieser hatte mit Ludwig XIV. nichts gemein, als die Launen des Despoten und die bodenlose Gier der Gewalt, vor der kein Recht und kein Eigenthum im Staate sicher ist, nach dem die Hand auszustrecken sich lohnt. Ludwigs Blick war scharf genug, um den Staatsruin vorauszusehen, der nach seinem Tode kommen mußte; er sah die Ausartung seiner gegliederten Beamtschaft in völligen Cretinismus, er sah das absolute Regiment feiler, läuderlicher Weiber, er sah das fortsteigende Bedürfnis bodenloser Verschwendung und Verschleuderungen, er sah den Raub voraus, den sein Nachfolger am Vermögenrest der Bürger begehen werde; er sah voraus jene Staatsbeutelschneiderei, die schon wenige Jahre nach seinem Ableben in dem Law'schen Papiergeldsystem ihre Krone erhielt. — Doch „auch ein Ludwig war nicht ohne Trost“.

— Ludwigs Triumph war es, daß die Fluth der Schlechtigkeit, der sittlichen Verkehrtheit und des Volksbetrugs, mit der er das Unglück Frankreichs geschaffen hatte, fortfluthete bis zu den Grenzen Sibiriens; denn selbst der ungeschlachte Hühner Peter von Rußland wurde französischen Meistern in Lehre und Zucht gegeben und von ihnen in die Geheimnisse der Tyrannei eingeweiht. Ludwig XIV. erhob Paris zum Thier der Apokalypse, vor dem die Fürsten und Vornehmen des Welttheils auf den Knien lagen und in Andacht die Augen verdrehten. An der Seine glänzte das Licht der neuen Bildung, und die Sonne war der „große König“ selber, der Zauberer, der sie aus dem Orkus heraufbeschworen hatte, der Solon, der ihre Gesetze schrieb.

## „LUDOVICO MAGNO!“

DCL. **B a i r e u t h.**

**I**n Culmbach verließ ich die Eisenbahn, mietete einen Wagen und fuhr nach Baireuth. Es war eine stille, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich vom tiefblauen Himmel auf die schlafende Erde herab und ihr Licht spielte mit den Wellen des jungen Mains, an dessen Ufer die Straße sich hinzog. Johanniskwürmchen funkelten aus dem Grase, oder haschten sich in den Büschen, mit denen der Nachtwind bald leiser, bald lauter kofete, und dann und wann sang das rauschende Wehr einer Mühle seinen Choral vom Thal herauf. Alles war Friede, Alles athmete Liebe. Ich lag ausgestreckt im offenen Wagen, begrub Augen und Gedanken in die dunkle Tiefe des Weltraums und überließ mich meinen Träumen. — Gott ist die Liebe. — Die Liebe regiert das Universum, die Liebe hält die Welt in ihren Bahnen, der Geist der Liebe befeelt die ganze Erde. Dieser Gedanke scheuchte allen Haß aus meinem Herzen. Ich hörte den Geist der Liebe rauschen im Strome, ich hörte ihn plätschern im Bach, ich sah ihn auf den Bergen, ich lauschte auf ihn in den Wipfeln der Wälder. Ich fühlte mich nicht mehr einsam; ich hatte keine Sorge mehr um irdisches Gut, ich dankte mich so reich, so selig! Warum sind solche Stunden so selten und warum vergehen sie so schnell? — Ich träumte noch, da hörte ich meinen Wagen auf dem Straßenpflaster rasseln; ich fuhr auf, ich war in Baireuth.

Vor hundert Jahren nannte man Baireuth das fränkische Paris, und es hatte sein Versailles und St. Cloud, nur im verjüngten Maßstabe. Noch trägt Baireuth das Hofkleid. — Die Stadt (die 20,000 Einw. zählt) ist heiter und weitläufig gebaut, offen nach allen Seiten und mit Anlagen, Alleen, Promenaden, Springbrunnen, Statuen verschönert, ihre Hauptstraßen sind gerade und breit; die Friedrichsstraße ist sogar prächtig und die Staatsgebäude: Schloß, Kanzlei, Opernhaus, Reithaus mit dem Theater, Marstall, Jagdzeughaus zc. sind groß und massiv im Roccocostyl aus Ludwig XIV. Zeit. An schönen Partien in der Umgebung fehlt's den Baireuthern nicht.



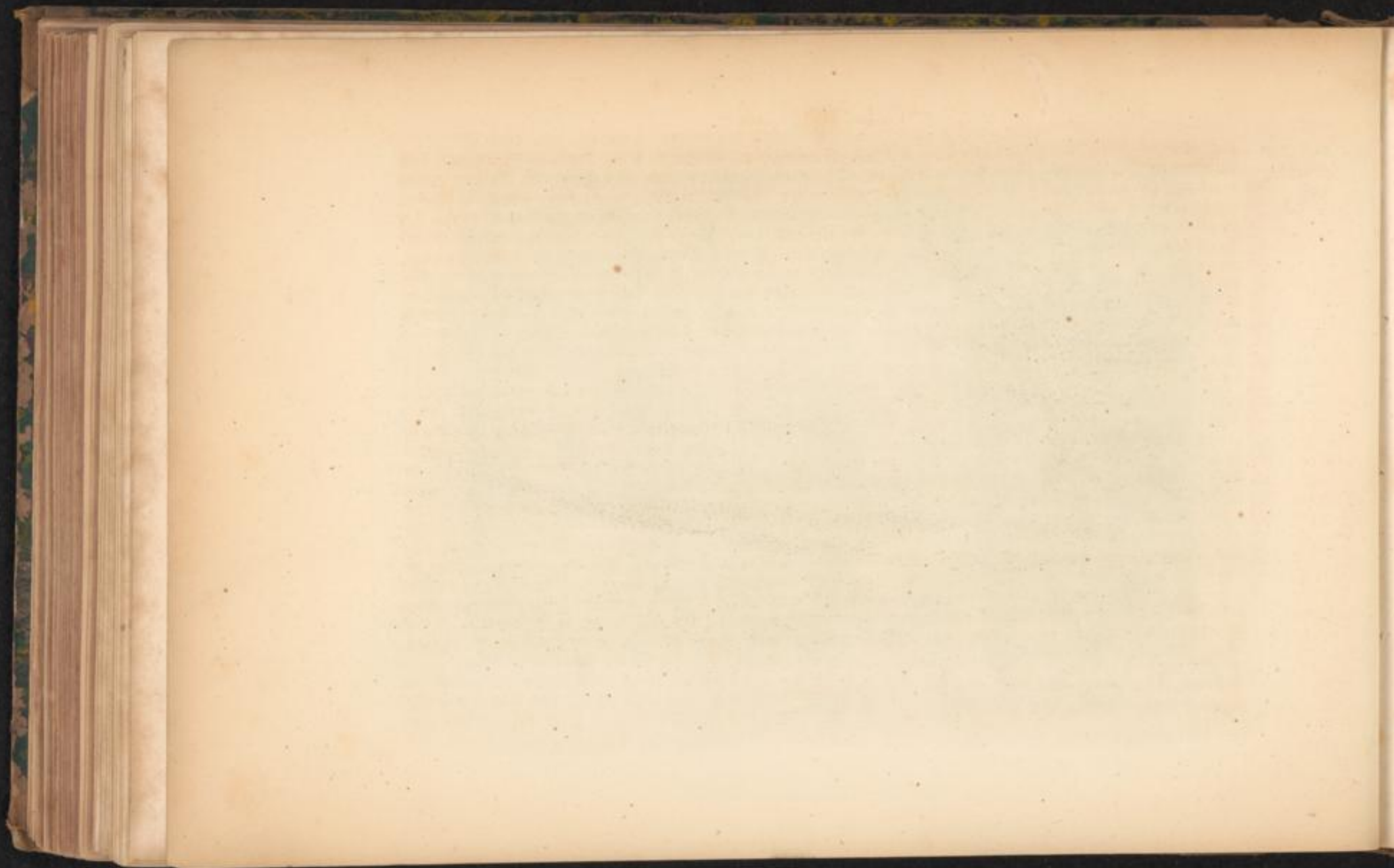


BRANTFLEETON

View of Brantfleeton, in the County of Middlesex.

Engraved by G. Kneller.





Der Umkreis der Stadt ist geschmackvoll angelegt, und prächtige Chaussees führen nach den ehemaligen Lustschlössern der Markgrafen. Drei Viertel-Stunden entfernt ist die Eremitage mit ihrem 84 Morgen großen Park und den hundert architektonischen Spielereien fürstlicher Vergnügungssucht; mit Tempeln, Grotten, Ruinen, Wasserfällen, Wasserkünsteln, japanischen und chinesischen Häuschen, Felsenportalen, Meiereien, einer Einsiedelei für 24 Waldbrüder, — in deren Tracht sich der Hof maskirte, wenn er anwesend war, — und obschon unterm Zahne der Zeit Manches wieder verschwand, so ist doch noch genug übrig, um einen Begriff von der Verschwendung zu geben, welche damals an den Höfen vieler kleinen Fürsten herrschten. — Da sehen wir z. B. einen „Sonnentempel“, dessen Aufbau 100,000 Thaler verschlungen hat, und in demselben einen mit Krystall und Glas ausgelegten Saal, der am Tage durch das Sonnenlicht von Oben, des Nachts durch 1000 Wachskerzen erleuchtet wurde. Was der dunkle Schoof der Erde an Glänzendem, Funkelndem verbarg, was daraus kunstreiche Menschenhände Bewundernswerthes bilden konnten, vereinigte dieser Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten die Wände aus Jaspis; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; Colibri's zwitscherten auf silbernen Bäumen, und Kakadu's wiegten sich hin und her auf goldenen Stäben. Die 8 Marmorsäulen, welche die Kuppel dieses Saals tragen, haben allein über 8000 Louisd'ors gekostet. Und in diesen Räumen führten Ausgelassenheit und nackte Lüderlichkeit das Scepter, und die Laster des Hofes richteten die Sitten des Volks zu Grunde. Von den Markgrafen Georg Wilhelm und Friedrich wurden für unnütze Luxusbauten, Schlösser, Karställe, Komödien- und Opernhäuser, Wasserkünste zc. 3½ Mill. Thaler vergeudet. — Das romantische „Sanspareil“, das zweite Lustschloß der Baireuther Fürsten, ist noch schöner gelegen, obschon weniger üppig ausgestattet. Da hat die Natur mit ihren Felsen, Bächen, Grotten, Wiesen und Wäldern das Beste gethan und mit unvergänglicher Hand geschmückt. — Das dritte Schloß der Lust ist die „Phantasie“, 1 Stunde von der Stadt an der Bamberger Straße. Es ist Eigenthum des Herzogs Alexander von Würtemberg, und dieser hat es verstanden, die Kunst mit der schönen Natur geschmackvoll zu verbinden. Der Park ist groß, vortreflich in Anlage, sorgfältig erhalten, und die Gewächshäuser bergen einen berühmten Schatz der kostbarsten Pflanzen. Im Schloß ist eine Bibliothek aufgestellt, welche die vorzüglichsten Werke der neuern Literatur in den lebenden Hauptsprachen enthält und deren imposantes Lokal mit einer anzuerkennenden Humanität den Einheimischen und Fremden offen steht. Andere Räume des Schloßes enthalten Sammlungen von Gemälden, Statuen, Münzen, Alterthümern, Kupferstichen, und jedem anständigen Reisenden ist der Genuß bereitet, sie mit Ruße zu sehen und zu bewundern. —

Doch was sind alle diese prächtigen Schlösser und Denkmäler der Fürsten gegen den einfachen Grabstein mit der Aufschrift: Jean Paul Friedrich Richter? Ein Paar Schläge an der Uhr der Jahrhunderte werfen alle jene Paläste und Monumente in den Staub, und die Hand der Zeit wischt die unbedeutenden

Menschen, die sie errichteten, noch früher von den Blättern der Geschichte; aber in Jean Paul lebt eine goldene Zeit, die nicht rostet, ein Frühling, der nicht abblüht, eine ewige Jugend. Und an dieser hat nicht nur ganz Deutschland, es hat die ganze Menschheit Theil. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlecht, und er steigt und wird fortsteigen mit jedem Menschenalter in der allgemeinen Liebe und Verehrung. So lange es Menschen gibt, wird Jean Paul's Flammgeist nie verlöschen, so wenig wie der Geist Homer's und Shakespeare's. Wenn einst alle Kronen gefallen sind von den Häuptern der Könige, und zerbrochen alle Schwerter in der Hand der Volksschlächter, und alle Kanonen umgegossen zu Ehrensäulen großer Menschen, und alle Völker in Frieden leben mit einander und glücklich sind in der Liebe und in der Freiheit: da wird noch die Dankbarkeit Tempel bauen über die Bildsäulen der hohen Priester der Humanität, und Jean Paul wird den allergrößten erhalten. „Jean Paul“ — sagt Börne — „hat zwar nicht allen seinen Zeitgenossen gelebt; aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren werden. Jean Paul sang nicht in den Palästen der Reichen; er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Fürsten, er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die weichen Töne seiner Harfe. Jean Paul ist der Jeremias seines gefangenen Volks. Er findet seine Schmerzen, er weckt seine Hoffnung. Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: ich komme, mit dir zu weinen. — Träumt deinem guten Engel — so steht Jean Paul vor seiner Wiege — und wird dir's kalt und frostig in der Einöde deines Herzens — so sucht er dir die Dasen, die versteckten Paradiese, auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter, und in der Asche des ausgebrannten Vulkans findet er den letzten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Jean Paul ist der Sänger der Tugend und der Sittlichkeit. Nie schmückte er die Sünde mit den Blumen seiner Worte, nie bedeckte eine unedle Regung das Gold seiner Reden. Er war der Streiter Gottes für Religion, Recht, Wahrheit und Freiheit, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens unrechtes Gut! Wo er das sah, — da war er ein Donnergott; er war eine blutige Geißel im Strafen, ein David, wenn er niederschleuderte den Riesen Hochmuth, ein Simson, wenn er die Schlaueit, die Arglist, die Untreue schlug, ein Herkules, wenn er den Betrüger, den Lügner, den Unterdrücker den Tyrannen von seiner Höhe in den Staub zog. —

So war Jean Paul. — Fragt Ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? — so sage ich Euch: — Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. —

Das war Jean Paul. — Fragt Ihr, wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? — so sage ich Euch: — Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. —





BRÜCKENTRASSE UND DAS WELLEHORN  
bei Rosenlaui

Nach A. G. Schenk, 4. Teil, Tafel 21. 1836.

Engelmann & Trilinger



## DCLI. Der Reichenbach und das Wellhorn

in der Schweiz.

Die Thäler von Grindelwald und Hasli sind die Perlen der Berner Alpen. Das Grindelwaldthal kann mit seinen Hütten, von Kirschbäumen umschattet, mit seinen dunkelgrünen Wiesen und kleinen Fruchtfeldern, auf welchen Gerste und Sommerroggen gedeihen, mit der erhabenen Wildheit seiner Felsberge und Firnen, welche sich in den Wolken des Himmels verirren, sogar die berühmten Schönheiten des Chamounythals vergessen machen. Aus dem Grindelwaldthal führt ein gebahnter Weg zur höchsten menschlichen Wohnung in unserm Welttheil, nämlich zu einem vielbesuchten Gasthause auf dem Faulhorn, 8140 Fuß erhaben über dem Meere. Aufgebaut mitten in der Region des ewigen Eises, kann der Tourist, während er an der Tafel des großen Speisesaals in eleganter Gesellschaft bei dampfenden Schüsseln und Champagner sich's wohl seyn läßt, den Blick an den Eismeeren und Gletschern, an den zackigen Rippen und Gräten des Gebirgskleibs weiden, oder sich an dem schauerlichen Chaos ergöhen, das einst entstand, als des Feuers Macht in der Erde Bauch die Berge aus ihren Angeln hob und über einander stürzte. Der Mensch sucht das Pikante, er liebt die Kontraste und er macht sich's dabei bequem. Die Schau des Herrlichsten, die ehemals nur dem kühnen Gemsjäger und dem Alpenhirten beschieden war, fällt jetzt dem reichen, verweichlichten Städter ohne Entbehrung und ohne Mühe zu. Und doch, wie klein erscheint der Mensch in seinem Prunksaale mit seiner Pariser Küche in diesen Weltruinen, über denen der Lämmergeier sich wiegt wie ein verirrter Käfer. —

Universum, XIV. Bd.

Ein Fußweg führt aus der Spitze des Thals zur hohen Scheidegg hinüber in's Hasli. Der Roselavigletscher hängt zackig und zerfressen vom Kamm des Gebirgs herunter, und über den von Gießbächen zerrissenen und von Lawinen überschütteten Pfaden stürzt der Reichenbach das Gelände hinab in gewaltigen Sägen mit dumpfem Donner dem Abgrund zu: drüben aber strahlt, in seinen Eismantel gehüllt, der Riese Bellhorn 10,000 Fuß hoch. —

Unser Bild ward auf dieser Stelle gezeichnet.

Das Bild zeigt den Reichenbach und den Bellhorn

in der Schweiz

Das Bild zeigt den Reichenbach und den Bellhorn in der Schweiz. Der Reichenbach stürzt von der Höhe des Gebirgs herab in gewaltigen Sägen dem Abgrund zu. Drüben aber strahlt der Riese Bellhorn in seinen Eismantel gehüllt. Ein Fußweg führt aus der Spitze des Thals zur hohen Scheidegg hinüber in's Hasli. Der Roselavigletscher hängt zackig und zerfressen vom Kamm des Gebirgs herunter. Über den von Gießbächen zerrissenen und von Lawinen überschütteten Pfaden stürzt der Reichenbach das Gelände hinab. Das Bild ward auf dieser Stelle gezeichnet.







SAN FRANCISCO

Just. G. Schmitt, A. 1842, 1000 N. 1000.

Engelmann & Thielke

## DCLII. San Francisco in Kalifornien.

Was treibt den Mann mit ungestümem Drang,  
Sich in des Nüßsals fernstes Land zu wagen,  
Vor keinem Fels, vor keinem Sturm zu zagen,  
Bis er das Ziel der Leidenschaft errang?  
Er sucht das Gold. — Verblendeter! Du suchst  
Was, wenn Du's hast, Du einst vielleicht verfluchst. —

Endlich war alle todte und lebendige Fracht an Bord und des Dampfers Riesenleib setzte sich in Bewegung. Ein Remorqueur half uns aus dem Hafen und nach wenigen Minuten peitschten unsere Schaufelräder die Wogen des großen Oceans. Die Kanonen donnerten unser Valet, als wir den Fels des Kastells von Panama passirten und weithin hallten die Erwiederungs-Grüße in den hohen Gebirgen. Ueber den tausend Zurüstungen und dem Wirrsal bei der Einschiffung war es Abend geworden. Schneller und immer schneller eilte die rothglühende Sonne dem Meere zu. Als sie den heißen Kuß auf die Lippen der kalten Wasserbraut drückte, da schüttelte diese die goldschimmernden Wogenlocken und Himmel und Meer erglänzten in unbeschreiblicher Herrlichkeit, bis die Abendnebel aus den Fluthen stiegen und die Dämmerung ihren grauen Schleier über die Scene breitete. Zu unförmlichen Massen schmolz nun die Küstenlandschaft zusammen. Nur die Spitzen und Hörner der Cordilleren und einige Gipfel fernere Vulkane erfreuten sich noch des Tages. So sonnen sich die großen, höhern Menschen oft noch im späten Alter im warmen Geisteslicht, während für die niedern Naturen schon lange die Seelennacht anbrach.

Unsere Schiffsgesellschaft bestand aus fast 600 Passagieren. Sie war eine Musterlarve aller Völker. Alle diese Menschen hatten nichts mit einander gemein als das Ziel: Kalifornien und den Reisetrieb: Gold durst. So lange es Tag blieb, summt es auf dem Deck wie auf der Börse in London oder New-York. Man hörte alle Sprachen. Mit dem Einbruch der Nacht verödete es allmählig; bloß einige Gruppen blieben zurück, in den Genuß des herrlichen Abends versunken. Das Rauschen der von den rastlosen Schlägen der Schaufeln gepeitschten Wogen dröhnte durch die Stille. Die langhin wallenden Rauchsahnen aus den beiden Schloten vereinigten sich über den Wassern, bis sie in den weißgrauen Nebeln verschwammen. Die Matrosen, fette, braune, aus-

gewetterte Gestalten, hüllten sich in ihre wollenen Decken und warfen sich, des Commando's stets gewärtig, zum kurzen Schlummer auf die gerollten Laue; aus der Küche aber schallte ein lustiges Lied, zuweilen von Gelächter unterbrochen. Endlich erlosch auch der letzte Gipfel der Cordilleren. Ein kühler Ostwind strich von dem Hochgebirg herüber, die Wogen kräuselten sich und spritzten ihren Gischt manchmal auf's Deck. Es wurde feucht und frostig und Alle eilten nach den innern Räumen, um die Schlafstellen aufzusuchen. Keine leichte Aufgabe! Jeder Passagier hatte seine Nummer empfangen: aber Mancher schnarchte in unrechtmäßigem Besizthum, und die Regulirung aller Ansprüche gab zu den drolligsten Scenen und den lächerlichsten Entschuldigungen Anlaß. Die See ging hoch. Das Schwanken des Schiffs vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, und es entstand unter den allerwärts aufgestapelten Koffern, Schachteln und Nachtsäcken eine Revolution. Die vierfach über einander geschichteten Schläfer krochen, durch den Lärm aufgestört, aus ihren Schubfächern, um nach ihren Habseligkeiten zu sehen, und bald glich unsere Kajüte einem Pandämonium. Unverständliche Drohungen und Flüche schwirrten durch den matt erleuchteten Saal. Dort war ein Yankee mit einem leipziger Doktor, hier ein Kreole aus Balparaiso mit ein Paar heißblütigen Spaniern aus Lima in Streit und ein vierschrotiger Holländer saß auf seinem Nachsack neben zwei Franzosen, die, von der Seekrankheit jämmerlich geplagt, sich auf seine breiten Schultern stützten. Endlich ließ zum Trost Aller der Wind nach, der Gang des Dampfers wurde stätiger, und die leichenbleichen Nachtwandler verkrochen sich wieder stöhnend und ächzend in ihre Repositorien. Andere aber, der katzjammernden Dünste und Laute müde, suchten die Treppe und erklimmen das Verdeck.

Mitternacht war vorüber. Im Osten umzogen die ersten Lichtstreifen den Horizont, und das funkelnde Licht der Gestirne ließ die Gipfel des Küsten-Gebirgs in schwachen Umrissen erkennen. Dann und wann führte der Ostwind das ferne Tosen der Brandung an unser Ohr und mengte es mit dem Rauschen der Räder, dem unheimlichen Gesumse in den Räumen unter unsern Füßen und dem Stöhnen unserer Maschinen. — Der Cours des Schiffs war beständig nordwärts. „Wir werden die mexikanische Küste vor Mittag im Angesicht haben“, sagte der Steuermann, und als es Tag wurde, konnte schon das bewaffnete Auge die schroffen Bände der Vorgebirge im Süden der Bay von Tehuantepec unterscheiden. Vor der Küste ragten grotesk geformte dunkle Felsenmassen auf und tief landeinwärts guckten aus der schwankenden Dämmerung die Riesengipfel, welche die Grenzmarken von Mittelamerika hüten.

Die Küste von Mittelamerika zeigt in dieser Breite bald hohe, kahle, kegelförmige Berge, an deren Fuß zuweilen niedrige, mit tropischen Waldungen bewachsene Terrassen entgegenlachen; bald wirbeln aus hochaufragenden Berggipfeln Rauchwölkchen und verrathen den Vorüberfahrenden die vulkanischen Gewalten, welche diese gepriesenen Gegenden beherrschen und oft verwüsten. Auf der mexikanischen, weiter nordwärts, verliert sich die Zuckerhut-

form der Berge. Die isolirten Häupter verschwinden und an ihre Stelle treten lange, wellenförmige Bergrücken, an deren Fuß sich grüne Ebenen ausbreiten, die, gegen das Meer hin, allmählig in dürre Sandstreifen auslaufen, auf welchen bei der Fluth die Wogen sich tummeln.

Am fünften oder sechsten Tage der Fahrt traten wildere und rohere Küstenformen auf. Zackiges Felsgebirg stieg in steilen Absätzen aus dem Hochrücken im Hintergrunde zum Ufer nieder; schwarze, groteske Klippen, oft wie Thürme oder Ruinen alter Schlösser, ragten aus den Fluthen, umtobt von der Brandung, welche ihren weißen Gischt emporwarf, und umschwirrt von kreischendem Gevögel in unzählbaren Schwärmen. Es ist die Südspitze von Alt-Kalifornien, das seine himmelhohe Berggräte als eine zweihundert Meilen lange Zunge, mit der mexikanischen Küste parallel, in den großen Ocean hinausreckt. Ein wildes, trauriges, ödes Gestade! Die Natur scheint auf dieser Felswüste erstorben zu seyn. Kein Strauch, keine Schlingpflanze findet eine Handvoll Erde, um auf dem kahlen Gestein zu wurzeln, das die Stürme peitschen und die tropische Sonne versengt. Das ganze Land gleicht einem großen Grabhügel, unwirthlich und zurückstoßend, und nur für Adler, Seevögel und wilde Thiere zum Aufenthalt einladend. Die spanischen Ansiedelungen in Alt-Kalifornien sind zu Grunde gegangen und das Gebirge wird von den Indianerhorden nur der Jagd wegen durchzogen.

Das Auge des Seefahrenden weilt mit Furcht auf dieser Küste, und der Schiffer sucht so schnell als möglich aus ihrem Bereiche zu kommen. Bei entstehenden Weststürmen, die sehr häufig und plötzlich eintreten, bringt sie den Fahrzeugen Unheil. Kein Nothhafen öffnet hier den geängstigten Seefahrern die Arme, und Klippen und Felsriffe drohen mit Untergang und Verderben aller Arten.

Endlich, nach 4-tägiger Weiterfahrt, wurden die Küstenansichten wieder freundlicher. Dort, wo die neue Grenzlinie zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerika's und Mexiko's vom Gila und der Spitze des kalifornischen Meerbusens herüber nach dem stillen Ocean gezogen ist, verslachen sich die kahlen Gebirge zu waldumgürteten Höhen, die mehr und mehr in's Land zurücktreten und die Küste als ein grünes Hügelland mit zahlreichen Buchten und Einschnitten zurücklassen. Wir begrüßten dicht auf der Grenze, über einem Fort auf einem Vorgebirge, welches ins Meer hinaustritt, das hoch von einem Mast flatternde Sternenbanner der anglosächsischen Republik. — Salutschüsse donnerten und der Gruß der ganzen auf dem Deck des Dampfers versammelten Mannschaft machte Chorus dazu. „Kalifornien!“ — Alle Herzen pochen laut, wie das Wort von Mund zu Mund läuft, und alle Augen hängen mit Verlangen an dem grünen, lachenden Bilde des Landes — des Landes ihrer Hoffnung, ihrer Sehnsucht und ihrer Phantasie, die es mit den glänzendsten Farben malt und vergoldet. — Und schön ist dies Land wirklich, und noch schöner erscheint es unter dem

Eindrücke des Kontrasts, den der Anblick der altkalifornischen Küste geboten hatte. Aus friedlichen Buchten gucken die Niederlassungen der alten und neuen Besitzer hervor, Städtchen mit blinkenden Häusern und kleinen weißen Kirchen, oder einzelne Gehöfte inmitten von Obstgärten und Pflanzungen. Das Klima ist zwar noch fast tropisch in diesem Breitengrade; doch von der Seeluft gekühlt, wird nur im Hochsommer die Hitze dem Kolonisten lästig. Dann thut sie auch der Landschaft auf kurze Zeit Abbruch. Das Gras versengt und die sonst mit Grün bekleideten Berge bekommen ein gelbliches, arides Ansehen. — Ueber San Diego hinaus ändert sich die Küstenansicht abermals. Die Gebirge sind tief in des Landes Innere zurückgewichen; von ihrem Fuße strecken sich Ebenen hin, mit mannshohem Prairiegas und buntblühenden Sträuchern überwachsen, wo Hirsch- und Büffelheerden weiden und der Wolf und der graue Bär jagt oder von dem berittenen Indianer gejagt wird. Wie auf dem Meerespiegel oder in hohen Kornfeldern, so gräbt der Wind auf diesen Steppen seine Furchen und thürmt seine Bogen auf und es ziehen die Wolkenschatten geisterhaft über die weiten Flächen. Doch nicht lange, so treten die Gebirge von Neuem der Küste nahe. Sanft dachen sie sich zu derselben ab, oft durch Thäler gespalten, aus denen kleine Flüsse oder murmelnde Bäche die Wasser des Gebirgs den Buchten zuwälzen, in welche sie sich ergießen. Die Zeichen der Ansiedelung werden fortan mit jeder Stunde häufiger. Zwischen vorliegenden, meist bewaldeten Inseln öffnen sich Häfen mit Städtchen und Dörfern und die Leuchttürme auf den verschiedenen Punkten der Küste, die Signalstangen auf jedem Vorgebirg, das häufige Begegnen von größern und kleinern Fahrzeugen, welche dieses vor wenigen Jahren noch so einsame Meer durchschneiden, sind so viel Zeichen eines neuen, hier heimisch gewordenen, raslos schaffenden Lebens und einer wunderbar schnell sich entfaltenden Kultur. Endlich treten die blauen Linien in der Tiefe des Landes, in nördlicher Richtung, zu bestimmteren Gebirgsgealten zusammen, — und von der Abendsonne erleuchtet sehen wir die Firnen der Sierra Nevada strahlen wie purees Gold! — Es ist das Ziel, das „Eldorado!“ — und keine Fabel, wie das Goldland der alten Seefahrer im Süden; denn die Sierra Nevada ist es, welche den Staub ihrer Goldschätze in die Thäler und Schluchten gestreut hat, wo ihn jetzt Hunderttausende zu Reichtümern sammeln! — „Eldorado!“ — ruft's und zeigt's mit tausend Kehlen und Fingern — und das gierige Auge hängt träumerisch an den fernen schneebedeckten, goldig schimmernden Bergen. Lebhafter knistert's nun unter den Rädern, rascher geht der Kolbenhub in den Zylindern, schneller umdrehen sich nun die Schaufelräder und kräftiger theilt der Kiel die Fluth: an der herrlichen Bucht von Monterey, der einstigen Hauptstadt Kaliforniens, rauscht der Dampfer vorbei, — er sucht „das goldene Thor“. — Alles Lebendige ist auf dem Decke versammelt; Erwartung, bange Hoffnungen, Verlangen, Zweifel, Habsucht, stürmen und wogen in allen Gesichtern; die Unterhaltung verstummt und Jeder scheint nur mit sich und seinen Angelegenheiten und Plänen beschäftigt.

Etwa 3 Meilen von der Oeffnung des Meerbusens von San Francisco ragt hoch über der Meeresfläche ein kegelförmiges Eiland. Es ist der Wächter des goldenen Thors. Das Meer bricht mit furchtbarer Gewalt und Brandung an den Klippen und es scheint, als wollte es sich hier recht austoben, ehe es in die ruhigen Gewässer der Bay hineinrollt. Vorsichtig und respektvoll lenkt der Steuermann den Kiel an dieser umtosten Riesenwarte vorüber, bis der Blick gerade in die Pforte hineinfällt, welche des allgewaltigen Meisters Hand in den Felsdamm des Küstengebirgs gebrochen hat. Wie abgeschnitten stehen rechts und links die senkrechten Bergwände in einer Entfernung von etwa 250 Fuß einander gegenüber. Auf der Zinne der südlichen Wand ragt ein halbzerfallenes Gemäuer, eine ehemalige Befestigung, und hoch darüber wogt die Unionsflagge in den Lüften; an die Südseite aber lehnt sich das alte Presidio der Spanier. Diese Einfahrt nannte Fremont, der kühne Durchforscher dieser Länder, in Auffassung ihrer Zukunft, „das goldene Thor“ — (Chrysothyla) — hindeutend auf die Bestimmung dieses herrlichsten unter den Häfen der Erde, in welchem alle Handelsflotten in voller Sicherheit vor Wind und Fluthen sich bergen können, um, als Mittelpunkt des Welthandels, das zu werden, von dem Tyrus, Karthago, Konstantinopel, London, Liverpool und New-York nur schwache, schattenhafte Andeutungen geben können. Was Byzanz in seiner Blüthe für den Orient gewesen ist, das wird St. Francisco einst für die ganze Erde seyn.

Merkwürdiger Weise reicht die Zeit, in welcher die Hand der Allmacht den Felsdamm zerriß, um die Bay von St. Francisco zu öffnen, noch bis in die der menschlichen Sagenzeit hinan. — Die Indianer erzählen, der große Geist habe in einer finstern Sturmnacht, erzürnt über die empörten Ungeheuer des Oceans, ein Stück aus dem Felsdamm gebrochen und es auf sie geschleudert; darunter lägen sie begraben in der Tiefe. — Geologische Forschungen haben nachgewiesen, daß die Bay noch in späten Zeiten des Erdenlebens ein geschlossener Süßwassersee gewesen, der durch ein Erdbeben, das vielleicht ungewöhnlich große Wassermassen aus dem Gebirge der Sacramentothale zuführte, seine Scheidewand theilweise verlor.

Die Einfahrt ist durchaus sicher, selbst für die allergrößten Schiffe. Keine Untiefen, keine Sandbänke, weder Riffe noch blinde Klippen versperrn das Fahrwasser, oder bringen Gefahr. Es ist herkömmlich, daß die einfahrenden Schiffe sich nördlich, die ausgehenden südlich halten.

Wie das Schiff allmählig aus dem langen Felsenthore in die Bay gleitet, so erweitert und verherrlicht sich der Blick mit jeder Sekunde. Das Meer streckt sich zu beiden Seiten in eine Bucht aus, die das Auge kaum zu übersehen vermag. Ihre hohen Ufer schützen sie vor allen Winden. Ruhig ist in derselben das Meer wie ein stiller Landsee. Aus der spiegelnden Fläche tauchen mehre Eilande empor — manche mit flachen Ufern

und mit Grün bekleidet; ein größeres aber — ein alter Vulkan, — ist nur am Fuße bewaldet und reckt seine schwarze Basaltkuppe malerisch in die Lüfte. Wie weiße Schwäne ziehen Schiffe von allen Größen und jeder Bauart zwischen den Inseln auf der glatten Fläche und dann und wann brausen die großen Dampfer daher, befehlend, herrschend, die rechten Repräsentanten des hiesigen Lebens, das in Eile und Hast dahin tobt. Auf dem Küstensaum der Gilande ist einiger Anbau sichtbar; so auf San Angelo und Yerba Buena; die Schaaren der Seevögel genießen das Recht des Besizes derselben nicht mehr unbestritten.

Nordöstlich verengt sich die Bay, thut sich dann zur Bucht von San Pablo auf, zieht sich bei der aufblühenden Stadt Martinez abermals zusammen, dehnt sich nochmals seeähnlich aus und empfängt, verdeckt von den Felsen von Goat-Inland, den reißenden Sacramento-Ström, den Sohn des Gebirgs, der in seinem und seiner Zuflüsse Rinnsal Mengen des edlen Metalls birgt, auf seinen Bogen aber schon eine ganze Dampfflotte trägt. Mehr als Hundert neue Städte hat an seinen Ufern der goldene Zauberstab in's Dasein gerufen. Die Krone der großartigen Vista ist aber immer die Stadt San Francisco selbst, an der südöstlichen Pforte der Bay gelegen. Imposant steigen ihre Häusermassen einen Hügel hinan, auf dessen Spitze der Telegraph errichtet ist, und lange Häuserreihen strecken sich, wie so viele Arme, auf dem Abhang der Nordbucht hin, oder klettern in die benachbarten Thalgründe hinab; dem Hafen zu hat sie, um Terrain für ihre Erweiterung zu erobern, sogar Krieg mit dem Meere begonnen. Mehre der Kayen sind weit in die Fluth hinausgelegt und der ausgefüllte Zwischenraum gab kostbaren Baugrund zu Dock's, Niederlagen und Magazinen, zwischen denen Kanäle hinlaufen, in welchen die Schiffe bis dicht an die Gebäude gehen und bequem ein- und ausladen. Das größte Interesse gewährt der Hafen selber. Der Mastenwald von 1000 großen Schiffen und das Leben in demselben veranschaulichen recht eigentlich den jungen Riesen, dessen schnelles Wachsthum Alles überbietet, was die üppigste Phantasie des Ostens in ihren Märchen dargestellt hat. Wer das San Francisco vor 6 Jahren sah, jenes Häuflein schlechter Hütten unfern der Jesuitenmission Dolores, mit einem halben Duzend kleiner Küstenfahrzeuge am Strande, den man damals nur auf dem Rücken eines Indianers trocknen Fußes erreichen konnte, und es jetzt wieder sieht, der reibt sich die Augen und glaubt zu träumen. Das heutige San Francisco gibt an Umfang und Schönheit der Gebäude Frankfurt oder Leipzig nichts nach, und eine Bevölkerung, die im Jahre 1847 noch nicht 1000 Seelen betrug, ist jetzt auf 70,000 angewachsen. Die wiederholten Brände der letzten Jahre haben die leichten Holzgebäude und Buden aus der Stadt entfernt, an ihre Stelle sind Häuser von Stein getreten und in dem Maße, als der Reichthum wächst und als crösusartige Vermögen in Menge erworben werden, erhält die Stadt mehr und mehr das Gepräge der Pracht und des Ueberflusses, der auch in seiner äußern Erscheinung nach schönen Formen trachtet. Wenn San Francisco in dem



bisherigen Maßstab fortwächst (und es ist keine Ursache vorhanden, daran zu zweifeln), so wird es vor Ablauf des Jahrhunderts 3 Millionen Einwohner haben und London und New-York an Größe übertreffen.

Bevor wir eine Schilderung der hervorragenden Momente im hiesigen Leben versuchen, denken wir uns noch einmal auf unsern Dampfer zurück! Drei Kanonenschüsse von der Batterie an der Einfahrt rufen uns das Willkommen entgegen und der Telegraph meldet unsere Ankunft in der Stadt an 100 Orten. Alles ist auf den Verdecken versammelt, spähend und in unruhiger Erwartung. Boote und kleine Barken fahren dem Dampfer zu; sie bringen Bekannte und Freunde von Passagieren an Bord, die sie jauchzend empfangen. Je näher dem Landungsplatze, — je gewaltiger umdrängt den neuen Ankömmling das rege Hafenleben. Die stündlich nach dem Sacramento und dem Joaquin abgehenden kleinen Dampfboote rufen im Vorüberfahren ihr Hurrah; Buchsirschiffe rasen hin und her, Segelschiffe aller Art, von der chinesischen Junke bis zu der stolzen Fregatte, mit Volk aller Farben und aller Zonen, die in allen Sprachen der Erde reden, durchkreuzen unsern Pfad, kurz, Alles scheint so sieberhaft und phantastisch, daß sich der, der es zum ersten Male sieht, des Gefühls des Schwindels nicht erwehren kann. Der Wechsel überkommt ihn zu plötzlich. Seine ausschweifendsten Vorstellungen reichen nicht an die Wirklichkeit. Im stillen Ocean, auf der 14tägigen Fahrt pflegte er sich in plastischer Ruhe; hier thut sich plötzlich ein Leben auf, das er nie geahnt hat. Er schaut in dasselbe wie in einen Strudel: voller Lust und voller Bangen, voller Hoffnung und voller Zagen. „Da unten liegt's, was Du suchst, der Schatz des Reichthums, das Gold, das Dir ein Leben voller Genuß, Unabhängigkeit und Bequemlichkeit schaffen soll — aber hineinstürzen mußt Du, um es zu erhaschen! Wird es gelingen? Wirst Du statt eines Gewinns nicht eine Mieth ergreifen und dann, inmitten des leicht erworbenen Reichthums und des erfolgreichen Zagens Anderer nach Glück, nicht die Entbehrungen der Armuth zehnmal schmerzlicher empfinden, als in der Heimath? Solche Gedanken packen und zwacken die Mehrzahl der Kalifornia-Wanderer und gar Viele fühlen die Qualen getäuschter Hoffnung und der Furcht, noch ehe sie das Land ihrer Sehnsucht und ihres Wagens betreten haben. —

Ober-Kalifornien, das Land, dem das Gold ein so fabelhaftes Fortschreiten und Gedeihen gegeben hat, war, so lange es unter spanischer Herrschaft stand und zu Mexiko gehörte, einer der unbekanntesten Striche unsers Erdbodens; ja, so gänzlich unerforscht war sein Inneres, daß selbst die besten Karten bis zum Jahre 1840 seine hydrographischen und Terrainverhältnisse ganz unrichtig angeben. Das Wissen darüber beschränkte sich auf das Wenige, was durch die Niederlassungen (Missionsstationen) der Jesuiten bekannt wurde, welchen Land und Volk überlassen war. Die Etablissements derselben waren an der Küste und auf einigen Punkten der schiffbaren Flüsse zerstreut; die Thätigkeit der Väter aber ging nicht über den Zweck hinaus, die nächstwoh-

nenden Indianerstämme zu Christen zu bekehren, d. h., ihnen die äußeren Formen des christlichen Kultus beizubringen, um sie nebenbei der Priesterschaft dienstbar zu machen. Kein Lichtstrahl der wahren Christusreligion fiel in die umnachtete Seele der armen Rothhäute und kein nützlichcs Wissen machte sie glücklicher. Unwissenheit und Finsterniß, Aberglaube und Verdummung waren allezeit den Söhnen Loyola's Volksheilighümer, die man nicht antasten durfte, wo sie vorhanden waren, und für die man Propaganda machen mußte, wo sie mangelten. So war's gestern, so ist's heute.

Erst in den 40er Jahren, als die Handelsleute der Vereinigten Freistaaten ihre Unternehmungen immer weiter nach Westen ausdehnten und ihre kühnen Emissäre das Eis der Felsengebirge überstiegen, um die Gegenden jenseits desselben zu erforschen, — fiel Licht auf jene bisher unbekanntcn Länder. Obrist Fremont machte die Erforschung der Wegsamkeit der Bergkette und einer bequemen Route vom Mississippi nach dem Stillen Meere (der kalifornischen Westküste) zu seiner Lebensaufgabe, und den mehrfachen Reisen dieses mit allen nöthigen Kenntnissen und Hülfsmitteln ausgerüsteten Mannes danken wir die ersten richtigen Karten und Begriffe über die Beschaffenheit Utahs und Kaliforniens. Fremont stattete über die Erfolge seiner Entdeckungsexpeditionen der Unionsregierung Bericht und lenkte dadurch zuerst die öffentliche Meinung auf die Würdigung jener so lange vernachlässigten Länder. Die uralte Sage von Kaliforniens Goldreichthum fand Fremont in den Erzählungen der Indianer und in dem mancherlei Goldschmuck derselben bestätigt; aber über die Fundorte und die Ausdehnung der Goldlager konnte er keine sichere Informationen erlangen. Daß die alte Sage kein Märchen sey, war jedoch klar und dies hielt das Interesse der Nordamerikaner für Kalifornien beständig wach.

Als daher im Jahre 1846 die Einverleibung des ehemals zu Mexiko gehörenden Texas zum Kriege zwischen der Union und jenem Staate führte, der mit der Eroberung der Hauptstadt der Azteken durch die Amerikaner endete, — so machte die Union die Abtretung Ober-Kaliforniens gegen eine Geldentschädigung zur Friedensbedingung. Dies war im Jahr 1847. Ober-Kalifornien hatte damals nicht ganz 8000 Einwohner europäischer (spanischer) Abstammung, die in den Missionen der Jesuiten und an einigen kleinen Küstenorten sich niedergelassen hatten. Die Jesuiten verließen das Land und die Unionsregierung schritt sofort nach der Besitzergreifung zu den Maßregeln für rasche Kolonisation. Sie begünstigte die Einwanderung in jeder Weise. Mehrere Auswandererzüge aus dem Westen wählten, als Fremont einen bequemen Paß durch's Felsengebirge gezeigt, sich die Dampfschiffahrt auf dem Missouri bis zum Yellow-Stone-River ausgedehnt, und zudem die Mormonen ihre Niederlassung am großen Salzsee, auf halbem Wege, gegründet hatten, Kalifornien zu ihrem Ziele. Die wunderschönen Gegenden des untern Sacramento innerhalb 50 englischen Meilen von St. Francisco wurden die ersten Niederlassungen der Amerikaner in dem neu erworbenen Lande, und zu ihnen gesellte sich bald

eine Anzahl deutscher und Schweizer Kolonisten. So entstanden die ersten Pichtungen am Sacramento und die Indianer, gutmüthige, friedliche Menschen, überließen den Einwanderern einen Theil ihrer Jagdgründe und zogen sich tiefer in's Land zurück.

Ein wohlhabender Schweizer, Namens Sutter, hatte sich am Sacramento, 70 englische Meilen oberhalb San Francisco, unfern der Stelle niedergelassen, wo der American-River, ein reisendes, mächtiges Bergwasser, dessen Quellen in der mit ewigem Schnee bedeckten Sierra Nevada entspringen, mündet. Sutter gedachte das starke Gefälle zur Anlage einer Mühle zu benutzen. Das war im Frühjahr 1848. Er ließ einen Kanal zum Mühlengraben auswerfen, und bei dieser Arbeit war es, wo ein alter Indianer, der graben half, mit dem Schlamm ein Stückchen gelbes Metall auswarf. Eureka! \*) rief der Rothhäutige mit freudestrahlendem Auge, als er es aufhob und seinem Herrn reichte. Es war — Gold.

Sutter und sein Gesinde hielten die Sache geheim eine Zeit lang und sammelten im Verlaufe einiger Wochen für mehre Tausend Dollars des Metalls; als aber ein Zufall den Schatz verrieth — da lief die Kunde wie ein Blitz durch das Land, durch die Union, durch die Welt! Die ganze arbeitsfähige kalifornische Bevölkerung ergriff Hacke, Schaufel und Spaten und eilte nach dem American-River, um Gold zu suchen. Da wurden die Städte leer, die Dörfer und Hofstellen verlassen; das Wild grasete in den Saaten, Kinder und Kranke starben hilflos; die Soldaten verließen ihre Fahnen, die Offiziere desertirten ihnen nach; Richter und Beamte schlossen ihre Amtslokale, die Advokaten nahmen den Quersack und die Schaufel und folgten der Bevölkerung in's Goldland. Die Schiffe, deren Mannschaft davonlief, verfaulten im Hafen — keine Hand blieb übrig, die Waaren zu löschen oder zu laden, oder das Steuer zu führen. Das Gold hatte alle Bande der Pflicht und der Verträge zerrissen, alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt; und da in den ersten Monaten nur die reichsten Lager des goldhaltigen Gerölles bearbeitet wurden, so fanden diese ersten Gräberschaaren viel Gold, und die Berichte darüber, noch vergrößert, setzten die ganze Welt in Erstaunen und in Aufregung. Die Bevölkerung in den Distrikten der Union kam in Bewegung; Hunderttausende verkauften Haus und Hof, verließen Gewerbe und Geschäft und nahmen den Wanderstab nach Kalifornien. Die ganze Westküste Amerika's schickte ihre Kontingente; Oregon entvölkerte sich; die Insulaner des großen Oceans wurden vom kalifornischen Fieber angesteckt; der König der Sandwichsinseln und die Königin Pomare erließen strenge Auswanderungsverbote aus Furcht vor einer Gesamt-Emigration ihrer Völkerschaften. Tausende zogen selbst aus Australien her und das Himmlische Reich verschloß vergeblich seine Thore: — schon im Jahre 1849 kamen 12,000 Chinesen nach San Francisco mit Hacken

\*) Eureka! „Ich hab' s“. — Das Wort ist zum ewigen Gedächtniß der Wappenspruch des neuen Staats geworden.

und Schaufeln. Jeder Tag brachte Kunde von neuen Goldlager-Entdeckungen, und schon Ende des Jahres 1849 war es erwiesen, daß die Goldhaltigkeit des Alluvialbodens sich über ein Gebiet von 50,000 englischen Quadratmeilen ausdehne und dieser unerschöpfliche Goldschatz doch nur zu dem in seiner Geburtsstätte, den Schneebergen der Sierra Nevada, wie ein Tropfen zum vollen Eimer sich verhalte. Im ersten Jahre war der Durchschnittsverdienst eines Goldsuchers über 25 Dollars täglich; Viele ernteten das Zwanzigfache, Einzelne wurden durch glückliche Funde in wenigen Tagen reich. Da das Goldwaschen fast alle menschliche Arbeit absorbirte, so entstanden daraus unglaubliche Nothstände und Verhältnisse. Die Bevölkerung und die Tausende der täglichen Zuwanderer zerstreuten sich in die Thäler und Gerinne der Flüsse und Bäche bis hoch in die Gebirge, wo sie sich in Reißig-hütten, oder kleinen Zelten ein dürftiges Obdach zu verschaffen suchten. Weg- und steglos waren diese Gegenden und so sehr von den Häfen und Küstenstrichen abgeschnitten, daß die Lebensmittel nur auf die mühseligste und kostspieligste Weise auf dem Rücken der Maulthiere und Menschen hingeschafft werden konnten. Bei jedem Gewitterregen schwellen die Gebirgswässer an, zerstörten die Arbeiten der Goldsucher und hoben für Tage und Wochen die Kommunikation mit San Francisco — dem damals einzigen Markt für die Lebensbedürfnisse, — auf. Manchmal verhungerten die Menschen in den Bergschluchten neben ihren Goldsäcken; oft gaben sie ihren ganzen Schatz, das Produkt langer Arbeit, für einige Pfund Mehl hin, um nur das Leben einige Tage zu fristen. Maulthiere wurden im Jahre 1848 bis zu 1000 Dollars bezahlt; eine wollene Decke mit hundert Dollars u., für eine Flasche Rum oder Wein gab man eine Unze Goldstaub. Auf dem Landwege über das Felsengebirge und die Sierra Nevada gingen die Einwanderer zu Tausenden an den Strapazen einer 4monatlichen Reise in den unwirthbaren, von wilden Indianerstämmen bewohnten Ländern zu Grunde. Weil jeder Ankömmling nur nach Gold strebte, und sein Ziel nach den Goldwäshen im Gebirge richtete, so konnten die nöthigen Arbeitskräfte für San Francisco und zum Transport der Lebensbedürfnisse der Goldgräberschaaren kaum zu den unglaublichsten Preisen erlangt werden. Der Matrosensold stieg auf 400 Dollars monatlich; der Taglohn in San Francisco auf 20 Dollar; der des Handwerkers auf 30 bis 40. Die geringsten Handleistungen wurden mit Gold aufgewogen. Keine Wäsche wurde mehr gewaschen; kein Kleid mehr ausgebessert; denn Wasch- und Flicklohn betrug mehr als der Werth der Sache. Man ließ die Häuser in New-York, England, Frankreich, Deutschland zimmern und fertig nach Kalifornien schaffen, um sie da zusammen zu setzen; und manche solcher Bauspekulationen gaben anfänglich Reichthümer. Für eine Kammer eines Holzhauses war der Miethpreis monatlich 100—300 Dollars; für Magazine, 20 Ellen im Quadrat, 5000—8000 Doll. jährlich. Das Baumaterial wurde mit den ungeheuersten Kosten aus entfernten Ländern herbeigeht, obschon das beste in nächster Nähe in Ueberfluß vorhanden

war: aber da Alles Gold suchte und Gold fand, so waren keine Hände übrig, das Holz zu fällen und die Steine zu bearbeiten. — In Chili machte man die Backsteine für San Francisco, in Valparaiso und Lima sägte man die Bretter, China sandte das Heu für die Maulthiere, die Sandwichinseln den Hafer, England die Gerste, — und das Faß Mehl, welches in New-York 4 Dollars kostete, wurde von den Goldwäschern im Gebirge manchmal mit 200 Dollars bezahlt. Die Geschäfte nach Kalifornien wurden unter solchen Verhältnissen zu einem Lotto spiel, in welchem Jeder den Einsatz auf Ternen und Quaternen machte. Je nachdem eine Waarenladung in San Francisco einen leeren oder vollen Markt traf (was im Voraus nie zu berechnen war), so wurden 1000 und 2000 Prozent verdient, oder Alles verloren; denn in unzähligen Fällen mußten bei momentaner Ueberführung des Marktes ganze Schiffsladungen von Importen unter dem Frachtpreise verschleudert werden, weil weder Magazine genug vorhanden waren, sie aufzunehmen, noch auch die Einführer Mittel und Muth genug hatten, die ungeheueren Kosten eines längeren Auflagerens zu wagen. Heute reich, morgen Bettler — war das Motto dieser Bevölkerung geworden, die heute schwelgte, um vielleicht morgen trockenes Brod mit Goldstaub aufzuwiegen — und bei diesem Auf und Nieder wurde das Leben selbst den wildesten, rohsten Leidenschaften zum Raub. Keiner traute dem Andern mehr; nirgends in der Welt war das Gold theurer, als da, wo es Jeder im Kothe finden konnte. Der monatliche Zins gegen Grundhypothek stieg auf 5 Prozent, der Wechseldiskont auf ein Prozent für jeden Tag. Die Regierung war kraftlos; die Legislatur ohne Autorität. Kein Gesetz wurde geachtet, Mord, Diebstahl und Brand waren die Tagesordnung eben so in San Francisco, wie in den Minen und Wäschereien. Die Sicherheit des Eigenthums ruhte am Ende nur noch im Gesetze der Nothwehr und der Stärke der Faust, und die Lynch, jene furchtbare Justiz ohne Gerichtshof, die den auf frischer That ertappten Dieb am nächsten Baum hängt, wurde Ketterin der Gesellschaft. Niemals hat Elio solche Geschichten oder Zustände aus der Kinderzeit eines Staats aufzuzeichnen gehabt, und schon der Gegenwart, so nahe sie ihr liegen erscheinen sie, wie die Visionen eines Romanschreibers.

Und doch war's das erste Lebenszeichen eines Herkules! Seit 1848, seit Sutter's Indianer das erste Goldstück aufhob, — hat das Feuer der Nordbrenner San Francisco 7mal mehr oder weniger zerstört; aber ehe seine Asche recht kalt wurde, ist es jedes Mal herrlicher, größer und prächtiger erstanden, als es zuvor gewesen. Die staatliche Organisation ist aus der Anarchie, die Ordnung aus dem Wirrsal, die Achtung vor dem Gesetze aus der Geseflosigkeit erwachsen und die freieste Verfassung vereint jetzt eine Bevölkerung zu friedlichem Emporblühen, welche zusammengesetzt ist aus allen Völkern der Erde, die alle Sprachen, wie beim Thurmbau zu Babel, redet und ihres Gleichen nicht mehr auf der Erde hat. Handel und Gewerbe haben ihre Geleise gefunden; das Angebot der Arbeit zum Kapital, Lohn und Erwerb, fanden das richtige Verhältniß, bei dem sich Alle wohl befinden und Alle zu Reichthum und Wohlstand gelangen können. Die Vermögen wechseln nicht mehr wie vor

einigen Jahren, — es sey denn in den Händen professioneller Spieler; denn die Leidenschaften sind gezähmt und die Beispiele ihrer rohesten Ausbrüche, die sonst die Tagesordnung waren, sind Seltenheiten geworden. Die Zeichen der Gesittung und der geselligen Ordnung treten jetzt überall, in den Städten wie in den fernsten Niederlassungen der Minenarbeiter, dem Beobachter entgegen, gegenseitiges Vertrauen hat persönlichen Kredit geschaffen, das Kapital ist wohlfeiler geworden und der Zinsfuß sinkt von Monat zu Monat zu einem billigen Normalmaße herab. Im ganzen Lande, hinan bis zu den Quellen des Joaquin und Sacramento, werden Städte und Dörfer erbaut, entstehen Niederlassungen und Gehöfte, der Ackerbau macht reißende Fortschritte und über zwanzigtausend Arbeiter sind zur Zeit beschäftigt, die Kommunikationsmittel zu erleichtern, Brücken zu bauen, Dämme aufzuwerfen und das Land mit Straßen zu bedecken. Ueber fünfzig Dampfschiffe befahren den Joaquin und Sacramento; zwei Eisenbahnen, die eine nordwärts von San Francisco nach Shasta City, die andere südwärts nach Stockton, sind in Angriff, Theater erheben sich in San Francisco, Sacramento City, Stockton und Venicia; die öffentliche Meinung des Landes findet ihren Ausdruck durch siebenzehn Zeitungen und Journale, Tagesblätter erscheinen in allen größern Städten nicht bloß englisch, sondern auch französisch, spanisch und deutsch. Selbst die Söhne des himmlischen Reichs (die Einwanderung der Chinesen ist bereits auf 30,000 Köpfe gestiegen) erbauen ein Theater in San Francisco und haben eine Druckerei errichtet. Eine Universität ist fundirt, höhere Schulen sind in Stockton, San Sacramento und San Francisco errichtet oder im Entstehen; der Elementarunterricht ist überall organisiert, Kirchen und Schulen werden aller Orten gebaut und der Sinn für Wissenschaft und Kunst findet in literarischen und musikalischen Klubs und Vereinen Ausdruck. Auch das Familienleben gewinnt mit jedem Tage mehr Kraft und Festigkeit, seitdem die Einwanderung der Frauen, die in den ersten Paar Jahren sehr schwach war, zugenommen hat. Der größte Krebschaden an der Gesellschaft in Kalifornien ist noch zur Zeit die Hazard-Spielsucht, welche der schnelle und leichte Erwerb von Reichthümern begünstigt. Es gibt nicht weniger als 400 Spielhäuser in San Francisco, und keine Stadt des Landes hat sich von dieser Pest frei erhalten können. Bei'm Roulett und Monte wechseln täglich hunderttausende von Dollars ihre Besitzer und Betrug, Ueberlistung, Debauche und Verzweiflung sind die Stammgäste in jenen Häusern der Habsucht und des Verbrechens.

Als Stadt ist San Francisco recht großartig angelegt, auch schön gebaut, und wer es vor den großen Bränden gesehen hat mit seinen Holzhäusern, Buden, Barracken und Zelten, kennt es nicht mehr. Sie ist im Range jetzt die erste Stadt am stillen Ocean. Ihr Wachsen ist unglaublich schnell. Während sie sich noch im Jahre 1849 von Ost nach West nur von Montgomery-Street am Strande der Bay bis nach Dupont-Street erstreckte

und in der Richtung von Nord nach Süd von California-Street bis Broadway reichte, hat sie jetzt nicht nur ihre Straßen tief in die Bay selbst hinausgeschoben, sondern auch die nächsten Höhen und Thäler mit Häusern überdeckt. Der heutige Umfang ist 6 englische Meilen; aber schon ist wieder ein neuer Raum von 2 engl. Meilen mit Straßenlinien besetzt, und ehe das Jahrzehnt zu Ende geht, wird San Francisco Wien und Berlin an Größe nicht nachstehen. Anfangs vorigen Jahres war die Zahl der Einwohner 30,000; man schätzt sie jetzt auf 70,000 und rechnet auf den Bau von 1500 neuen Häusern in diesem Jahre. California-, Clay-, Washington-, Sacramento- und Jackson-Street und die Stadttheile zwischen der Battery und Rincoi-point dehnen sich gegenwärtig über ein Stück von der Bay aus, wo noch vor 2 Jahren über 100 Schiffe anker-ten. Große Bauten von Werften, Kayen und Magazinen entstehen auf verschiedenen Punkten an der Bay, und der Hafen selbst erlangt eine immer größere Ausdehnung. Die schönsten Theile der Stadt sind die Squares um Montgomery-, Stockton-, California-Street und Broadway. Dort ist der fashionable Stadttheil, das „Westend“, wo die Millionäre, die Banken und Großimporteure ihre Wohnungen haben, wo die Staatsverwaltung ihre Sige hat, die schönsten Hotels und die prächtigsten Spielhöhlen anzutreffen sind. Portsmouthsquare ist ebenfalls eine imposante Häusergruppe. In allen Stadttheilen aber summt, rennt, fährt und reitet das geschäftvolle Leben, und selbst New-York, wo das Tagen und Treiben der Menschen so sehr auf-fällt, ist mit San Francisco nicht zu vergleichen. Auf keinem Punkte der Erde ist aber auch das Yankee-Wort so wahr: Time is money (Zeit ist Geld), als hier, wo Jeder ohne Ausnahme von dem Vorsatz fortgetrieben wird, in der kürzesten Zeit reich zu werden, und wo Jeder in der sparsamsten und vortheilhaftesten Benutzung der Zeit das Mittel dazu erkannt hat.

Bei der raschen Ausdehnung der Stadt müssen ihr die nächsten Ortschaften bald einwachsen. Süd-wärts rücken die Häuserreihen der ehemaligen Jesuitenmission Dolores, einem rasch aufblühenden gewerbsamen Städtchen, entgegen, und ein anderer Ort, Happy-Valley, ist schon Vorstadt geworden. Hier wohnen vorzugsweise Arbeiter und Handwerker um große Etablissements, die auf Rhederei und Schiffbau Bezug haben. Die täglich zunehmende Frequenz des Hafens durch Schiffe aus den entferntesten Weltgegenden gibt beständig zu vielen Ausbesserungen Veranlassung, welche bei dem hohen Preise aller Handarbeit (der Schmied- und Zimmergesell erhält auch jetzt noch 8—12 Dollars täglich; und für den Tagelöhner ist 4—6 Dollars der gewöhnliche Lohn!) zu einer Quelle des Reichthums für viele Handwerker werden. Als die einträglichsten der hiesigen Geschäfte haben sich aber kluge Bauunternehmungen und Spekulationen in Land, das, bei der Stadt gelegen, sich wegen ihres Wachstums, bald zu Bauplätzen eignet, erwiesen. In vielen hundert Fällen ist Land, welches vor 5 Jahren der Acker unter 10 Dollar in Menge erworben werden konnte, in

diesem und im vorigen Jahre, als Baustellen zertheilt, für den tausend- und mehrfachen Preis verkauft worden. Gärtnerei und Landwirthschaft sind für fleißige Hände in der Nähe von San Francisco so ergiebige Goldgruben als die Sierra Nevada selber.

Unsere Ansicht ist vom Telegraphenhügel aufgenommen. Kein Standpunkt gewährt eine so schöne und großartige Ansicht. Zu den Füßen des Beschauers liegt die aufblühende Stadt, der Hafen mit seinen 1000 Schiffen, die Bay mit den schnaubenden, jagenden Dampfern und den stolzen hochbordigen Seglern, und in der Mitte des Meerbusens ragt die Inselpyramide gen Himmel, erbaut von der Hand der Allmacht. Ihr Haupt ist nackter Fels, den Tausende von Seevögeln in dichten Schaaren, wie leichtes Gewölk, allezeit umspielen. Jenseits der Bay, an deren Ufer die Dörfer und Städte emporschließen wie die junge Saat nach einer warmen Nacht, senken sich die Gehänge der Coast Range, einer schön geschwungenen Bergkette, mit ihren Flüssen und Bächen zum Gestade und in weiter, weiter Ferne erspäht ein scharfes Auge, hoch über dem Horizonte, den Wolken ähnlicher als den Bergen, die schwankenden Umrisse jener Sierra Nevada, wo, unter den Firnen des ewigen Todes, der Zauberer Hof hält, welcher alle diese Wunder menschlicher Thätigkeit in's Leben gerufen hat.

#### DCLIII. Staaten-Inseln bei New-York.

Düsterer Urwald warf seine Schatten auf einen Boden unerschöpflicher, unbenutzter Fruchtbarkeit. Tausendjährige Eichen und riesige Ahornbäume spiegelten ihr Bild in dem Hudson und aus der sumpfigen Niederung an seiner Mündung hoben die dunkelgrünen Kiefern ihre breiten Kronen und die Weißtannen ihre gefiederten Gipfel. Keine Art hatte noch das Dickicht gelichtet und ein gewaltiges Verkürzen des Pflanzenlebens war nur im Kampfe der verschiedenen Gewächse um Selbsterhaltung möglich. Die hochaufgeschossenen Stämme, von rankenden Sträuchern umarmt, von Schlingpflanzen erdroffelt, von einer zudringlichen jugendlichen Nachkommenschaft beengt, starben ab; aber lange nach dem Tode kleidete sie noch das Gewand des frischen Lebens. Epheu, Winden, Hopfen, Brombeeren und andere kletternde und rankende Pflanzen wanden sich um Stamm und Aeste und Parasiten nisteten auf jedem Zweige. Sie deckten die Leiche mit ihrem Grün zu und der wilde Wein band mit seinen Stricken den abgestorbenen Baum an den lebendigen fest und erhielt ihn dadurch aufrecht. In den prächtigen Blätterkuppeln der Waldfürsten hingen die grüne und die rothe Traube zur Speise für die Vögel, und





STAMMEN - INSLAND  
bei New York.

von K. Schwanke & Co. New York, 1850.

Spezial-Abbildung





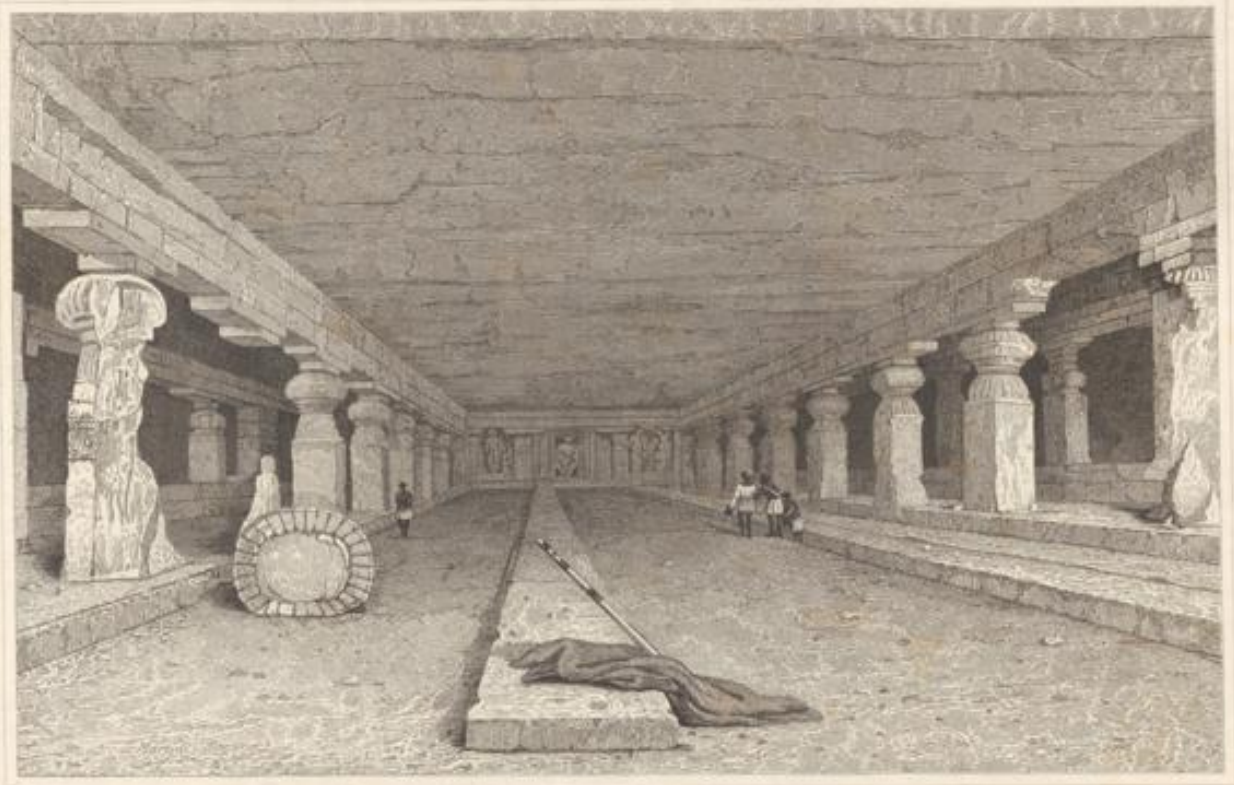
unten weideten Bison und Hirsch, und sprangen das Reh und der Hase, und in dem Gebüsch schlüpfen die bunten Eidechsen und Schlangen, und die Schaaren von Schmetterlingen und Cikaden und Libellen gaukelten um das Laub der Sträucher oder naschten an ihren Blüthen und an den Blumen der Staudengewächse, welche jede offene Stelle im Urwald schmückten. Dieser Wildniß Kind und zugleich unumschränkter Herr war der rothhäutige Mensch. In schwache Indianerstämme gespalten, hatte er seine Hütten aus Büffelhaut oder von Baumzweigen gruppenweise am Ufer des Meers oder des Flusses, oder in versteckten Waldwinkeln aufgeschlagen. Unstät wanderte er umher von einem Jagdgebiet zum andern; und die Frau, des Mannes Sklavin, zog ihm mit den Kindern nach. Die Natur war wie im Paradiese; des Menschen Herrschaft über sie war noch keine drückende; aber der Friede des goldnen Zeitalters wohnte nicht auf diesem Stück Erde. Tödtlicher Haß trennte die Stämme und Horden der Indianer und der Haß erbte fort von Geschlecht zu Geschlecht. Krieg und Fehde endeten niemals; die Gefahr folgte dem Menschen auf jedem Schritt, er mußte beständig auf der Hut seyn, oder auf der Lauer, die Freude des ruhigen Genusses und das Gefühl der Sicherheit waren ihm unbekannt. Schlau und listig, grausam und todtverachtend, rachsüchtig und tapfer, zu jeder Anstrengung wie zu jeder Entbehrung fähig und aufgelegt, war der Mensch gleichsam das reißendste unter den wilden Thieren des Urwalds; und auch seine Neigungen und Bedürfnisse waren den andern gleich. Dem Indianer war die Jagd seine einzige Lust und sie gab ihm seine einzige Nahrung. Er verschmähte es, Früchte und Pflanzen zu genießen. Sein Gesetz war des Stammes Gewohnheit, sein Recht des Armes Stärke, sein Kultus die Verehrung der Naturkräfte, die Furcht war sein Gebet. Der Donner war die Stimme, der Blitz, welcher die Eichen des Waldes niederschmetterte, war die Hand des großen Geistes. —

Also waren des Hudsons Ufer beschaffen und die Menschen, die es bewohnten, als vor 250 Jahren eine Gesellschaft vertriebener Calvinisten aus Holland an dieser Küste landete, um sich eine neue Heimath und der Gewissensfreiheit ein Asyl zu gründen. Die Flüchtlinge errichteten auf Staaten-Insel (dem sie den Namen gaben) eine kleine Faktorei für den Tauschhandel mit den Rothhäuten, und gegenüber, auf der Spitze des Hudsondelta, erbauten sie ein Duzend Blockhäuser mit einem hölzernen Kirchlein und nannten die Niederlassung Neu-Amsterdam.

Dritthalb Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Wie klein ist diese Spanne Zeit und wie groß ist die Verwandlung! Was ist aus jenem morastigen Eiland im Hudsondelta und aus seinem Walde geworden, in dem das Geheul des Wolfs und des Bär widerhallte? Das Paradies von Neu-England, in dem die lachenden Bilder der Gesittung in allen Farben glühen und der Reichthum und der Luxus der nahen Weltstadt Feste feiert das ganze Jahr. Die Insel ist ein Garten; Villen prangen auf jedem Hügel, und in jedem Thal und in jedem Grändchen ist das Leben der feinen Welt in anmuthigen Cottages versteckt, umgeben von freundlichen

und geschmackvollen Gartenanlagen, wo sich die schönsten Kinder der Flora aus allen Welttheilen versammelt haben. Breite Fahrwege zwischen den sammtnen Greens und den wohlgepflegten Pflanzungen, oder am Saum der Parks entlang, durchkreuzen die Insel in allen Richtungen. Die Jagdlust der reichen New-Yorker, welche in Staaten-Island die fashionable Villeggiatur genießen, hat Wildgehege angelegt, und wo der Bär den Rothhäuter schreckte, weidet jetzt das gefleckte Reh oder der braune Hirsch rudelweise und ohne Scheu vor dem Menschen. Der wilde Dornbusch hat dem Rosenparterre Platz gemacht und das hohe Schilf des Sumpfs der gefiederten Krone des Dattelbaums im Palmenhaus. Wunderbare Verwandlung! Und wir fragen: Wer war ihr Meister? Der Mensch, ist die Antwort; sein „Werde!“ war das Zauberwort. Auf sein Gebot bedeckte sich das niedrige Delta des Hudson mit der größten und herrlichsten Stadt der neuen Welt; auf sein Geheiß sammelten sich dort die Kaufleute aller Nationen; auf sein Geheiß segelten die Schiffe der Erde dahin; auf sein Geheiß suchten die Eisenstraßen und Kanäle den Hudson auf wie ihren Mittelpunkt, und kommen daher tausende von Meilen weit; auf sein Geheiß schwingt sich im Augenwinken der Gedanke an dem leitenden Drahte von Ocean zu Ocean; auf sein Geheiß sichten der harte Granit und der weiße Marmor Paläste auf; auf sein Geheiß flößt das Binnenland seine Wälder zu den Werften der Metropole, damit sie, als Flotten, die Meere befahren und beherrschen; auf sein Geheiß schicken die Länder der ganzen Erde die Erzeugnisse ihrer Natur, ihrer Gewerbe und ihrer Künste an den Hudson zu Markt; auf sein Geheiß entsendet die Wissenschaft ihre Schätze dahin, nicht um aufgespeichert zu werden in staubigen Bibliotheken, sondern um Frucht zu tragen dem Leben durch den Unterricht in tausend Schulen und in Anstalten, welche nützliche Kenntnisse zum Gemeingut Aller machen. Wo einst der Mensch im thierähnlichen Naturzustande haufete, da hat jetzt die höchste Verfeinerung des Lebens ihre Heimath gefunden und wo der rohe Wille eines Einzigen im Gebiet seiner Gewaltherrschaft über Leben und Tod seiner Nebenmenschen verfügte, da thront die höchste Blüthe der Gesittung und des Rechts, die bürgerliche Selbstregierung, während und schützend den Frieden, das Eigenthum und die Freiheit des Größten wie des Kleinsten; und wo einst nichts gegolten hat als die stärkere List und der stärkere Arm, die Keule und der Tomahak, da wehrt die öffentliche Meinung mit Allmacht jedem Angriff, jedem feindlichen Gelüst des Stärkern gegen den Schwächern, des Reichen gegen den Armen, der Ungerechtigkeit gegen das Recht durch tausend unabhängige Organe, und ihrem Dienste sich hinzugeben hält jedes hervorragende Talent, jeder hohe Charakter, jeder reiche Geist und jedes Genie für die höchste Ehre. Und der Mensch, der das gethan hat, der Zauberer, auf dessen Gebot diese Wunder geschehen sind, — ist nicht der Mensch mit einer Krone, nicht der Mensch mit einem Stern, nicht der Mensch in einer Livree: — es ist der freie Bürger.





See a description of this cave in 1838.

DATTARAJ GROTTO  
(Caves of Ellora in India)

Engraving by Thomas

DCLIV. *Oher-Warrah.*

Die Kunst ist eine Tochter ihrer Zeit und jedes ächte Kunstwerk ist das Porträt der Bildungsstufe des Volks, aus dem es hervorging, des Geschmacks, der Empfindung und der Phantasie, welche bei seiner Hervorbringung thätig waren. Darum hat jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner Zeit Rechnung zu tragen, es hat seine eigene Schönheitsregel und ist keiner andern unterworfen.

Wie die Kultur des Menschengeschlechts überhaupt eine Menge Entwicklungsstufen von den rohesten Anfängen bis zur Gegenwart überschreiten mußte, wie sie im Laufe der Jahrtausende bald im raschen Fortgange begriffen war, bald stagnirend stille stand, bald wie die ebbende Woge weit zurückschritt, gleichsam, um einen neuen Anlauf zu gewinnen für den weitem Fortschritt: — so hat auch die Baukunst eine Menge Entwicklungsperioden durchlaufen. Die Formen dieser Entwicklung waren bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten nothwendig verschieden. Sie waren bedingt durch Klima und Bedürfnisse, Denk- und Vorstellungsweisen, durch Sitten und Gebräuche. So bildeten sich die verschiedenen Architekturstyle, welche mehr oder minder in dem jeweiligen Volksleben wurzeln.

Die Urgeschichte der Architektur hüllt sich, wie die aller andern Künste, in Dunkelheit. Das rohe Bedürfnis der Wohnung war ihre Mutter. Der Mensch sah den Biber Hütten bauen, er sah den Löwen oder den Bär in Höhlen Obdach suchen und seinen Haushalt einrichten: und er baute sich auch Hütten, oder grub sich Höhlen aus. Das Blockhaus des amerikanischen Hinterwäldners, die Erdhütte des Eskimo sind die architektonischen Urtypen, die bis in die Sagenzeit des Menschengeschlechts reichen.

Es ist fruchtlos, zu diesen ersten Zeiten hinabzusteigen; denn diese rohen Anfänge waren zu vergänglich, um der spätern Forschung ihre Spuren zurückzulassen. Erst als ein Motiv für die Errichtung dauernder Bauwerke vorhanden war, als die monumentale Architektur durch die erhabenen Vorstellungen der Religion und durch die Bedürfnisse des Kultus ins Daseyn gerufen worden, konnten Werke entstehen, die im Stande waren noch künftigen Jahrtausenden Zeugniß zu geben von den Kulturzuständen und Vorstellungen von Völkern, deren Staub verweht ist.

In Indien, als der anerkannten Wiege des Menschengeschlechts und der ältesten Kultur, ist der Schauplatz, wo die ersten, bleibenden Denkmäler der Baukunst ins Leben gerufen wurden und sich noch vorfinden. Was wir dort sehen, das sehen wir, mit zwar veränderten Formen, welche die veränderten Ortsverhältnisse bedingten, in Aegypten und allen den Ländern wieder, wohin sich die indischen Argonautenzüge erobernd und kultivierend, kolonisirend oder Staaten gründend richteten. Unverkennbar ist die Stammverwandtschaft in den ältesten Monumenten Aegyptens mit denen des indischen Sonnenlandes. Thebens ewige Tempelbauten und die Necropolen seiner Könige erinnern an die ältesten Monumente Asiens, und in den Formen der Grabdenkmäler der Küste von Coromandel erkennen wir Verwandte der Pyramiden. — Der Charakter der altindischen Bauwerke, welche fast ohne Ausnahme den religiösen Kultus zum Motiv haben, zeugt von einer gewaltigen Größe der Konception unter dem Einfluß einer regen Phantasie und eines begeisterten Gefühls, das, den Banden des berechnenden Verstandes fremd, ins Formlose hinüberschweift. In Indien, wie später in Aegypten, war die Priesterschaft Jahrtausende lang ausschließlich die Trägerin der Kultur. Die Tempel der Götter sollten Ehrfurcht und zugleich Grauen erwecken. Ihre Formen mußten folglich den rohen Völkern imponiren und zu der Religionslehre passen, welche die Nationen dem eisernen Joch des Cultus willenlos unterwarf und sie in die Fesseln der Priester schmiedete.

Die reichgestaltige Götterlehre der Hindus, einer Welt religiöser Sagen und Märchen, kam jener phantastischen, barocken Richtung der Baukunst zu Statten. Die ganze geistige Existenz des Hindu dreht sich beständig im Reiche der Phantasie; das Nächste und Gewöhnliche sieht er im Lichte des Wunderbaren; seine eigene Geschichte verschwimmt vor seinem Auge und löst sich in Sagen auf. So war es bei diesem Volke vom ersten Anfang an. Darum ist seine Baukunst, obschon sie sich nicht mehr zu den gewaltigen Konceptionen der alten Zeiten erheben kann, auch jetzt noch ein Aufeinanderhäufen von phantastischen Formen, und die Betrachtung derselben endigt, so sehr man auch Einzelnes bewundern mag, mit dem Eindruck der Verwirrung.

Unter den ältesten indischen Baudenkmalern stehen die unterirdischen Tempelbauten im Dekan, vorzugsweise in der Gegend von Bombai, in der vordersten Reihe. Sie sind mit unbegreiflicher Mühe in den Felsen des Porphyrgebirgs gehauen und bilden unterirdische Grotten von oft ungeheurer Größe — Säle von verschiedener Höhe, Länge und Breite, öfters viele mit einander verbunden, seltener ein einziger gesonderter Raum. Die ausgehauenen, meistens mit Verzierungen geschmückten Decken werden stets von 2 Reihen Säulen getragen, die gewöhnlich Thier- oder Menschengestalten vorstellen oder sonst verzierte Formen haben und zu einer Estrade am Ende des Raumes, dem Sanktuarium führen, an dessen Rückwand die Gestalten der Götter aus dem Fels gemeißelt und in Relief abgebildet sind. Die berühmtesten Monumente dieser Art sind die Höhlentempel von Elephanta, von Carli, auf der Insel Salfette und bei Ellora. Hier ist der Dher-Barrah einer der besterhaltenen,







ANSICHT VON WÜRZBURG

von A. Bartsch del. & J. G. Schmitt sculp.

Verlag v. Neumann, Neudamm

welcher den Braminen noch zum Cultus dient. Der im Bilde dargestellte Hauptsaal ist über 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und die auf beiden Seiten an den Säulen hinlaufenden Bänke oder Stufen dienten dem Volke als Sitze. Die Zeit seiner Erbauung verliert sich in die Sagenzeit; die braminische Chronologie rückt sie in das 6. Jahrtausend vor Christo; die neuere Forschung gibt jedoch allen Höhlentempeln bei Ellora einen jüngern Datum und läßt sie etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstehen. Sonst sind die Außenwände dieser Tempel vielfach mit Götterbildern und Ornamenten verziert und manche haben Vorhöfe mit frei aus dem Fels gehauenen colossalen Elephantenfiguren und Denkfeilern, die mit geschichtlichen Darstellungen überfüllt sind.

Der Eindruck, den diese gewaltigen Denkmäler auf den gebildeten Europäer zurücklassen, ist mehr grauenhaft als angenehm. Uns beengt in diesen unterirdischen Räumen, dem Produkt der mühseligsten Menschenarbeit, das Gefühl des Bedauerns und unsere Vernunft wendet sich mit Widerwillen ab von den abscheulichen Darstellungen der Gottheit, die zwar unser Verstand zu enträthseln sucht, aber unser geläuterter Begriff abgeschmückt findet. Kämpft auch unsere Phantasie mit den ungeschlachten Bildern, so geschieht es nicht mit unsterblichen, sondern mit irdischen Waffen. Unser Gedanke kann nicht heruntersteigen zu den Motiven dieser Bilder ohne Ekel und ohne Mitleid und wir eilen hinaus, wie wir hinein getreten sind, mit dem Gefühl des Grauens, um unsern Geist wieder zu erfrischen am Tageslicht und ihn aufzurichten zu Gott an der großen, hohen, herrlichen Natur.

### DCLV. Heilbronn.

Im schönen fruchtbaren Neckarthale, auf der Stelle einer römischen Niederlassung, entstand bald nach dem Untergang der Römerherrschaft Heilbronn, welchen Namen der Ort einer Quelle entlehnte, der der Volksglaube in jener Zeit große Heilkräfte zuschrieb. Der Flecken blühte schnell auf und Karl der Große, welcher sich eine Zeitlang zum Gebrauch der Bäder dort aufhielt, erbaute sich ein Schloß, das er zum Rang einer königlichen Pfalz erhob. Stadtrecht erhielt Heilbronn vom Kaiser Heinrich IV., und Konrad III. verlieh ihm sammt seinem Gebiet die Reichsunmittelbarkeit, welche erst kurz vor der Auflösung des Reichs selber



ANSICHT VON WÜRZBURG

von A. Bartsch & N. G. Schreyer del.

W. G. Schreyer sculp.



welcher den Braminen noch zum Cultus dient. Der im Bilde dargestellte Hauptsaal ist über 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und die auf beiden Seiten an den Säulen hinlaufenden Bänke oder Stufen dienten dem Volke als Sitze. Die Zeit seiner Erbauung verliert sich in die Sagenzeit; die braminische Chronologie rückt sie in das 6. Jahrtausend vor Christo; die neuere Forschung gibt jedoch allen Höhlentempeln bei Ellora einen jüngern Datum und läßt sie etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstehen. Sonst sind die Außenwände dieser Tempel vielfach mit Götterbildern und Ornamenten verziert und manche haben Vorhöfe mit frei aus dem Fels gehauenen colossalen Elephantenfiguren und Denkfeilern, die mit geschichtlichen Darstellungen überfüllt sind.

Der Eindruck, den diese gewaltigen Denkmäler auf den gebildeten Europäer zurücklassen, ist mehr grauenhaft als angenehm. Uns beengt in diesen unterirdischen Räumen, dem Produkt der mühseligsten Menschenarbeit, das Gefühl des Bedauerns und unsere Vernunft wendet sich mit Widerwillen ab von den abscheulichen Darstellungen der Gottheit, die zwar unser Verstand zu enträthseln sucht, aber unser geläuterter Begriff abgeschmückt findet. Kämpft auch unsere Phantasie mit den ungeschlachten Bildern, so geschieht es nicht mit unsterblichen, sondern mit irdischen Waffen. Unser Gedanke kann nicht heruntersteigen zu den Motiven dieser Bilder ohne Ekel und ohne Mitleid und wir eilen hinaus, wie wir hinein getreten sind, mit dem Gefühl des Grauens, um unsern Geist wieder zu erfrischen am Tageslicht und ihn aufzurichten zu Gott an der großen, hohen, herrlichen Natur.

### DCLV. Heilbronn.

Im schönen fruchtbaren Neckarthale, auf der Stelle einer römischen Niederlassung, entstand bald nach dem Untergang der Römerherrschaft Heilbronn, welchen Namen der Ort einer Quelle entlehnte, der der Volksglaube in jener Zeit große Heilkräfte zuschrieb. Der Flecken blühte schnell auf und Karl der Große, welcher sich eine Zeitlang zum Gebrauch der Bäder dort aufhielt, erbaute sich ein Schloß, das er zum Rang einer königlichen Pfalz erhob. Stadtrecht erhielt Heilbronn vom Kaiser Heinrich IV., und Konrad III. verlieh ihm sammt seinem Gebiet die Reichsunmittelbarkeit, welche erst kurz vor der Auflösung des Reichs selber

verloren ging. Im Jahre 1803 kam es mit den übrigen schwäbischen Reichsorten an Württemberg zur Ausstattung des neuen Königreichs aus der Fabrik Napoleons.

Heilbronns herrliche Lage in einem der gesegnetsten deutschen Gauen, der Wein, Obst und Getreide in Ueberfluß hervorbringen und an der Stelle, wo der Neckar für größere Fahrzeuge schiffbar wird, auch am Kreuzpunkte mehrerer Hauptstraßen, wo der Verkehr zwischen West- und Ost-, Süd- und Norddeutschland wechselt, hat dem Orte so viel Elemente beständigen Gedeihens gegeben, daß es nicht Wunder nehmen kann, wie trotz großer Unfälle in frühern Zeiten und nach dem Verluste seines Gebiets und seiner Selbstständigkeit, die Stadt fortschreiten konnte in Wohlstand, Größe und Bevölkerung. Sie hat jetzt nahe an 13,000 Einwohner und eine noch raschere Entwicklung ist in dem Fall vorauszusehen, daß die Stadt das Kreuz der Eisenwege erhält, welche zur zweckmäßigsten Verbindung der bayerischen, württembergischen und badischen Bahnen noch nothwendig sind. Ein Hauptnahrungszweig Heilbronns, das Expeditionsgeschäft, wird dann einen großen Aufschwung erlangen.

Das Innere von Heilbronn ist in seinen ältern Stadttheilen gar stattlich und behäbig, nach nürnbergischer oder augsbürgerlicher Weise; die neuern Partien sind freundlich und licht, wenn auch ohne höhere Ansprüche auf Schönheit. Die Altstadt prangt mit mehren großen, durch Styl und Bauart ausgezeichneten alterthümlichen und geschichtlich merkwürdigen Gebäuden; Rathhaus, Gözens Thurm (wo der Berlichingen gefangen saß), das Schloß, die Kilianskirche, der herrliche Brunnen am Markte sind des Beschauens wohl werth.

Der Gewerbfleiß hatte von jeher in Heilbronn eine rühmliche Stätte, und verschiedene Fabrikationszweige genießen weithin einen begründeten Ruf und werden großartig betrieben. Zwei Maschienen-Papierfabriken setzen allein jährlich für eine halbe Million Gulden ab; und der Gesamtwert der hiesigen Fabrikate wird zu 3 Millionen jährlich, die Anzahl der Hände, die durch sie beschäftigt werden, über 8000 geschätzt.

Das Leben in Heilbronn ist angenehm und nicht theuer. Es ist, wie in fast allen württembergischen Städten, viel Bildung und viel Wissen unter der Bevölkerung verbreitet und in der Gesellschaft herrscht ein freier ungezwungener Ton, den die strenge Scheidung nach Klassen und Ständen, — hier wenig bekannte und noch weniger beliebte Dinge, — nicht beeinträchtigt.

Große Männer mit großen Zwecken hat Heilbronn unter seinen Mitbürgern niemals gehabt; Menschen, die die Erde verändern und in das Rad der Weltgeschichte eingriffen, hat es nicht geboren; aber an glücklichen, heitern Alltagskindern hat es, wie die Sage geht, hier nie gefehlt. Heilbronn hat nichts dabei verloren. Ich gehe selbst lieber an zehn schlichten Bürgerhäusern vorüber, wo das Glück wohnt, als an einem Palaste.





SCENERIE auf dem BAY JUAN  
in  
CENTRAL-AMERICA

Ans d. Amerikan. S. 201. No. 1. 1828.

Wagner & Neuberger





## DCLVI. Auf dem St. Juan in Centralamerika.

Das Schicksal gibt dem Menschen oft den Wundbalsam früher als die Wunde. So geht es Hunderttausenden, welche den zitternden Boden der europäischen Heimath mit der sichern Landveste der neuen Welt vertauschen, ehe ihre Kraft und ihr Muth gebrochen sind und ehe die Verarmung ihnen die Mittel genommen hat, dem Verderben zu entinnen. Sie eilen fort, nicht um der klaren Vorstellung von Dem willen, was über sie kommen würde, wenn sie blieben; dunkles Unglücksahnen weckt ihren Wandertrieb, das Mißbehagen ist der Cherub, die Unzufriedenheit ist das Flammenschwert, das sie von hinnen treibt und sie drängt, sich zu trennen von Allem, was ihrem Leben Werth gab in ihren Augen: — von den Banden des Bluts und der Freundschaft, von der süßen Gewohnheit des Daseyns, von dem angeerbten Besitze, von dem Hause, in dem sie geboren wurden, von den Gräbern ihrer Väter und Mütter, ihrer Schwestern und Brüder. Die Meisten folgen dem Auswanderungsimpuls instinktmäßig, dem Wilde ähnlich, welches vor dem Erdbeben in die Ferne flieht. Aber wüßten auch Alle: warum? so wissen doch die Wenigsten sich klare Rechenschaft zu geben über die Frage: wohin? In vielen Fällen diktiert der Zufall die Antwort und es geht dabei dem Auswanderer wie jenem Alpenreisenden, welcher sich über die Gletscherpässe bei Nacht führen ließ, damit er nicht auf den gefährlichen Pfaden vor den Abgründen erschrecke. Indem sie den blinden Zufall walten lassen, erwarten sie gleichsam vom Schicksal, daß es sie im Finstern durch die nächste Zukunft leite, damit sie nicht sehen die Gefahren, die sie umgeben, die Leiden und Entbehrungen, die sie erwarten, die Schluchten und Berge, die in ihrem Wege liegen und sie sich nicht betrüben über die Entfernung ihres Ziels.

Es bleibt immer ein so ungeheurer Entschluß, das Vaterland auf immer zu verlassen und damit die tausend Bande zu zerreißen, die uns an dasselbe knüpfen, daß gewiß selbst unter dem intelligentern Theil der Auswanderer die Wenigsten den Muth haben, sich die volle Konsequenz ihres Entschlusses klar zu machen. Viele machen sich weiß, der Akt selbst sey nur ein Versuch oder ein Schritt, der zurück gethan werden könne, sobald die Verhältnisse anders geworden seyen, die sie wegstreiden, oder ein reichlicher Gewinn ihrer Mühen im fremdem

Landes sie in die Lage versetzt habe, im alten Vaterlande unter glücklichen Auspicien unabhängig zu leben. Recht Viele bergen diesen Gedanken wie einen Talisman des Trostes in dem geheimsten Kämmerchen ihres Herzens. Sie gehen fort, ihrem Glück vertrauend, und so lassen sich Tausende nicht von den sichersten, sondern den glänzendsten und vielversprechendsten Ausichten leiten, und die Wenigsten denken an die Möglichkeit, daß gerade das Blendendste die gefährlichste Täuschung verbergen mag. Wenn sie dann inne werden, daß sie Kahngold ergriffen, als sie ächtes aufzuheben glaubten — so wundern sie sich und schütten ihr Ach und Weh über Andere aus, während sie bloß ihre eigene Unbesonnenheit anzuklagen haben. Wer die Auswanderung wie eine Lotterie ansieht, der darf sich nicht wundern, wenn er eine Niete zieht. Der einzeln stehende Mann mag, wenn er will, das Glücksspiel immerhin wagen; aber das Schicksal einer Familie unüberlegt auf eine Karte zu setzen — ist ein Verbrechen. Nichts ist für eine Familie bitterer als getäuschte Hoffnung in der ferneren neuen, selbstgewählten Heimath, für die man alle Güter des Lebens in der alten zurückgelassen und hingegeben hat.

Für auswandernde Familien ist in neun Fällen unter zehn der Zweck: Erwerbung von Grundbesitz, dessen Kultur und die Verwerthung seiner Erzeugnisse. Zu diesem Zweck sind folglich nicht bloß die physischen Verhältnisse des neuen Landes und die Produktionsfähigkeit des Bodens, sondern auch die Produktionskosten und Absatzverhältnisse für die gewonnenen Erzeugnisse und die Natur seiner staatlichen Einrichtungen und seiner Bewohner in Betracht zu ziehen.

Unter den physischen Verhältnissen eines zur Kolonisation zu wählenden Landes sind die klimatischen die ersten und wichtigsten. Sind sie ungünstig, so muß von der Wahl eines solchen Landes unbedingt abgesehen werden; denn keine anderen Vortheile können dafür Ersatz bieten.

Es ist aber eine allgemeine Erfahrung, daß das Klima in den heißen Erdgürteln der germanischen Organisation, wie der aller nordischen Völker, so nachtheilig ist, daß dadurch von vornherein jede deutsche Kolonie nach den tropischen Ländern als widersinnig erscheint. Selbst die dafür viel weniger empfindlichen romanischen Völker leiden doch in den heißen Klimaten in so hohem Grade, daß sie rasch degeneriren. Nur in der Vermischung mit Negerblut hat sich in Mexiko, Mittelamerika und in den südamerikanischen Ländern die spanische und portugiesische Race auf die Dauer von drei Jahrhunderten überhaupt erhalten können. Die alten Geschlechter der romanischen Einwanderer und Eroberer sind längst verschwunden; an ihrer Stelle besitzen und herrschen die Kreolen — die Mischlinge aus afrikanischem und spanisch-portugiesischem Blute — in jenen sonnigen Reichen und Ländern. Es ist eine sich fortwährend wiederholende und immer von Neuem bestätigte Erfahrung, daß germanische und romanische Kolonistenfamilien, wenn sie ihre Blutsreinheit bewahren, in jenen Klimaten selten über die dritte Generation hinaus dauern. Wenn auch das tropische Klima die Vegetation mit Ueppigkeit

bekleidet und ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch Früchte zeitigt, mithin die bloße Existenz des Menschen am meisten erleichtert und dem Kolonisten in dieser Beziehung alle Sorge hinwegnimmt, so ist es doch eben deshalb der höhern Menschenentwicklung hinderlich und es tritt den meisten Ansprüchen feindlich entgegen, welche jenseits des Bedürfnisses der bloßen Fristung des Daseyns liegen. In den Ländern der gemäßigten Zonen hingegen findet der Germane die verwandten Vegetationstypen seiner Heimath; er findet gleiches Klima, gleiche Jahreszeiten, gleiche Grade und gleichen Wechsel der Kälte und Wärme; er findet eine Natur, die ihm ihre Früchte nicht umsonst, sondern als Lohn der von Haus aus gewohnten Arbeit spendet, nur mit dem Unterschiede, daß der jungfräuliche Boden ihm die auf die Kultur desselben verwandte Mühen durch vielfach reichern Ertrag besser vergilt, als im alten Vaterlande, und dieser Ertrag ihm vom Staate nicht verkümmert wird. Es bleibt sein, was seine Arbeit erworben hat. — Neben den klimatischen Verhältnissen soll der Amerika-Wanderer auch die geognostischen oder Bodenverhältnisse recht sorgfältig erforschen und prüfen; denn die Flora und Fauna der Gegend, in der er sich niederzulassen gedenkt, ihr Wasserreichthum und ihre Wegbarkeit sind davon abhängig und die mineralischen Reichthümer, das Vorhandenseyn oder der Mangel an Erzlagerstätten und Flözen fossiler Brennstoffe machen in eben dem Maße ihren Werth und ihre Wichtigkeit geltend, je eifriger man nach ihrer Ausbeutung trachtet und je zugänglicher die Mittel dazu geworden sind. Sie werden in allen Fällen für die Wahl der Niederlassung dann den Ausschlag geben, wenn die sonstigen Verhältnisse gleich sind, und sie können die sicherste Reichthumsquelle für die Zukunft werden, aus der noch Kinder und Enkel schöpfen. Wo das Unterirdische einer Kolonistenstelle Mineralschätze, namentlich Kohlen verbirgt, da läßt sich auch voraus der untrügliche Schluß machen, daß eine solche Gegend einst zum Sitz von Industrien werde, welche eine dichte Bevölkerung und eine oft jede Berechnung übertreffende Werthsteigerung des Grundbesitzes hervorrufen. Wo keine Kohlen sind, da ist Wasserkraft ein Schatz für die Zukunft, der gemeinlich viel zu wenig bei der Ortswahl einer Niederlassung berücksichtigt wird. In den Vereinigten Staaten sind die Beispiele sehr häufig, daß eine große Wasserkraft, die beim Ankauf des Grund und Bodens gar nicht in Anschlag kam, von der später einwandernden Industrie allein mit dem zehn- und zwanzigfachen Preise bezahlt wurde, welchen das ganze Gut ursprünglich kostete. —

Auf der ganzen Erde ist kein Fleckchen mehr, dessen Besitz in der Gegenwart lohnend und lochend erscheint, das nicht von den seefahrenden Europäern oder ihren Abkömmlingen als Eigenthum in Anspruch genommen wäre. Ueberall, wohin sich die Deutschen wenden, finden sie also schon einen Herrn des Landes oder Bodens, sey es der Staat, oder der Privatmann. Er muß, um Bodeneigenthum zu erwerben, es erkaufen entweder von dem einen, oder von dem andern.

Wenn die Menge des Grundbesitzes, der für ein gewisses Kapital zu erlangen ist, für die Wahl des Kolonisationsorts einen praktischen Werth haben könnte, so würde der Strom der germanischen Auswanderung sich längst vorzugsweise nach den tropischen Ländern gerichtet haben. Dort ist rohes Land von unerschöpflicher Fruchtbarkeit unglaublich wohlfeil. Die Republiken in Mexiko, Mittelamerika und in den Aequatorialgegenden Südamerika's sind immer bereit, von ihrem unermesslichen unbebauten Landeigenthum Strecken von vielen Quadratmeilen zu Preisen an deutsche Kolonisationsvereine zu veräußern, welche selten mehr als  $\frac{1}{4}$  Thaler für den Morgen betragen, und oft noch vortheilhaftere Käufe sind mit Privat-Grundbesitzern in jenen Gegenden abzuschließen. Aber diesem lockenden Verhältniß stehen die traurigsten Erfahrungen entgegen. Verderben folgte noch fast allemal jedem Versuche germanischer Kolonisation in den Tropenländern Amerika's auf dem Fuße. Wenn es auch der deutschen Natur gelingen könnte, die zerstörenden Wirkungen des tropischen Klima's auf den Organismus zu ertragen, so wird der Deutsche doch unmöglich dem Drang zur Trägheit unter dem Einfluß der Hitze und bei dem Umstande widerstehen können, daß ihn die Nahrungsmittel zur Fristung des Daseyns fast ohne Mühe in den Schooß fallen und er für den Ueberschuß der Produktion in den meisten Fällen keinen vortheilhaften Markt findet. Umgeben von der arbeitsscheuen romanischen Bevölkerung, wird der Charakter des deutschen Ansiedlers ausarten, er wird die dem germanischen Volksstamme eigne Umsicht, Ausdauer, Thatkraft und Spekulationslust verlieren, eingezwängt in fremde gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse und von einer fremden Nationalität überwuchert, wird er sich unbehaglich, unglücklich und elend fühlen. Mit den Romanen und ihren Nachkömmlingen, den Kreolen, sich zu assimiliren, ist für den Deutschen geradezu unmöglich, von ihnen sich beherrschen zu lassen, drückend, die Idee aber, die Nationalität auf isolirten Punkten der deutschen Kolonisation inmitten der fremden Bevölkerung unangetastet zu erhalten, zur socialen Geltung und zu staatlichem Einfluß zu bringen, hat sich allemal noch als eine Chimäre erwiesen. Es bleibt daher immer die Auswanderung nach den Vereinigten Freistaaten von Nordamerika die bei Weitem sicherste und empfehlungswertheste und sie ist jeder andern, — würde sie auch unter den allerlockendsten Umständen geboten, — vorzuziehen. Nur erwarte Keiner, der in die Nordamerikanische Union übersiedelt, daß auch da eine Behauptung und Entwicklung der deutschen Nationalität für die Dauer möglich sey, und daß im Staatsleben der großen Republik das deutsche Volk, so viele Millionen auch noch hinüberziehen werden, jemals als solches zur Geltung kommen werde. Vernünftig ist nur das Eine, — sich nämlich der stammverwandten anglo-sächsischen Race, welche jedes andere Volks-Element mit unwiderstehlicher Kraft aufsaugt, auf das Schnelligste zu assimiliren und in ihr aufzugehen; kurz — das Deutsche abzustreifen und Amerikaner zu werden. Daß das deutsche Volk, als solches, berufen sey, in Nordamerika sich wieder zu vereinigen und eine politische und sociale Rolle zu spielen, und in

dieser eigensten Gestalt einen Weltberuf zu erfüllen habe, ist — eine poetische Fiktion. Ein Traum ist's und bleibt's, werde der Wahn auch von den Besten und Weisesten behauptet.

Viele Hebel, Kräfte und Thätigkeiten des Eigennuzes und des Irrthums sind in neuester Zeit geschäftig gewesen, den Strom der Auswanderung aus Deutschland in andere Bahnen zu lenken. Kapital und Spekulation haben sich in den Besitz großer, fruchtbarer Landstriche in den romanischen Ländern Amerika's gebracht und diese mit den lockendsten Farben den Deutschen zur Kolonisation empfohlen. Da sind Vereine entstanden zur deutschen Ansiedelung in Mexiko, Centralamerika und auf der Muskitoküste; zur Niederlassung am Orinoco, in Peru, in Ecuador und in Neu-Granada; ja sogar die brasilianischen Kreolen, denen das schwarzhäutige Sklavenfleisch für ihre Zucker- und Kaffeepflanzungen seit dem Verbote der Negerinfuhr zu theuer geworden war, haben sich wohlfeiles weißhäutiges auf dem deutschen Markte gesucht und sie haben auch herz- und gewissenlose Menschen als Werber und Mäkler aufgefunden, welche ihnen, gegen zu zahlende gute Provision, die Waare, nämlich deutsche Familien, für die bloßen Ueberfahrtskosten zu Tausenden liefern. — Unglück und Jammer ohne Maß sind daraus für viele Deutsche erwachsen und noch vieler Tausende harret durch die Teufelskünste ihrer Verföhler und durch ihre eigene Leichtgläubigkeit, Einfalt und Unbesonnenheit das schlimmste Loos. Selbst den bestimmtesten Versicherungen und Versprechungen, welche von den Regierungen in jenen romanischen Staaten Amerika's zur Begünstigung der deutschen Einwanderung gemacht werden, soll man keinen Glauben beimessen. Sie sagen bereitwillig alle möglichen Unterstützungen und Vortheile zu; aber selbst, wenn wir nicht immer die Aufrichtigkeit derselben bezweifeln wollen, so steht doch allemal in Frage, ob diese meist schwachen und machtlosen Regierungen, welche gemeinlich nur die Faktionen repräsentiren, die eben im Besitz der Herrschaft sind, sie halten können, und die Erfahrung hat in den meisten Fällen bewiesen, daß sich alle diese Zusagen zuletzt darauf reducirten, der deutschen Einwanderung rohes Land, dessen Kolonisation man oft nur aus einem politischen Grunde, der dem Interesse der Einwanderer fremd oder ungünstig war, wünschte, umsonst oder gegen ganz geringe Preise zum Anbau anweisen zu lassen, sie — zu dulden und ihr den allgemeinen, der Regel nach gar schwachen Schutz der Landesgesetze zu gewähren.

Lassen wir uns durch eine vorurtheilsfreie Betrachtung und die Erfahrung bei Bildung unsers Urtheils leiten, — die Phantasie soll dabei nie mitsprechen! — so reducirt sich die Frage der deutschen Auswanderung auf folgende einfache Sätze:

a) sie ist nur nach den gesunden Ländern der gemäßigten Zone, deren Klima dem deutschen gleich ist, oder sich von demselben wenig unterscheidet, anzurathen;

b) allen andern sind die nördlichen Gegenden der Vereinigten Freistaaten von Nordamerika vorzuziehen;

e) der Auswanderer dahin verlasse das alte Vaterland mit dem festen Vorsatz, in kürzester Frist Amerikaner zu werden, Amerikaner mit Fleisch und Blut, mit Leben und Streben. Die Visionen vom Aufbau eines Jungdeutschlands in Nordamerika, und von Geltendmachung unserer Nationalität in der Union gebe er völlig auf. Es sind Träume. Jeder deutsche Auswanderer sey vielmehr gewiß, daß er in der Union ein Volk trifft (die anglo-sächsische Race), welches, dem deutschen zwar stammverwandt, ihm doch in allen Dingen des Geschäftslebens weit überlegen ist, und dem er sich so schnell als möglich assimiliren muß, wenn er gut und rasch fortkommen will. Er muß sich der Strömung des anglo-sächsischen Volksthum's gänzlich und mit Hingebung überlassen. — Folglich ist auch

d) das Geschlossenbleiben deutscher Auswanderung in der Union Thorheit. Die dafür organisirten Vereine haben, sobald sie den Boden der Freistaaten betreten haben, keinen Sinn mehr. Sie sind also im besten Fall nutzlos, und schon deshalb soll man sich von solchen fern halten.

c) Für deutsche Auswanderungen nach den Tropenländern überhaupt, am wenigsten nach den von der romanischen Race und ihren farbigen Nachkommen occupirten Staaten ist keine Chance des Gedeihens; die Regel ist — Verderben. Der deutsche Kolonist geht in den Tropenländern unter, wie glänzend und lockend auch die Vortheile scheinen, welche den Ansiedlern von Regierungen, Kapitalisten, Spekulanten, Grundbesitzern und ihren Agenten geboten werden, um die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit für ihre selbstsüchtigen Zwecke zu fangen. — Weniger gefährlich und mißlich ist die Auswanderung nach den gemäßigten Zonen Südamerika's, z. B. den südlichsten Strichen Brasiliens, den La-Plata-Staaten und Chili. Anzurathen sind sie aber doch nicht, so lange die nördlichen Freistaaten der Union fähig sind, den Strom der deutschen Emigration ungetheilt aufzunehmen. Es ist aber Thatsache, daß das ganze deutsche Volk, wenn es auswandern wollte, Raum fände zu seiner Niederlassung in den von der Natur gesegnetsten, gesündesten und fruchtbarsten Gebieten der mächtigen Republik, welche jedem Einwanderer den Mitgenuß einer erprobten und weisen Verfassung, des Glücks der Selbstregierung und der unverkümmerten Freiheit anbietet.

Ich habe mich gedrängt gefühlt, diese Erörterung einer Reihe von Schilderungen der amerikanischen Tropenländer vorauszuschicken, die wohl fähig seyn möchten, in manchem Auswanderungslustigen, der jetzt über die Frage, wohin? mit sich zu Rathe geht, die Vorstellung zu wecken, „hier, in diesen Paradiesen, möchte ich Hütten bauen!“ Das Gewand der Natur ist dort so überaus herrlich und reich — und der Lockvögel sungen jetzt so viele!

Der San Juan del Norte, der größte Strom Mittelamerika's, gießt die Gewässer des Managua- und Nicaragua-Sees in das atlantische Meer aus. Der schmale, nur 6 Meilen breite Landstreifen, welcher den

großen Ocean von dieser Wasserstraße trennt, soll von einem Kanal durchbrochen werden. Nach der Vollendung desselben wird der unermessliche Verkehr zwischen West und Ost, zwischen Europa und Indien, China und Australien, zwischen den Emporien der östlichen Unionsstaaten und der amerikanischen Westküste, besonders Kalifornien, diesen Weg nehmen — die alten um das Cap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung herum werden verlassen werden und der Welthandel eine Umgestaltung erfahren; Großstädte werden am Saume dieser neuen Straße für die Handelsflotten der Erde aufwachsen und wie durch den Schlag eines Zauberstabs die jetzt so stillen Ufer des Nicaragua mit den Bühnen des üppigsten Lebens sich bevölkern und Sitze des Reichthums sich erheben inmitten einer paradiesischen Natur.

Schon wird der San Juan, den bis zum Jahre 1852 nur die rohe, aus einem Baumstamm gezimmerte Pirogue des Indianers besetzte, regelmäßig mit Dampfschiffen befahren, welche Reisende und Güter nach Granada am oberen Nicaraguasee bringen, von dem sie auf Saumthieren an einen der Häfen des stillen Meers gelangen. Der Verkehr zwischen San Francisco (Kalifornien) und den östlichen Häfen der Union (New-York etc.) ist auf dieser Route gegenwärtig ein geregelter geworden. Er wird häufig, wenn auch noch nicht so oft benutzt, als der ältere über den Isthmus zwischen Aspinwall-City (Chagres) und Panama, welchen eine Eisenbahn erleichtert und verkürzt. Bevor die Dampfschiffahrt auf dem San Juan und dem See aufkam, brauchte man zu einer Reise von der Mündung (der Stadt St. Juan) bis Granada 13 volle Tage; jetzt reichen andert-halb Tage aus. Es ist eine Entfernung von ungefähr 40 deutschen Meilen.

„Es gibt“, so erzählt Fröbel, „manchen hübschen und lieblichen Ort in der Welt, und manche Landschaft, die ein lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt; — das wirklich Schöne, in seiner Art Harmonische, Vollendete, ist jedoch überall, und in allen Sphären des Lebens selten. Wo wir es sehen, macht es einen tiefen Eindruck auf die Seele; unser Wesen wird erweitert und gesteigert, und der Einfluß, den wir erleiden, ist ein bleibender. Die Natur erscheint uns in solchen Fällen wie ein Kunstwerk, so wie umgekehrt ein vollendetes Kunstwerk uns den Eindruck einer geistvollen und gesteigerten Natur macht.“

Ich werde nie einen Morgen vergessen, den ich auf dem San Juan erlebte. — Unser Pirogue hatte für die Nacht in der Mitte des Stromes Anker geworfen. Der Ort war einer der reichsten an wunderbarer Schönheit auf dieser ganzen Fahrt. Ein massenhafter, dicht zusammen gewachsener Baumschlag ruhte an beiden Ufern auf dem Wasserspiegel wie ein grüner, fast senkrechter Wall, und über demselben erhoben sich in mannichfaltigen Formen phantastische Baumgestalten, über welche noch der schlanke, schwankende Schaft einzelner Palmen mit zierlicher Federkrone emporstieg. Reiche Gehänge blühender Schlinggewächse, von denen es fast unmöglich war zu

glauben, daß sie nicht die Hand eines geschmackvollen und sinnigen Künstlers geordnet habe, senkten sich, hier schön geschwungene Guirlanden, dort blumige Wände bildend, von den Wipfeln und Zweigen herab bis auf das Wasser, von welchem die Spitzen in sanfter Biegung stromab gezogen wurden. Ich hatte einen Theil der Nacht wachend zugebracht und mich dem Eindruck der Scene überlassen. Sonderbare Baumformen stellten sich im Dunkeln gespensterhaft dar und sie schienen sich fortzubewegen, wie das Auge sich umsonst bemühte, ihre wahre Gestalt zu erkennen. Von Zeit zu Zeit hatte der Schlag eines Krokodils im Wasser, der Schrei eines Nachtvogels, das Gebrüll eines hungrigen Panthers, das Geheul anderer mir unbekanntem Thiere im Walde, — fremdartige Laute für mein Ohr — die Stille unterbrochen. Zuletzt war ich eingeschlafen. Am Morgen wurde ich durch einen Gesang geweckt, welchen die Bootleute an die heil. Jungfrau richteten. Die Töne drückten jenes tiefe religiöse Gefühl, jenen sehnächtigen Schmerz einer unglücklichen Kinderseele aus, der den Charakter einiger der einfachsten, aber ergreifendsten Melodien der katholischen Kirche bildet. Die nackten Männer saßen auf ihren Bänken, die Ruder in der Hand, der Patron am Steuer, zwei von ihnen im Begriff den kleinen Anker zu lichten, und alle bereit, das harte Tagewerk unter einer senkrechten Sonne zu beginnen. — Eben ging sie auf, die dunkeln glänzenden Blätter der nahen Bäume vergoldend; und wie ihre ersten Strahlen auf die bronzefarbenen Körper fielen und ihre athletischen und kräftigen Formen in scharfen Kontrasten hervorhoben, während die klagenden, bittenden Töne aus ihrem Munde drangen, erschien es mir, als ob sie, ohne es zu wissen, einen Zauberspruch sprächen, dessen unverständene Macht ihre wilde Natur gebändigt. Plötzlich hallte der nämliche Gesang aus der Nachbarschaft wieder, und andere Stimmen in einiger Entfernung vereinigten sich mit denen unserer Mannschaft. Zwei andere Piroguen hatten, ohne von uns bemerkt zu werden, in einiger Entfernung hinter vorspringenden Laubmassen geankert, und ihre Mannschaften stimmten in die Hymne der unserigen ein.

Endlich verhallten die Töne in der paradiesischen Wildniß. Ein stilles Gebet — unser Anker wurde gehoben — und mit einem „Bí gará!“\*) wurden zwölf Ruder in Bewegung gesetzt. Die Sonne glänzte flimmernd in dem bewegten Wasser. Die Wipfel der Bäume standen von Licht umflossen. Affen kletterten in den Zweigen. Glänzende Lapa's \*) flogen zu Paaren über den Fluß. Rundumher Heiterkeit, Glanz, Ueberfluß der Natur!

Nicht Eintönigkeit ist der Charakter der Scenerie des San Juan; die ganze Uferlandschaft ist ein beständiger Wechsel ursprünglicher Naturschönheiten. An drei oder vier Stellen sieht man eine Hütte, in der sich ein mit wenigen Bedürfnissen befriedigter Ansiedler aus dem oberen Lande, oder ein Holzhauer, welcher für die Dampfboote Brennmaterial schlägt, mit Weib und Kind niedergelassen hat. Dies sind die Kulturerscheinungen der jüngsten Zeit, welche man jedoch

\*) Ein Ruf der Ermuthigung zur Arbeit. Dieser Ruf und das oft wiederholte „h u h p a h!“ dieser Bootleute hat etwas unbeschreiblich Barbarisches.



im Vorüberfahren kaum bemerkt. Holzhauer, welche ich gesprochen, sagten mir, das Ufer sey durchaus gesund. Es war eine der Stellen im mittleren Laufe, wo es Hügel umsäumen. Zuweilen begegnet der Reisende einem kleinen Kanot mit zwei oder drei Melchora-Indianern, von denen einige Familien, vom Fischfang und der Jagd lebend, dem Flusse auf und ab ziehen. Ich sah zwei junge Männer dieses Stammes auf dem Wasser, beide von athletischem Körperbau, mit bronzefarbener Haut, langem, reichem und keinesweges straffem Haar, freiem, offenem und heiterem Gesicht, großen ausdrucksvollen Augen. Ein alter Mann dagegen, der das Steuer des Kanots führte, war finster, misstrauisch und verschlossen. Der Eine von ihnen äußerte, sie seyen die letzten Ueberreste ihrer Familie; alle Anderen seyen gestorben. Die volltönende, starke, männliche Stimme der jungen Indianer hatte, wie ihr ganzes Benehmen, etwas Imponirendes.

Das Mündungsdelta des Flusses ist eine mit Palmen und Schilf bedeckte Niederung. Erst etwa 14 bis 15 Meilen von San Juan aufwärts beginnen die Ufer sich 10 bis 20 Fuß hoch über dem Wasserspiegel zu erheben. Die Sumpfpalmen verschwinden und es tritt die prachtvolle Vegetation auf, welche ich oben geschildert habe. Neun Meilen weiter aufwärts mündet der Serapiqui, und noch dreizehn Meilen weiter der Rio de San Carlos, beides bedeutende Nebenflüsse, die von Süden her aus den hohen Gebirgen von der Costa Rica kommen. Der erste bildet den einzigen Zugang, welchen dieser Staat von der Ostseite her hat. Kanots können ihn eine Strecke aufwärts befahren, bis zu der Stelle, wo einige Hütten stehen, die den Namen San Alfonso führen, und wo die Landreise über hohe, mit Urwald bedeckte Gebirge beginnt. Eine Gesellschaft deutscher Auswanderer, welche im vorigen Jahre, guten Rath in San Juan verschmähend, die Fahrt, diesem Nebenflusse hinauf, allein unternahm, ist auf derselben meist verhungert. Ein Mann, welcher Weib und Kind auf diese Weise verloren hatte, stürzte sich aus Verzweiflung und Wahnsinn in den Strom. Wenige kamen, und diese krank und elend, nach San Juan zurück.

Bei dem Rio de San Carlos treten waldige Hügel und Berge an den Fluß heran, etwas weiter aufwärts beginnt aber eine Reihe von Stromschnellen (Raudales), welche der Schifffahrt ein großes Hinderniß in den Weg legen und die erst die Amerikaner mit der Kraft des Pulvers in neuester Zeit zu beseitigen versucht haben. Die erste Stromschnelle ist der Randal de Machuca. Er führt seinen Namen zum Andenken an Diego de Machuca, den ersten Europäer, welcher den Fluß besuhr. Die Spanier drangen nämlich von der Südsee aus in Nicaragua ein. Pedro Arias de Avila, der erste spanische Statthalter von Nicaragua, hatte im Jahr 1529 die beiden Seen im Innern durch Martin Estete untersuchen lassen. Man vermuthete eine Wasser Verbindung beider Oceane. Diego de Machuca setzte diese Untersuchung fort und führte 200 Spanier am Ufer des Flusses hinab, von einigen

\*) Lapa ist der Name, welchen man in Nicaragua dem Papagey (Aras) gibt.

Booten begleitet, die den Weg auf dem Wasser machten, und von der Mündung aus folgte die kühne Schaar der Küste des Karaimischen Meeres bis nach Romgre de Dios, dem jetzigen Chagres.

Auf den Randal de Machuca folgen die Randalen del Mico, de los Balos, del Castillo Virjo del Toro und de la Baca, über welchem letzteren die sogenannten todten Wasser — Aguas Muertas — beginnen. Dies ist der obere Lauf des Flusses, — ein stilles fischreiches Wasser mit niedrigen Ufern, auf denen von Neuem die Sumpfpalme auftritt.

Unter allen diesen Stromschnellen sind die von Machuca und die von Castillo Virjo die beiden bedeutendsten. Ueber die letzte können Boote, ohne am Ufer gezogen zu werden, nicht hinauf gelangen. Gewöhnlich werden sie unterhalb ausgeladen und nehmen oberhalb ihre Ladung wieder ein. Die Stelle ist sehr pittoresk. Der Strom schäumt über große Felsblöcke hin. Ueber ihm, auf steilem Hügel, liegt ein altes spanisches Kastell, seit 1780 verfallen. Bis hierher drang im genannten Jahre eine englische Truppenabtheilung unter Colonel Porson und nöthigte die spanische Besatzung zur Uebergabe, wobei Nelson seine erste Waffenthat verrichtete.

Hat man die Aguas Muertas zurückgelegt, so öffnet sich die Landschaft und die herrliche Wasserfläche des Nicaragua-Sees, von waldigen Gebirgen eingefasst, breitet sich aus. Rechts, unmittelbar am Ausgange, liegt auf einem Hügel das Fort San Carlos, — jetzt das Zollhaus von Nicaragua für den Waaren-Eingang von Osten her, mit einer kleinen Militärstation und fünfzehn bis zwanzig Hütten. Der Blick von diesem Hügel ist wunderbar schön. Westwärts erheben sich, als Theil einer hohen Gebirgskette, die Vulkane von Costa Rica, — nordwestwärts, gleich kühnen Pyramiden, steigen aus den Fluthen die beiden hohen Kegelsberge der kleinen Insel Ometepe, während in der Nähe niedrige bewaldete grüne Eilande aus dem Wasser tauchen.

Hier endigt unsere heutige Fahrt. Das Schicksal hat mich diese letzten Jahre über viel von der Welt sehen lassen; aber ich zweifle, irgendwo in so kleinem Raume einen größern Reichthum an Naturschönheiten wieder zu finden. Einen Ausflug auf den Nicaraguasee, in das Paradies von Granada — das nächste Mal! —





Ansicht von Kopenhagen, d. Havn, von Helsingør.

1828

1828

## DCLVII. Kiel in Holstein.

Wir haben einen Blick in die Natur des amerikanischen Sonnenlandes gethan. Es that eine neue Welt sich vor uns auf. Wir ahneten das neue Leben, das sich in jenen Regionen entwickelt, und sahen gleichsam ein Stück von dem Schleier, welcher eine neue Zukunft des Menschengeschlechts verhüllt. Ihn lüftet keine Forscherhand der Gegenwart; aber die Zeichen spannen die Erwartung hoch. Ueberall ist ein heimliches Regen; ein stilles und doch gewaltiges Treiben; ein unaufhörliches Ineinanderschießen von Wärme und Licht; ein Hin- und Widerstrahlen, ein Auf- und Abwogen, ein Sähen und Brüten, ein Heben und Sinken wie vom Athem der Zukunft. Die todten Massen der transatlantischen Kontinente beleben sich vor unsern Augen. Sie streifen ihre Hüllen ab, die schlummernden Kräfte erwachen, die gebundenen Triebe werden frei und die Länder von überschwenglicher Fruchtbarkeit und voll von Schätzen — sie öffnen ihre Pforten, um die Menschen der alten Welt zu empfangen. Die Nationen der alten Civilisation sind in Bewegung und Millionen bereiten sich vor, ihre Wohnsitz zu wechseln. Das scheinbare Hemmen und Niederhalten wirkt doch am Ende nur als Anstoß und Förderungsmittel für das raschere Entfalten des erregten Emigrationstrieb's.

Die erwachte Lust der Menschen am Wechsel und Wandel, ihre unbezwingliche Sehnsucht nach befriedigendern und glücklichen Zuständen, der Verfall der Macht der Gewohnheit, der Muth zum Zerbrechen der alten Fesseln, die Wanderfreudigkeit, welche die Menschen ergriffen hat, und der Trieb, der hindrängt aus den alten Kontinenten und Reichen, sind die wichtigsten Faktoren dieser Zeit. Der Auswanderungstrieb ist für manches Volk die letzte rettende Kraft. Viele halten die alte Heimath nicht mehr des Streites werth; Gleichgültigkeit tritt mehr und mehr an die Stelle der Vaterlandsliebe; man trennt sich leichtern Sinnes von der Scholle, auf der man geboren ist, und dadurch wächst mit jedem Jahre der Menschenstrom aus der alten Welt nach der neuen im Westen. Die Strömung einzudämmen, ist eine Unmöglichkeit. Die Anziehungskräfte Amerika's sind unüberwindlich geworden, und was jetzt die Macht erstrebt, um ihnen indirekt entgegen zu wirken, verfehlt seinen Zweck ganz und gar und macht nur das Uebel ärger, was sie heilen will. Groß gezogen an den Brüsten der Wissenschaft und des Nachdenkens, können die civilisirten Völker nicht mehr in magnetischen Schlaf versinken. Alle Experimente zu diesem Zweck müssen scheitern, und am wenigsten kann eine Lehre fruchten, welche

die Gottheit in geistiger Finsterniß zu suchen besteht und ihr mit Racheopfern statt mit Liebesopfern dient. Kopf und Herz der Mehrzahl sind solchen Lehren unzugänglich, und Verstand und Gemüth wenden sich von ihnen weg mit Abscheu.

Nirgends hat sich in unsern Tagen der Auswanderungstrieb rascher und gewaltiger entwickelt als in Schleswig-Holstein. Schleswig-Holstein! Ist's doch, als wäre der Laut, bei dem die deutschen Herzen so warm und so rasch geschlagen, schon kein deutscher mehr! —

Aber was quälen wir unsern Geist mit Zuständen, wo kein Fragen hilft und kein Klagen! Ist's auch im Volksherzen traurig und dunkel geworden, so blieben Licht und Heiterkeit doch im Reiche der Natur, und in diesem Licht wollen wir auch das Land der Holstein-Schleswiger betrachten. —

Die von zweien Meeren, der Ost- und Nordsee, umschlungenen Herzogthümer Schleswig und Holstein sind wie die Küsten von Hannover, Oldenburg und Holland, einst von den Fluthen des Oceans bedeckt gewesen. Die Gewalten, welche von Zeit zu Zeit die Kruste des Erdballs verändern, indem sie Theile derselben aus der Tiefe an's Sonnenlicht heben, andere aus diesem in die Nacht der Gewässer versenken, hoben auch jenes Land aus dem Meergrund. Als die Menschen kamen und sich auf dem Lande ansiedelten, war es eine weite Moor- und Sumpffläche, bedeckt mit Seen, durchzogen von schleichenden Flüssen. Haide und Torfgewächse, niedrige Birken und Kieferholzungen waren die Bilder seiner Vegetation. Es gehörte tausendjähriger ausdauernder Fleiß dazu, die Schlamm- und Moorbänke durch Eindeichungen und Gräben zu entwässern, als fruchtbares Feld dem Ackerbau zu erobern und es vor neuer Uebersluthung zu sichern. So sind jene reichen Landstriche der Marschen entstanden, welche das Meer und die Flüsse an der Nord- und Ostsee in einer Ausdehnung von fast 100 Quadratmeilen umziehen und an deren Ränder Reichthum und Wohlhabenheit, in etwa 80 Städten und Flecken und mehren tausend Gehöften, ihre Wohnsitze aufschlugen.

Diese Marschen bilden eine besondere Welt für sich. Schon ihr Aeußeres zeigt sie als eine solche. Da die Marsch ein Niederschlag aus dem Wasser ist, so ist sie vollkommen flach und scheidet sich daher scharf von dem hügeligen Sandboden (dem alten Meergrund), der ihr, wie dem Fleisch die Rippe, zum Halt dient. Die Marschbewohner nennen dieses wellige Sandland die „Seest“ oder „Gast“. „Seest“ und „Marsch“ sind in den Vorstellungen der Friesen und Holsten immer Gegensätze und ein rechter Marschbewohner glaubt wohl gar, daß feste Land überhaupt bestehe aus Marsch und Seest. Die Marsch ist niedrig, eben: die Seest uneben; jene ist überaus fruchtbar; diese ist es in viel minderem Grade: die Marsch ist baumlos; die Wälder der Friesen und Holsten sind nur in der Seest zu finden: in der Marsch ist jede Handbreit Boden angebaut und Privateigenthum; in der Seest sind große Strecken ohne Kultur, Haide oder Moorland, und Gemeingut der Städte und Kirchspiele: die

Marsch ist von schnurgeraden Deichen und Kanälen durchzogen, ohne lebendige Brunnen; in der Geest bedarf es jener Anstalten nicht, denn dort rieseln die Bäche und Quellen. Die Straßen und Wege der Marsch sind bei trockenem Wetter vortrefflich; sobald aber anhaltender Regen eintritt, wird sie zu Ross und Wagen unpassirbar. Alle Wege lösen sich dann in einen so tiefen, klebrigen Schlamm auf, daß aller Verkehr von Ort zu Ort aufhören muß. Es ist dann nicht besser in diesen gesegneten Gegenden Norddeutschlands als in den russischen und ungarischen Marschen am Don, Dniepr und der Theiß, oder an der untern Donau, in Bessarabien und der Moldau.

Ganz Holstein und so weit die deutsche Zunge in Schleswig reicht, ist Marsch und Geest. Von der jütischen Grenze ab nordwärts nimmt aber die Bodenbeschaffenheit einen andern, mehr steppenartigen Charakter an. Damit tritt zugleich das dänische Volkselement überwiegend hervor.

Holstein, der Sitz uralter deutscher Kultur, hat die reichsten Marschen, und auf großen Strichen des Landes gibt der Ackerbau, bei der sorgfältigsten Bewirthschaftung, größere Erträgnisse als irgendwo in Europa. Zunächst der Flüsse bedecken unabsehbare Wiesenfluren mit dem fettesten Graswuchs das Land, auf denen die Heerden jener kolossalen Rinder weiden, welche auf dem londoner Markte der beständige Meid des englischen Züchters sind; und wie die Heerden, so sind auch die Wohnungen der Menschen weit und breit zerstreut, und jedes Gehöft gibt, inmitten der Fruchtfelder und Weiden gelegen, einen heitern und schönen Anblick. Die Wohnungen sind, um Trockenheit für dieselben zu erlangen, auf künstlich aufgeworfenen kleinen Hügeln erbaut (Burten oder Warten genannt), so daß jeder Bauer aus seiner Stube schon die ganze Fläche seines Besizes übersehen kann. Das angelsächsische Sprüchwort: *my house is my castle* (mein Haus ist meine Burg) wird im Lande der Friesen und Angeln buchstäblich wahr. Die Häuser ragen von ihren Hügeln wie Burgen hervor und man sieht sie in der Fläche oft auf die Entfernung von mehreren Stunden.

An den Böschungen dieser Burten wird Alles gebaut, was der Frieße und Holste vor der Rasse und Ueberschwemmung bewahren muß. Sie sind sein Garten. Hier und da steht auch ein schattender Obststamm auf dem trockenen Boden mit Bank und Tisch unter seinem Laubdach. Sonst sieht man weder Busch noch Baum. Die Häuser sind einstöckig, mit hohen Ziegeldächern; und über jeder Hausthür ist ein, die Hausbewohner vor den Sonnenstrahlen schützender Vorsprung oder Bogen, blendend weiß angestrichen, schon von weitem einladend und gastlich. In jedem Thürpfosten sind starke Haken eingeschlagen und eiserne Ringe, um Pferde daran zu binden; denn die Marschbewohner machen den Nachbarn ihre Besuche am liebsten zu Pferde. Selbst die Weiber reiten; — der Mann nimmt sie hinter sich auf den Gaul, wie der amerikanische Ansiedler im fernen Westen. Alle Marschländereien sind mit tiefen Gräben umzogen, um durch Kanäle und Schleusen das über-

flüssige Wasser dem Meere zuzuführen. Im Herbst und Frühjahr sind sie voll — und dann ist jeder Acker eine Insel, zu der ein Bret als Steg führt. Im Sommer aber sind die Gräben trocken und mit üppigem Grün überzogen. Dann sieht man überall die Rinder in denselben grasen.

Ich habe schon an einer früheren Stelle meines Buchs das Volk dieses Landstriches geschildert. Es ist der alte Heldenstamm der Friesen und Angelsachsen, welcher in den Enkeln seiner Ahnen, die England eroberten, jetzt die halbe Erde beherrscht. Und dieses Volk, der Stolz und die Kraft der deutschen Nation, geißelt der Däne, weil es sein Recht nicht lassen will und sein Volksthum nicht ändern mag, wie ein Schust sein Glauben, — wie ein Hölbling sein Kleid.

Kiel ist der Mittelpunkt und der Träger des geistigen und materiellen Lebens Holsteins. In herrlicher Lage, an einer tiefen, weit in das Land hineintretenden Bucht der Ostsee, wo der Eider-Kanal mündet, und von der Seeseite her durch die Feste Friedrichsort vor jedem Handstreich geschützt, in einer reizenden und fruchtbaren Landschaft, ist die Stadt an Größe, Handelsthätigkeit und Wohlstand bis auf die neueste Zeit stätig fortgewachsen, und seitdem die Eisenbahnverbindungen mit der Nordsee und der Elbe ihr frische Hülfquellen zuführten, ist der Aufschwung des Kieler Verkehrs so groß geworden, daß er die Eifersucht Hamburgs, Altonas und Lübecks erregte und alle übrigen deutschen Ostseehäfen, Stettin nicht ausgenommen, überflügelte. Seit 20 Jahren hat sich die Bevölkerung Kiels von 8000 auf 16,000 vermehrt; die Frequenz des Hafens stieg auf fast das Dreifache (von 1300 Fahrzeugen auf 3200) und in gleichem Verhältniß wuchsen Ein- und Ausfuhr bis zum Jahre 1848. Dieses war der Wendepunkt. Die deutsche Revolution, riß auch Holstein mit in's Verderben, und steckte dem Erbblühen Kiels ein Ziel. Kiel, das im Kampfe gegen die Unterdrückung des holsteinischen Rechts und deutschen Volksthums die größten Opfer am bereitwilligsten und freudigsten brachte, blutete an den Wunden des Kriegs auch am heftigsten, und muß die Züchtigung des erzürnten Herrn am härtesten fühlen. Der Handel Kiels hob sich wenig nach wiederhergestelltem Frieden. Er hat, wie die Herzen, unheilbare Schläge empfangen, und sollte Dänemark die Zollgrenze von der Eider an die Elbe rücken und dadurch Holsteins kommerzielle Verbindungen mit Deutschland mindern, so ist, so lange ein solches Verhältniß dauern wird, an ein Wiederaufkommen Kiels nicht zu denken.

Die geistige Kraft der deutschen Nationalität in Schleswig und Holstein hatte in der Kieler Universität ihre festeste Grundlage. Von dort wurde der Kampf gegen die andrängende Dänisirung der Herzogthümer beharrlich, nachdrücklich und erfolgreich geführt und von da aus gingen die Drähte über das Land, die mit einem Male das ganze Volk zum Kampf erhoben, als keine andere Weise der Vertheidigung des deutschen Volksthums gegen die Wucht des Dänen drucks mehr übrig war. Das hat der Däne nicht vergessen und er gebrauchte







SCHILLERSTADT

Jan. 4. 1800. von J. H. Schill. Nach der Natur.

Geogr. v. Wagner.



sein Stärker- und Siegerrecht, als er der Universität an's Leben griff und die Männer, welche ihren Ruf begründet hatten und der Wissenschaft Stolz waren, von den Lehrstühlen vertrieb oder sie verbannte. Nach dem Verlust ihrer besten Lehrer ist Kiel kaum noch von anderthalbhundert Studirenden besucht, und in dieser Zeit, wo die Gewalt Alles wagen darf, könnte es nicht verwundern, wenn man die Hochschule ganz aufhobe, um damit den Lebensnerv der deutschen Bildung in den Herzogthümern zu zerhauen.

Die Stadt ist schön gebaut, und die reizende Umgebung, der gebildete, großstädtische Ton, der hier herrscht, das durch Handel und Gewerbe, Reichthum und Unternehmungsgeist erregte rührige Leben und die Leichtigkeit der Kommunikationen nach allen Richtungen durch Eisenbahnen und Dampfschiffahrt, machten Kiel stets zu einem Sammelpfad des holsteinischen Adels und zum Mittelpunkt der höheren Gesellschaft, des Vergnügens und des feineren Lebensgenusses. Der Herzog von Holstein-Glücksburg, der, reich begütert, sich an der Stelle des alten abgebrannten Schlosses in Kiel eine prachtvolle Fürstenburg erbaute, gab in diesen Kreisen den Ton an und wurde die Spitze der deutschen Opposition gegen die Dänisirung des Landes. Auch das ist nun anders. Die herzogliche Familie ist nicht viel besser daran, als die Andern, auf welchen die volle Wucht des Siegerarmes lastet.

#### DCLVIII. Schleswig.

Schleswig, die Hauptstadt des Herzogthums, gruppiert in malerischer Weise seine Häusermassen um das Ende der Schley, einer schmalen Bucht der Ostsee, welche sich, von Hügeln umkränzt, tief in das fruchtbare Land hinein windet. Die ganze Stadt bildet eigentlich nur eine über eine Stunde lange Straße, welche die Bucht umzieht und deren dem Meere zugekehrte Häuserfronten schöne Ansichten beherrschen. Die Stadt hatte vor der Revolution 14,000 Einwohner; ihre Zahl ist seitdem unter dem schweren Druck der Dänen im Abnehmen. Handel und Verkehr können dem Ort auch nicht aufhelfen; denn die Schley hat nur für kleine Küstenfahrzeuge hinlängliche Tiefe und legt dem Großhandel unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die ehemalige Blüthe Schleswigs (das im Mittelalter über 40,000 Einwohner hatte) welkte nach der Plünderung des Hafens im Jahre 1155, und Pest und Brand brachten später die Stadt bis auf 6000 Einwohner herab. Jetzt ist Schleswig eine Beamtenstadt geworden, in der die höchsten Behörden der Provinzialverwaltung versammelt sind. Darum ist sie auch von der Gunst oder Ungunst der Regierung abhängiger als andere Orte.



SCHEFFELSWIC

von G. B. Schmitt & Sohn, Bonn am Rhein.

Georgius A. Schmitt

sein Stärker- und Siegerrecht, als er der Universität an's Leben griff und die Männer, welche ihren Ruf begründet hatten und der Wissenschaft Stolz waren, von den Lehrstühlen vertrieb oder sie verbannte. Nach dem Verlust ihrer besten Lehrer ist Kiel kaum noch von anderthalbhundert Studirenden besucht, und in dieser Zeit, wo die Gewalt Alles wagen darf, könnte es nicht verwundern, wenn man die Hochschule ganz aufhobe, um damit den Lebensnerv der deutschen Bildung in den Herzogthümern zu zerhauen.

Die Stadt ist schön gebaut, und die reizende Umgebung, der gebildete, großstädtische Ton, der hier herrscht, das durch Handel und Gewerbe, Reichthum und Unternehmungsgeist erregte rührige Leben und die Leichtigkeit der Kommunikationen nach allen Richtungen durch Eisenbahnen und Dampfschiffahrt, machten Kiel stets zu einem Sammelpfad des holsteinischen Adels und zum Mittelpunkt der höheren Gesellschaft, des Vergnügens und des feineren Lebensgenusses. Der Herzog von Holstein-Glücksburg, der, reich begütert, sich an der Stelle des alten abgebrannten Schlosses in Kiel eine prachtvolle Fürstenburg erbaute, gab in diesen Kreisen den Ton an und wurde die Spitze der deutschen Opposition gegen die Dänisirung des Landes. Auch das ist nun anders. Die herzogliche Familie ist nicht viel besser daran, als die Andern, auf welchen die volle Wucht des Siegerarmes lastet.

#### DCLVIII. Schleswig.

Schleswig, die Hauptstadt des Herzogthums, gruppiert in malerischer Weise seine Häusermassen um das Ende der Schley, einer schmalen Bucht der Ostsee, welche sich, von Hügeln umkränzt, tief in das fruchtbare Land hinein windet. Die ganze Stadt bildet eigentlich nur eine über eine Stunde lange Straße, welche die Bucht umzieht und deren dem Meere zugekehrte Häuserfronten schöne Ansichten beherrschen. Die Stadt hatte vor der Revolution 14,000 Einwohner; ihre Zahl ist seitdem unter dem schweren Druck der Dänen im Abnehmen. Handel und Verkehr können dem Ort auch nicht aufhelfen; denn die Schley hat nur für kleine Küstenfahrzeuge hinlängliche Tiefe und legt dem Großhandel unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die ehemalige Blüthe Schleswigs (das im Mittelalter über 40,000 Einwohner hatte) welkte nach der Plünderung des Hafens im Jahre 1155, und Pest und Brand brachten später die Stadt bis auf 6000 Einwohner herab. Jetzt ist Schleswig eine Beamtenstadt geworden, in der die höchsten Behörden der Provinzialverwaltung versammelt sind. Darum ist sie auch von der Gunst oder Ungunst der Regierung abhängiger als andere Orte.

Schleswigs Inneres, die vielen großen und massiven Gebäude aus alter Zeit — wir nennen das alte Herzogschloß Gottorp mit seinen Gräben, Wällen und Mauern, das Rathhaus, den ehrwürdigen Dom, das Gymnasium, die Hospitäler, das Zucht-, das Waisen- und das Irrenhaus — hat ein oft recht pittoreskes Ansehen, das mit dem Charakter seiner Umgebung gut harmonirt. Aber Leben und Ton in Schleswig sind weit weniger angenehm und ungezwungen, als in Kiel. Kastengeist und politischer Zwiespalt halten die Menschen geschieden und setzen der Geselligkeit engere Schranken.

Vor der Stadt ist das Danewerk — ein gewaltiger, 30—40 Fuß hoher und 4 Stunden langer Wall, — der vor 1000 Jahren von den Dänen aufgerichtet wurde, um sich gegen die andrängenden Deutschen zu schützen. Jetzt setzt der Däne keck seinen Schlagbaum an die Elbe, lehrt dänisch in deutschen Schulen und läßt das Evangelium den Angeln und Friesen in dänischer Sprache verkündigen.

### DCLIX. Der Vesta-Tempel in Rom.

Auf dem „pulchrum littus“ (dem „schönen Ufer“) der Tiber, unfern der Ponte rotto, stehen die wohlerhaltenen Ueberbleibsel eines runden Tempels aus der Zeit des August, Tempel der Vesta geheissen. Schon Virgil und Horaz thun seiner Erwähnung.

Vidimus flavum Tiberim, retortis  
Littore Etrusco violenter undis,  
Ire dejectum monumenta regis  
Templaque Vestae.

Hon.

Der zirkelrunde Tempel ist von den schönsten Verhältnissen und hat 170 Fuß im Umfang. Er ist von parischem Marmor erbaut, mit vorspringendem Dach, das eine Kolonnade von 20 kanellirten, 35 Fuß hohen Säulen korinthischer Ordnung trägt. Die Entablatur und das antike Dach sind längst verschwunden. An ihre Stelle ist eine Ziegelbedeckung getreten, und auf der Spitze, die einst die Kolossalstatue der Vesta geziert hat, steht das Zeichen des christlichen Kultus. Das Gebäude selbst (die Cella) ist seit 14 Jahrhunderten eine Stätte der Marienverehrung geworden.



Das VESTA - TEMPEL in ROM

Ant. G. Schlegel & P. H. Schlegel in N. P. M.

Erhalten & Verlegt









DÜSSELDORF

aus dem Verzeichniss d. 1851. Seite 10. 11. 12.

Verlag v. Neumann, Neudamm

DCLX. **E l b e r f e l d.**

**U**nter Tiberius war es ein todeswürdiges Verbrechen, Brutus geliebt zu haben. Caligula verdamnte Die zum Tode, welche ruchlos genug waren, vor dem Bilde des Kaisers das Haupt zu bedecken. Als Nero das Verbrechen der verletzten Majestät erfunden hatte, wagte Niemand zu sagen, daß es eine mildere Strafe verdienen könnte, als Kerkerhaft in Eisen oder den Tod, ohne sich selbst eines politischen Vergehens schuldig zu machen. Als der christliche Fanatismus das Verbrechen der beleidigten Majestät Gottes erdichtete und sich aufwarf zum Rächer der Ehre der Allmacht — da bot man ihr das Blut des Beleidigers als Sühne dar, und indem man also den Gott der Liebe und Barmherzigkeit auf gleiche Stufe mit den Rasenden stellte, die ihm seine Kinder, die Menschen, opferten, so glaubte der tolle Wahn ihn zu ehren. Als Sulla gesiegt hatte, sagte er dem römischen Volke: — „Alle, welche gegen mich die Waffen getragen haben, verdienen den Tod;“ und das Blut der Ueberwundenen und wehrlosen Gegner rann in Strömen. — Griechenland aber war nicht glücklicher, als zu der Zeit, da in seinen Republiken die Todesstrafe unbekannt war. Rom war am ruhmreichsten, als die Lex Portia die von den Königen und den Decemviren erlassenen strengen Strafgesetze aufhob, und nie ist's unglücklicher und elender gewesen, denn in der Zeit, als die Tyrannen durch einen mit Blut geschriebenen Strafkodex die unschuldigsten Handlungen zu Verbrechen stempelten, als die Polizei in allen Ecken und Winkeln stand und in alle Häuser und Familien drang, um auf Sünder gegen Staat und Religion zu fahnden.

Wenn der Bürger aufgehört hat, in der Gesetzgebung eine Quelle seines Glücks und seiner Sicherheit zu erblicken; wenn er in seinem Strafgesetzbuch etwas Anderes findet, als Gerechtigkeit und Vernunft, — dann verwirren sich in dem Herzen der Bürger die Ideen von Recht und Unrecht, und es keimen im Schooße der Gesellschaft wilde Leidenschaften, welche neue Kategorien von Verbrechen erzeugen. Wenn der Mensch daran gewöhnt wird, Todesurtheile und die härtesten Kerkerstrafen von der Staatsgewalt täglich über Handlungen verhängt zu sehen, die in den Augen der Menge vielleicht nicht einmal als Verbrechen betrachtet werden: — dann hört der Mensch am Ende

auf, für den Menschen ein heiliger Gegenstand zu seyn; das sittliche Urtheil wird stumpf, er sinkt in seiner eignen Vorstellung immer tiefer und er hält sich selbst für ein geringeres Wesen, wenn die Gewalt so leicht mit dem Menschenglück und Menschenleben spielt. Die Vorstellung des Mordes verliert ihre Schrecken, wenn er täglich von vollzogenen Bluturtheilen liest und hört, und die Scheu vor dem Verbrechen schwächt sich, sobald er gewahrt, daß der Mächtige unerbittlich ein Vergehen mit einer That züchtigt, deren Grausamkeit sein Herz verabscheut. Die öffentliche Moral wird allemal milde Strafgesetze mit ihrer ganzen Macht unterstützen; ein grausamer Strafkoder aber hat das öffentliche Urtheil wider sich und er kann ein ganzes Volk verwildern.

Es ist in der Natur der Dinge begründet, daß die Vernunft sich mühsam Bahn bricht und langsam vorschreitet in den Begriffen und Vorstellungen der Massen. Der Unvernunft hingegen sind alle Wege und Köpfe offen. Darum finden auch die Vorspiegelungen politischer Gauner und Schwindler, gleichviel auf welcher Seite sie stehen, so leicht Glauben und Anhang. Wäre die Vernunft in den Massen mächtiger, so würden die Apostel des Kommunismus z. B. so gewiß tauben Ohren predigen, wie die Wortführer des Despotismus, und alle Seiltänzerkünste der Einen wie der Andern wären vergebliche Produktionen: sie fänden Spott, keine Bewunderung. Bevor aber vernünftige Begriffe über Staat und Gesellschaft, über gegenseitige Pflichten u. Rechte, über Das, was durch den Staat für das Wohl Aller erreicht werden kann, allgemeiner geworden sind und sich befestigt haben, sind auch die Massen nicht fähig, das volle Maß der bürgerlichen Freiheit zu ertragen, und so lange ist es Thorheit, es zu geben. Wohin das verfrühete Greifen nach der Himmelsgabe führt, sehen wir an allen Völkern, welche eben so unfähig, das Kleinod der Freiheit voll zu würdigen, als feig und ungeschickt, es zu vertheidigen, ihre Ketten brachen, als sich dazu die Gelegenheit bot. Die Erklärung der Menschenrechte, die Proklamirung der Republik, die Annahme einer freien Verfassung — sind bei solchen Völkern Meteore: sie leuchten in der Nacht und vergehen. Sie sind nicht das Sonnenlicht, welches dauernd erhellt, belebt und erwärmt, und wenn sie, wie Blitze, die Throne niederschmettern, so kann doch die Selbstregierung, welche aufgerichtet wird an ihrer Stelle, nicht wurzeln, Blüthen treiben und gute Früchte zeitigen. Es ist leichter, die bürgerliche Freiheit auf das Papier zu schreiben, oder sie in Erz zu graben, als in den Herzen und Köpfen ihre heiligen Züge wieder herzustellen, welche die Unvernunft, die Dummheit, die Selbstsucht, die Rohheit längst verwischt haben. Ist die Gleichheit der Rechte in der Brust der Menschen nicht zu finden, kann sie dann in einer Verfassung zur Wahrheit werden? Wenn die Selbstsucht die Gesellschaft beherrscht, wird dann der Despotismus mit der Alleinherrschaft verschwinden? Wird er nicht unter der Vielherrschaft sein Haupt noch frecher und verlegender erheben und wird er dann nicht die Schwachheit, die Tugend, die Unschuld unterdrücken im Namen der Republik und im Namen der Freiheit selber? Wer schützt die himmlische Jungfrau vor der Profanation in den unreinen Händen, die, von einer rohen, verwilderten Menge zur Ge-

walt erhoben, sich nur dadurch eine Zeit lang bei derselben erhalten können, daß sie die Gesellschaft verwirren, die zu ordnen sie ohne Geschick sind, daß sie niederreißen, weil sie nicht bauen können, daß sie, untüchtig zum Regieren, eine Schreckensherrschaft üben? Wenn die Völker über den natürlichen Gang der Revolutionen nachdächten, würden sie sich seltener herbei lassen, denen zu folgen, welche dazu anspornen, und sie würden der Verlockung und der Gelegenheit dazu öfterer widerstehen. Sie würden für die entarteten Schüler der Fourier, St. Simon und Cabot nicht Zucht Häuser, sondern Narrenhäuser bauen und die Spießbubenlehre: Mord und Raub seien Tugenden und das Eigenthum Diebstahl in's Schlaraffenland verweisen. Jeder Arme würde dann wissen, daß solche Schwindereien des verbrannten Gehirns das Elend, das sie erleichtern sollen, nur erschweren, und die Arbeiterklassen würden erkennen, daß eine Gesetzgebung, wie sie die blut- und wuthschraubenden Manifeste aus London und Paris zur Beglückung der Gesellschaft erwarten lassen, die Reichen arm, jedoch nimmermehr die Armen reich, gewiß aber die Arbeiter brodlos machen würde. Jene Gaukler und Betrüger, welche dem Proletariat die Freiheit in der Kommunisten-Republik als eine Henne vorspiegeln, die ihnen alle Tage goldne Eier legt, würden vernichtet werden noch mehr durch ihre eigene Lächerlichkeit, als durch die allgemeine Verachtung. Die Freiheit würden die Völker auf ganz anderem Wege suchen. Der Bürger würde die Reformen bei sich selbst beginnen; er würde ernst und beharrlich zuerst an dem Sturze seiner eigenen Tyrannen, seiner Selbstsucht, Dummheit und Unwissenheit, arbeiten, er würde die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in seinem Privatleben üben und in seinem Verkehre mit Andern zur Geltung bringen.

Alle Fürsten Europa's sind jetzt einverstanden, die Völker zu überwachen und sie mit den Mitteln, über die ihre Autorität verfügt, am gewaltsamen Zerbrechen ihrer Bande zu hindern. Sie täuschen sich nicht mehr über Das, was bei einer neuen Revolution auf dem Spiel steht. Seitdem sie die Springsfedern derselben niederhalten mit vereinter Anstrengung, wissen sie, daß sie es thun für ihre gemeinsame Erhaltung und für die Erhaltung der Fundamente und Principien, auf welchen die Gesellschaft ruht. Sie wissen, daß eine siegreiche neue Revolution tabula rasa machen würde; der ganze Bau der modernen Civilisation würde aus den Fugen gehen, und auf den Trümmern würde die Barbarei ihren Thron erheben, wie sie einst ihren Stuhl gesetzt hat auf den Schutt des Cäsarenthums und ausgerottet das Leben und die Besittung des alten Roms bis auf die Reichen, welche sie nicht zerstören konnte. Und wer die Geister kennt, welche ihren Freibrief von der nächsten Revolution erwarten, kann der sagen, der Fürsten Furcht sey unbegründet und sie sähen Gespenster?

Nein, es sind etwas mehr als wesenlose Schatten, und wenn sie sich täuschen, so täuschen sie sich nicht in Bezug auf das Uebel, sondern auf das Heilmittel. Mit Entschlossenheit haben sie zur Strenge gegriffen, als glaubten sie, daß der Schrecken die Achtung vor der Autorität und die Ehrfurcht vor ihren Trägern neu beleben und kräftigen

könne, als wäre es möglich, durch den unbedingten Gehorsam gute Bürger zu ziehen und durch die leidende Untermwürfigkeit den werththätigen Patriotismus zu ersehn, der für die Ehre und das Daseyn des Staats bereitwillig Habe und Leben einsetzt.

Sollten sie nicht irren? Sollte nicht die kranke Gesellschaft doch andere Heilmittel verlangen, als den Strang, das Pulver und das Blei, die Kasematten und den Kerker? Nachdem die drastischen Mittel der Gewalt alle verbraucht sind, wird der Gedanke der Regierungen unabweislich darauf hingeleitet werden, die heutigen Zustände und Uebelstände bis in ihre Grundursachen zu verfolgen. Das Faktum, daß, trotz der handgreiflichen Verrücktheit der kommunistischen Lehren, diese die arbeitenden und besitzlosen Klassen vergiftet haben, liegt klar am Tage; diese Thatsache aber ist eine Folge der socialen Leiden; denn sonst wäre sie gar nicht möglich. Die Regierungen sind daher genöthigt, die Basis einer geregelten, lebensfähigen Gesellschaft der Zukunft zu erforschen, und statt, nach dem System mancher Staaten, die Gesellschaft mit Gewalt im Schlamm des herkömmlichen Altens immer wieder fortwaten zu lassen, bis sie versinkt, werden sie besser thun, die Initiative zu ergreifen und den Aufbau selbst zu beginnen. — Dies und nur dies ist das Mittel, die kranke Gesellschaft zu heilen; dies allein ist der Weg, um die Wiederkehr der Barrikadenzeit zu verhindern und den Tollkühnen, welche auf dieselbe spekuliren, die Rechnung zu durchstreichen.

Zu dieser ersten Betrachtung hat mich die Ueberschrift dieses Artikels verleitet. — Elberfeld, als der hervorragendste Repräsentant der deutschen Fabrikindustrie und Arbeit, ist folgerecht auch der rechte Vertreter des Proletariats. Das deutsche Lyon hat's vor einigen Jahren bewiesen, daß es noch etwas mehr, als die bloße Fertigkeit lernte, seiner größern Schwester an dem Webstuhl nachzueifern. Auch Elberfeld hat Barrikaden aus Pflastersteinen und Baumwollenballen und aus den Karossen und Prachtmöbeln seiner Fabrikherren gesehen, und es waren Tage, wo die Kanonen auf seinen Höhen, welche vordem bloß friedliche Feste gefeiert, in ganz anderer Weise ihre donnernde Musik mußten vernehmen lassen. Das Andenken ist noch frisch — und das Faktum ist eben so merkwürdig, als lehrreich. So albern es für manche Ohren klingen mag, so sage ich dennoch: die damalige Arbeiterrevolution hat die Decke über einem Vulkan gelüftet, der noch nicht erloschen ist. Jene Aufstände, die in so vielen Fabrikorten sogleich Nachfolge fanden, sind die Ruf- und Denkzeichen hinter der socialen Frage. Löst man diese vernünftig und menschlich, dann — nicht früher! — werden auch jene Zeichen verschwinden.

Elberfeld ist für die industriereichste Gegend Deutschlands Das, was Manchester für den blühendsten Fabrikbezirk Englands ist: — der Kopf und das Herz. Das ganze Wupperthal in der Länge von drei

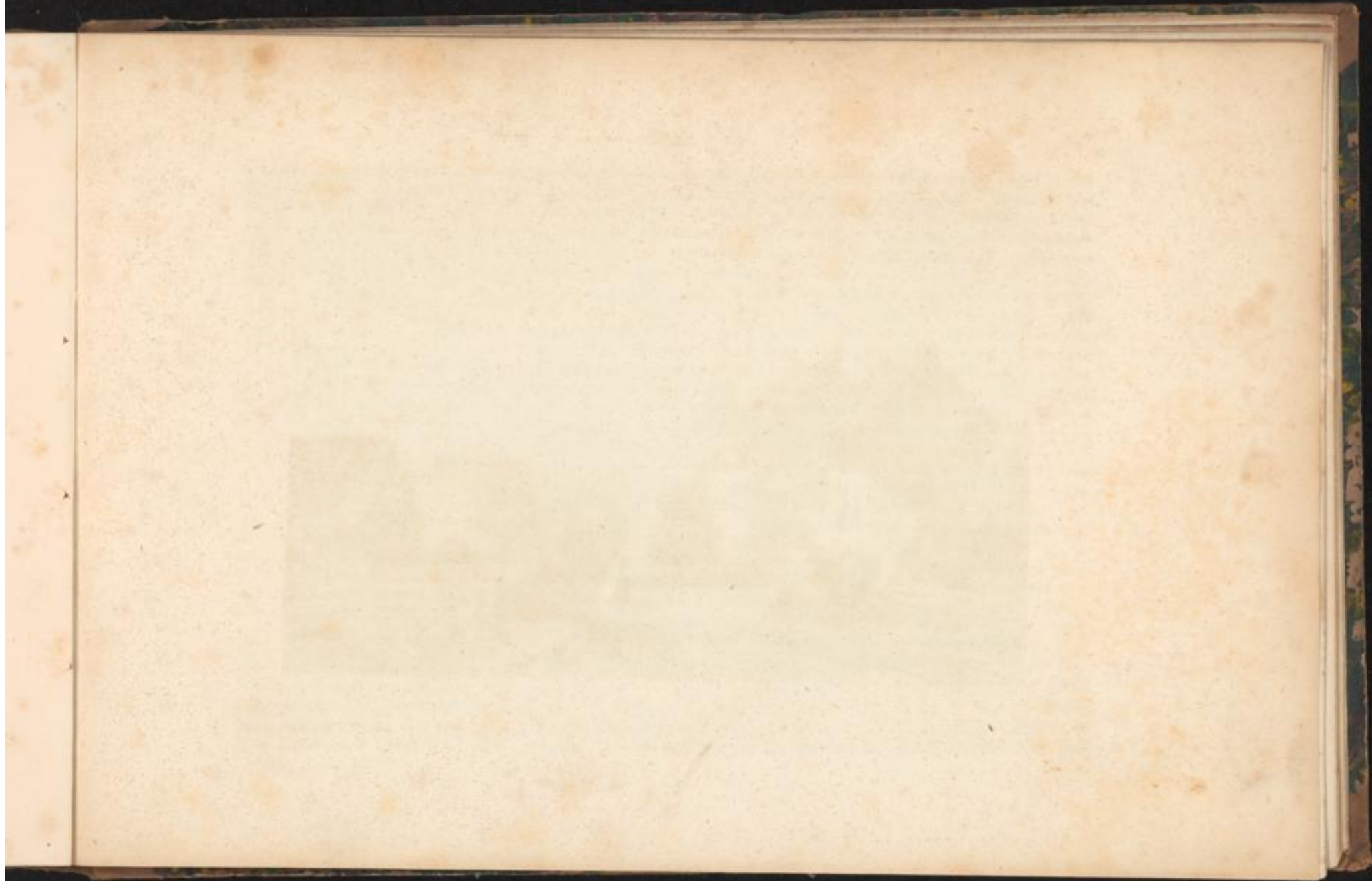
Stunden gehört zu Elberfeld und es trägt nur die Namen verschiedener Städte und Orte; denn sie hängen alle an einander wie Westminster, Southwark, Islington und die 30 oder 40 anderen Städte und Flecken, die jetzt der Name London zusammenfaßt. Das eigentliche Elberfeld zählt 50,000 Einwohner; der ganze Ortskomplex des Wuppertals aber, der unmittelbar mit jenem verbunden ist, über das Doppelte. Man berechnet, daß in einem Umkreise von 4 deutschen Meilen um Elberfeld nicht weniger als 120 Fabrikorte liegen, die mehr oder weniger mit Elberfeld ein gemeinschaftliches industrielles Daseyn haben, oder doch in dieser Stadt die Kraft finden, welche ihr eignes Leben bedingt. —

Nur wer die großen Fabrikstädte Englands und Frankreichs gesehen hat, wer in Manchester war, oder in Lyon oder Rouen, kann sich einen angemessenen Begriff von dem Bilde der menschlichen Thätigkeit und des Fleißes machen, das ihm im Wuppertale begegnet. Fabrik reiht sich an Fabrik, Weberei an Weberei, Spinnerei an Spinnerei, und die hunderte von umgehenden Radwerken und die Thurm-Essen, welche schwarze Rauchwolken ausstoßen, verrathen die großen mechanischen Kräfte, welche die Menschenhand in diesem Schaffen der mannichfaltigsten Art unterstützen. Die Elberfelder Fabrikation ist nicht einseitig. Sie ist in dieser Hinsicht von der englischen Fabrikorte unterschieden. Sie umfaßt eine Menge Industriezweige und Erzeugnisse und verarbeitet zu gleicher Zeit mehrere der wichtigsten Rohstoffe zur Bekleidung des Menschen. Oben an steht die Baumwolle, ihr folgt die Seide, beide im Jahreswerth von 6 bis 8 Millionen Thaler. Die Erzeugung dieser Rohstoffe in allen Theilen der Erde gibt wohl an hunderttausend bedürftigen Menschen Arbeit und Brod, und nicht weniger beschäftigt der Transport der fertigen Waaren und ihr Vertrieb an die Konsumenten, welche der nie rastende Spekulationsgeist der Elberfelder in allen Zonen und auf allen Märkten der Welt aufsucht und findet. Der betrachtende Geist beugt sich in Achtung vor den Männern, die durch ihre Betriebsamkeit Großes, Nützliches und Wohlthätiges für ihre Brüder schaffen und wirken, und die Achtung steigert sich, wenn man in Erwägung zieht, mit wie vielen persönlichen Opfern die Meisten ihr unverdrossenes Wirken erkaufen müssen, oder wenn man die Entbehrungen kennt, welche sich an dasselbe knüpfen. Wer zählt die in Sorge durchwachten Nächte, die in Kummer über mißlungene Unternehmungen und erlittene Verluste, über widrige oder bedrohliche Ereignisse und Konjunkturen, welche kein Geschick und keine Anstrengung meistern kann, durcharbeiteten Tage; wer den Jammer, den der humane Fabrikherr empfindet, wenn er, trotz allen den Opfern, die er bringt, seine Arbeiter doch nicht völlig beschäftigen kann, oder wenn er durch den schlechten Gang der Geschäfte gezwungen ist, den Lohn zu schmälern wider seinen Willen; wer mißt ihm die Kränkungen nach, denen alle Tage sein Herz durch die Undankbarkeit, Rohheit oder Untreue seiner Arbeiter ausgesetzt ist, welche den Mann, der ihnen Erwerb schafft, vielleicht neiden um Dinge willen, auf die er selbst keinen Werth legt und die er gern um einen geringen Theil der Sorglosigkeit tauschen möchte, welche vielen der geringsten

seiner Diener die arbeitsfreien Stunden wärzt. — Der Elberfelder Fabrikherr, welcher mit seinen Erzeugnissen auf der ganzen Erde Absatz sucht, folglich auch mit den Fabrikanten aller Länder den Kampf der Konkurrenz zu bestehen hat, muß, um dies mit Erfolg thun zu können, sich beständig nach den neuesten Verbesserungen in seinem Fabrikationszweige umschauen. Sobald er eine bemerkt, darf er keine Mühe und keine Kosten scheuen, sie sich anzueignen. So geht z. B. die Verbesserung der Spinn- und Webmaschinen beständig fort. Seit den Zeiten Hargreave's, Arkwright's, Crompton's, Whitney's, Watts und Jacquard's, welche Männer alle ein großes Stück in das unermessliche Räderwerk der Baumwoll- und Seidenindustrie, der Spinnerei und Weberei fügten, hat fast jedes Jahr irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfindung und Verbesserung gebracht. Bei einer Wanderung durch die Werkstätten der berühmtesten Elberfelder Industriellen wird man sie alle wiederfinden. Man wird mit Erstaunen hören, wie oft für eine ganz kleine und geringfügig scheinende Qualitätsverbesserung, oder um eine Kostenersparniß zu erzielen, die auf das einzelne Fabrikat die Fraktion eines Pfennigs beträgt, die kostspieligsten und umfangreichsten Maschinen angeschafft werden, und man wird noch mehr erstaunen, wenn man vom Fabrikherrn vernimmt, daß von jener winzigen Verbesserung, oder von dieser kleinen Ersparniß an den Herstellungskosten die Konkurrenzfähigkeit seines Fabrikats, folglich das Bestehen der Fabrik und die gewerbliche Existenz aller seiner Arbeiter abhängt, die sich davon freilich nichts träumen lassen und es ihrem Herrn auch nicht glauben würden, wenn er es ihnen sagte. Wie Manche bilden sich ein, die neue Maschine, welche der Fabrikant anschafft, mache den Arbeitgeber unabhängiger von ihrer Handgeschicklichkeit und gefährde darum ihren Erwerb, während sie gerade das Mittel ist, dem Arbeiter seinen Erwerb zu sichern und überhaupt möglich zu machen.

Die Zahl der in Elberfeld selbst beschäftigten Fabrikarbeiter ist etwa 16,000; aber im ganzen Wupperthale rechnet man ihrer über 38,000 — ein Heer! Die Baumwollweberei (baumwollene Stoffe sind bei Weitem die wichtigsten hiesigen Erzeugnisse) setzt in der Stadt und in der Nachbarschaft mehr als 10,000 Stühle in Betrieb. Ihre Fabrikation umfaßt fast alle Arten baumwollener, gefärbter und gedruckter Zeuche und Bänder. — Die Seidenweberei zählt 2000 Stühle. Die Mannichfaltigkeit ihrer Fabrikate ist unendlich, vom seidenen Pfennigschnürchen an bis zum schwersten Sammt. Nahe an hundert meist großartig eingerichtete Druckereien, Zeug- und Garnfärbereien unterstützen diese Gewerbe. Die Türkischroth-Garnfärberei ist die berühmteste auf der Welt und liefert das vollkommenste Produkt, welches auf allen Märkten durch seine Qualität die Konkurrenz mit Erfolg bekämpft. Der jährliche Fabrikationswerth dieser Garnsorte ist allein ein Paar Millionen Thaler. Zahlreiche Etablissements der höhern Technik, Graviranstalten, Maschinenbauwerkstätten, Gießereien u. unterstützen die Fabrikthätigkeit und erleichtern die Herstellung ihrer Einrichtungen. — Der Handel ist überaus groß, lebhaft und mannich-







ST JACOB  
bei Basel.

Ans. v. Schreyer & Sch. 1840. No. 1000

Wagner & Neuberger

fach; er vertreibt viele Erzeugnisse des Elberfelder Kunstfleißes und seine Vermittelung kommt vorzugsweise den Kleinern austrebenden Industriellen zu gut, die weder die Fonds, noch die sonstigen Mittel besitzen, sich rasch eine hinlängliche Kundschaft in der Fremde zu erwerben. Die hiesigen Bankgeschäfte sind von großem Umfang. Ihr Umsatz ist jährlich 30—40 Millionen Thaler und gibt den Maßstab für die Größe der hiesigen Verkehrsthätigkeit im Allgemeinen; denn Elberfeld ist kein eigentlicher Wechselplatz und die Transaktionen der Bankiers gehen selten über das Bedürfniß des Orts und der Gegend hinaus.

Elberfeld ist weder schön, noch regelmäßig gebaut, obschon einzelne Privatgebäude durch Größe und Pracht, im Aeußern wie im Innern, imponiren. Die zum Theil engen und meist langen Straßen ziehen sich thalauf- und thalabwärts; oder sie klettern von Terrasse zu Terrasse den Höhen zu, die, mit den schönsten Gärten und geschmackvollen Landhäusern bedeckt, der Gegend das Gepräge jener Heiterkeit und Lebensfrische geben, welche man so ungern an dem durch Fleiß erbeuteten Wohlstand vermißt. Das Leben in Elberfeld ist großstädtisch; die reichen und hervorragenden Familien der Kauf- und Fabrikherren geben den Ton an. Ihnen gegenüber kann die Beamtenschaft begreiflicher Weise eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft nicht ansprechen, und wer sich nicht darein zu finden weiß, zieht sich unbeachtet in kleine, abgeschlossene Kreise zurück.

---

DCLXI. St. Jakob bei Basel.

---

Es war im Hochsommer Anno Beihn, als ich mit der rothen Diligence von Straßburg nach Basel reiste. Wir waren vor Tag aufgebrochen, und die Postillone, welche den blanken Kaiseradler auf der Jacke trugen, waren nicht gewöhnt, auf der vortrefflichen Straße den muthigen Thieren etwas zu schenken. Dennoch war die Sonne schon untergegangen, als uns die Thürme und Mauern von Hünningen anstarrten, jenes gewaltigen und gefürchteten Thors von Frankreich, jenes Zwing-Uri's an den Grenzmarken der Schweiz und Deutschlands. Der nach-



ST JACOB  
bei Basel.

Ans. v. Schreyer & Sch. 1814. No. 1024

Wagner & Neuberger

fach; er vertreibt viele Erzeugnisse des Elberfelder Kunstfleißes und seine Vermittelung kommt vorzugsweise den Kleinern austrebenden Industriellen zu gut, die weder die Fonds, noch die sonstigen Mittel besitzen, sich rasch eine hinlängliche Kundschaft in der Fremde zu erwerben. Die hiesigen Bankgeschäfte sind von großem Umfang. Ihr Umsatz ist jährlich 30—40 Millionen Thaler und gibt den Maßstab für die Größe der hiesigen Verkehrsthätigkeit im Allgemeinen; denn Elberfeld ist kein eigentlicher Wechselplatz und die Transaktionen der Bankiers gehen selten über das Bedürfniß des Orts und der Gegend hinaus.

Elberfeld ist weder schön, noch regelmäßig gebaut, obschon einzelne Privatgebäude durch Größe und Pracht, im Aeußern wie im Innern, imponiren. Die zum Theil engen und meist langen Straßen ziehen sich thalaufl- und thalabwärts; oder sie klettern von Terrasse zu Terrasse den Höhen zu, die, mit den schönsten Gärten und geschmackvollen Landhäusern bedeckt, der Gegend das Gepräge jener Heiterkeit und Lebensfrische geben, welche man so ungern an dem durch Fleiß erbeuteten Wohlstand vermißt. Das Leben in Elberfeld ist großstädtisch; die reichen und hervorragenden Familien der Kauf- und Fabrikherren geben den Ton an. Ihnen gegenüber kann die Beamtenschaft begreiflicher Weise eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft nicht ansprechen, und wer sich nicht darein zu finden weiß, zieht sich unbeachtet in kleine, abgeschlossene Kreise zurück.

---

DCLXI. St. Jakob bei Basel.

---

Es war im Hochsommer Anno Beihn, als ich mit der rothen Diligence von Straßburg nach Basel reiste. Wir waren vor Tag aufgebrochen, und die Postillone, welche den blanken Kaiseradler auf der Jacke trugen, waren nicht gewöhnt, auf der vortrefflichen Straße den muthigen Thieren etwas zu schenken. Dennoch war die Sonne schon untergegangen, als uns die Thürme und Mauern von Hünningen anstarrten, jenes gewaltigen und gefürchteten Thors von Frankreich, jenes Zwing-Uri's an den Grenzmarken der Schweiz und Deutschlands. Der nach-

herige Völkersturm, welcher das Kaiserreich niederwarf, machte auch dieses Riesenwerk der Befestigungskunst von der Erde verschwinden. Es wird wieder erstehen, wenn das Imperium aufersteht. Wunderlich dreht sich das Rad der Geschehnisse im Strome der Zeit!

Jetzt trat das altersgraue Basel in den Vordergrund. Königlich lag es da, gefärbt vom letzten Abendroth, mit seiner ehrwürdigen Kathedrale und seinen zahlreichen, schlanken Thürmen. Jenseits, fern in Süd und Ost, schimmerten rosig im letzten Strahl des Tags die Gipfel der Alpen; links aber, tief unten, glänzte ruhig und geheimnißvoll der Rhein. Noch prangt mit frischen Farben das schöne Bild in meiner Erinnerung.

Der Mond, fast voll, stand hoch, als die Diligence vor dem Posthause hielt. Auf meine Frage: „wann geht der Wagen nach Schaffhausen?“ wurde mir der Bescheid: „In 3 Stunden!“ — „So fähr' mich“, — sagte ich zu dem Jungen, welcher mich in einen Gasthof bringen wollte, — „hinaus nach St. Jakob!“ „Um Verzeihung, bester Herr! das ist nur eine Kneipe!“ — „Nicht dorthin; zur Kapelle auf dem Kirchhof will ich!“ fuhr ich den Kleinen an; „weißt Du den Weg nicht?“ — „Verzeihen's, Herr!“ sagte der Junge und trollte voran. — Zwischen Häusern und Gärten, Rebstöcken und auf schlängelnden Wegen, an weiß schimmernden Willen und an altersgrauen Gnadenbildern vorüber geleitete mich der Führer und ich folgte; aber mein Geist war bei der großen vergangenen Zeit. — Da warf der Mond seinen breiten, fast brennenden Spiegel auf die nächste Landschaft: — ein Kirchlein, ein Siechhaus, einzelne Hütten, drum und dran umhängt mit Gemüsegärtchen: es war ein Bild der Ruhe, der Stille, der Einfachheit und der Zufriedenheit. Ich blieb stehen. „Das ist St. Jakob“, sagte der Junge.

„St. Jakob! Also stehe ich vor den Thermopylen der Schweiz!“ rief ich in heftiger Erregung. Schauer der Ehrfurcht durchrieselten meine Knochen, ich stand auf den Gräbern von Helden. Meine Knie zitterten. Da kam mir der Gedanke: das helle stehende Mondlicht erwecke die Todten. — Mir war's, als hörte ich Getöse in der Tiefe und in der Höhe, als sähe ich bewaffnete Männer ringen und kämpfen mit einander, als lämen die Erschlagenen dahengeritten auf Geisterrossen durch die Lüfte, als hörte ich das Röcheln der Sterbenden und das Wimmern der Verwundeten. Meine Seele glühte, mein Athem stockte, mein Herz pochte laut, meine Pulse fieberten, meine Phantasie hauchte der Scenerie ihr eigenes Leben ein, und doch war sie so still, — ein wahres Friedhofsbild der ewigen Ruhe. Was doch der Mensch für Zauberkräfte treibt mit seinen Vorstellungen! Als Jüngling ist's mir oft begegnet und noch manchmal läuft die Phantasie mit dem alten Mann davon. Doch genug von den Träumen und Schäumen. Seht Euch zu mir und laßt Euch wiedererzählen von den Thaten bei St. Jakob.

Im Jahre des Herrn 1444 hatten sich Oesterreich und Frankreich verbündet, der Eidgenossen Freiheit auszulöschen und das Land zu theilen. Ihre Heere rückten an die Grenzen, und blankes Gold und schlaue Ueberredungskunst stifteten Unfrieden im Herzen der Eidgenossenschaft. Da war der Gefahr mehr, als der Hoffnung; aber Muth und Gottvertrauen verliehen darum die Schweizer doch nicht. Die Basler, die der Einfall der feindlichen Schaaren zunächst bedrohte, schickten ihre junge Mannschaft hinaus auf die Landwehr, welche das königliche Frankreich von der freien Schweiz schied. Die ältern von Denen, welche Waffen führten, blieben zur Hut der Stadt daheim. Ihrer 600 waren es, die hinausjogen; wenige gegen viele; denn die Zahl des unter der Führung des Dauphins von Frankreich anrückenden Heers war an 70,000. Lange war eine so große Kriegsmacht nicht gesehen worden.

Basel schickte Boten auf Boten zu den Bundesgenossen um Zuzug. Diese spotteten aber der Furcht der Basler und meinten, die Feinde würden's sobald nicht wagen. Da fuhr der basler Bote — Seevogel hieß er — auf und sagte: meine Kundschaft ist richtig, der Feind überfällt uns: aber ihr werdet sehen, wo der Muth ist. Bleiben die Meinen ohne Hülfe, so werden sie sich doch schlagen.

Als nun den Schweizern von Liestal neue Kunde wurde, daß der Feind schon im Münchensteiner Felde liege, da entbrannte im Lager der Eidgenossen, welche zu der Zeit Zürich berannten, um es für seine Widerspenstigkeit zu züchtigen, unaufhaltsam die Gier nach Waffenthat. Die Hauptleute aber wollten die Belagerung nicht aufgeben und riethen, den Einfall abzuwarten. Darüber erhob der gemeine Mann mißbilligendes Geschrei: „der Schweizer warte nicht erst ab, daß der Feind angreife. Es sey eine Schmach, die Basler allein zu lassen — sie wollten den Tod oder den Sieg mit ihnen theilen“. Also machte die Stimme des Geringen die Führer wankend. Diese willigten ein, daß 3 Fähnlein, zusammen 900, sofort aus dem eidgenössischen Lager zu den Baslern stießen, die übrige Mannschaft aber die Züricher zwänge und züchtige; denn sie meinten nicht mit Unrecht, der innere Feind sey der gefährlichere. Also ward die eidgenössische Schaar an der basler Grenze auf 1500 verstärkt.

Früh des Morgens vor Tagesanbruch, am 26. Tage des Augustmonats Anno 1444, stellte sich Frankreichs und Oesterreichs Heer — 60,000 Streiter, darunter die Blüthe des Adels — in Schlachtordnung auf. Die Schweizer verrichteten ihr Morgengebet zum Lenker der Schlachten, ordneten hierauf ihre Fähnlein und erwarteten den Feind festen Fußes. Den Angriff eröffneten die Armagnaken. Um acht Uhr waren sie mit den Schweizern handgemein. Es war das erste Mal, daß Eidgenossen und Franzosen mit einander kämpften. Der Marschall Graf Dammertin führte diese; den Schweizern standen Anton Rüß, Heinrich Matter und Seevogel, jener Bote von Basel, voran. Furchtbar war der Feinde Anprall; aber der Widerstand war noch gewaltiger, und nach gelungener Abwehr griffen

die Schweizer nun selbst an. Keine Tapferkeit, keine Kriegskunst vermochte Etwas gegen der Eidgenossen Unge- stüm, sie schlugen die Franzosen von Stand zu Stand und bedeckten auf eine halbe Stunde Wegs das Schlachtfeld mit Leichen. So viel Tausend, als ihrer Hundert waren, zeigten vor den Schweizer Streitärten den Rücken. Der Staub der Flucht verdunkelte, was jenseits vorging; die Eidgenossen, prangend mit erbeuteten Bannern, Pferden, vielen Wagen mit Schießbedarf, Geld und kostbarem Feldgeräthe, siegestrunken, außer sich, waren unaufhaltbar und wollten das feindliche Lager erstürmen, zu dessen Seite der Dauphin von Frankreich selbst in Schlachtführung stand mit dem Hauptheer von 50,000 Mann. Als der Fürst die Erfolge der Eidgenossen sah und von ihrem verwegenen Vorsatz Kunde erhielt, sagte er, auf seine ungeheure Uebermacht pochend: „die Bauern will der Herr in's Verderben locken, denn er macht sie übermüthig“. Darauf schickte er einen Heerhaufen von 8000 nach dem bei Basel liegenden Dorfe Gundoldingen, damit sie den vorgedrungenen Schweizern den Weg nach der Stadt verlegen sollten. Als dies die Basler von den Thürmen sahen und die List merkten, traten die obersten Bürger zu einem Kriegsrath zusammen und sie beschloßen, allesammt, ihrer bei 3000, auszuziehen, den Feinden entgegen, um den Eidgenossen den Rücken frei zu machen. Die Bewachung der Mauern sollten die Frauen übernehmen. Diese willigten auch ein mit freudigem Muth. Doch sobald der Ausmarsch der Basler von den Franzosen bemerkt wurde, entsendeten sie einen starken Heerhaufen in solcher Richtung, daß jene ebenfalls abgeschnitten werden möchten, und zugleich kam ein anderer mit Sturmleitern heran, die Mauern zu ersteigen. Mit den schwachen Frauenhänden gedachten sie leichtes Spiel zu haben. Da wendeten die Basler wieder um, um die größere Gefahr abzuwehren. Sie zogen in die Stadt zurück und überließen die 1500 Eidgenossen draußen, die von der Stadt abgeschnitten waren, ihrem Schicksal. Unverzagt vertraute die verlassene Schaar dennoch ihrem Muth und versuchte das Unmögliche. Sie wadete durch die reißende Birs, welche die französische Fronte deckte, und drängte jenseits hinan. Auf der Höhe hatte die ganze französische Artillerie ihr Geschütz aufgestellt, über 100 Feuer- schlünde. Als nun die Schweizer heranrückten, brannten sie auf einmal los. Viele der Tapfern warfen die Kugeln nieder, und nun rasselten 8000 gepanzerte Reiter, die Garden des Dauphins, gegen die Schweizer los. Ihre Reihen wurden nicht von der größern Tapferkeit der Menschen, sondern von der größern Wucht der Pferde durchbrochen. Eine Menge wurden niedergetreten, die übrigen wendeten sich zum Rückzug nach der Stadt; doch nicht, ohne daß sie noch mehrmals suchten Stand zu halten. Immer von Neuem ordneten die Führer ihre schwin- denden Fähnlein; aber durch die zahllosen Massen der Feinde wurden die Schaaren endlich dergestalt getrennt, daß sie in kleinen Haufen von 10 bis 20 Mann, umringt von 1000 und mehr Feinden, kämpfen mußten. Aller Aussicht auf menschliche Hilfe beraubt, ermüdet vom Siege und erschöpft vom beständigen Kampfe, des Todes gewiß, entschloßen, unbezwungen, suchte endlich der Rest der Eidgenossen nur noch eine Wahlstatt für den letzten,



herrlichen Todeskampf. 500 an der Zahl sammelten sie sich im Garten des Siechenhauses bei St. Jakob, um da für des Vaterlandes und der Freiheit Ehre als Helden zu sterben.

Der Dauphin, durch so beispiellose Tapferkeit erschüttert, wünschte die Männer zu retten. Er schlug seinen Feldherren vor, den Schweizern, wenn sie die Waffen niederlegen würden, die Erhaltung des Lebens zuzusichern. Aber der Adel, der vielen erschlagenen Ritter eingedenk, die auf der Wahlstatt lagen, verhinderte es. Er verlangte, daß man das Leben Derer nicht schone, die so Vielen Trauer gebracht. Da stand der Dauphin von seinem menschlichen Vorhaben ab.

Als in der eingeschlossenen Stadt die verzweifelte Lage des Häufleins ruckbar wurde, erhob sich ein Wehklagen und Jetergeschrei der Weiber und Kinder, welches das Waffengeröse übertäubte. Aber für Rettung wußte Keines Rath. Da sammelte sich ein Haufe alter Männer auf dem Markte und sie fielen auf die Knie und erflehten von Gott, daß, wenn es in seinem Rathe nicht anders sey, als daß die Streiter draußen auf St. Jakob der Schweizerischen Freiheit ein Opfer fallen müßten, — Er ihnen Beistand leihe mit seiner Kraft und Herrlichkeit, auf daß ihr letzter Kampf der Eidgenossen würdig sey und Keiner sich mit Furcht oder Schwäche beflecke. — Helden ergeben sich unter Gott; gewöhnliche Menschen meinen, durch Niederträchtigkeit dem Schicksal zu entweichen.

Um sich selbst sorgenfrei, und Alle zum Tod entschlossen, schlugen die bei St. Jakob den dreimal erneuerten Sturm von einem 60mal stärkern Feind dreimal ab. Zweimal fielen sie heraus mit übermenschlicher Anstrengung, Verderben und Schrecken verbreitend, so daß der Feind erstaunensvoll wich, bis, entflammt zu erneuerter Wuth, der Angriff von Neuem versucht wurde. Als die Mauern des Gartens gebrochen waren durch die Kugeln der Feldschlangen, da schichteten die Eidgenossen die Leiber der Erschlagenen zu einem Wall und schleuderten von oben herab ihre Streitkolben auf die Pickelhauben der andrängenden Feinde. Als der Thurm des Siechhauses von den Kugeln auch eingestürzt war, deckten die Eidgenossen das Dach ab, um auf demselben einen letzten Halt zu suchen; aber die Franzosen legten Feuer unter die Treppe und begruben alle, die oben standen, in den Flammen. Als nun kein Fußbreit Boden auf Gottes Erde mehr da war, auf dem ein Schweizer stehen konnte, zogen sich ihre Letzten, alle verwundet und kaum 90 an der Zahl, in den Keller des Siechhauses zurück. Ein Theil wurde durch das einstürzende Gewölbe erschlagen; die andern vertheidigten sich an den Eingängen fort. Gefühllos für den Schmerz der Wunden, für die Schwere der an ihnen hängenden Pfeile, lange selbst die Entkräftung der Verblutung besiegend — schossen sie, stachen sie, schlugen sie, rechts, links, mit Pfeilen und Lanzenspitzen aus ihren eigenen Wunden, der mit nur noch einer Hand, jener nur noch auf die Knie, der auf den Arm gestützt, also, daß keiner ohne die Gesellschaft fünf oder sechs todter herumliegender Feinde sich dem Tod unterwarf — so daß nach zehn-

stündigem Kampf außer 10 Mann, welche bei dem Uebergang über die Birs der Zufall abgetrennt hatte und die sich auf verborgenen Pfaden zur Stadt retteten, alle bei St. Jakob und an der Aue gestandenen Eidgenossen, eils hundert und neunzig Männer, todt oder auf den Tod verwundet auf der Wahlstatt liegen blieben. Der Feinde aber starben an diesem Tage 8000 von der Eidgenossen Hand. Der Dauphin — seines Sieges nicht froh — denn von seinen Feldherren waren die, welche ihm am liebsten gewesen, erschlagen und Trauer und Entmuthigung schlichen durch das ganze Heer — enthielt sich nicht, zu bekennen, daß er solche Männer noch nie gesehen habe, und daß, wenn dieses Volk größer sey, für dasselbe wohl die Welt zu klein wäre. Weiter wollte er es nicht versuchen; zu Ensenheim schloß er mit den Eidgenossen Friede.

Dies ist der Tag von St. Jakob, welchen die Geschichtschreiber der Thermopylenschlacht gleichachten und von dem die Schweizer mit Recht rühmen, daß an demselben der Tod sie glorreicher gemacht habe, als vordem der Sieg in allen Schlachten. Das Glück auf dem Wahlplatz ist nur zu oft der Uebermacht gegeben; aber der Wille, den Heldentod zu sterben, gehört der Tugend allein.

---

## DCLXII. R e n d s b u r g.

---

Auf dem Marschlande der Eider, auf der Nordgrenze Holsteins, zum Theil auf einer Insel des Stroms, zum Theil auf dem Südgestade desselben, eingehüllt in einen weiten Mantel von hohen Bastionen, tiefen Gräben, Wällen, Mauern und Verschanzungen, steht das alte Rendsburg. — Es hat fünf Jahrhunderte lang die Nordmark des deutschen Reichs treu gehütet. Jetzt ist es eine dänische Festung, eine Zwingsburg gegen das deutsche Land. Alle Festungswerke, welche nicht dieser Bestimmung nützlich sind — das Kronenwerk und die Verschan-



DEUTSCHLAND

von G. Kneller, d. H. R. K. in B. H.

Verlag v. Th. G.









Der THRONSAAL im KÖNIGSSCHLOSSE  
in München.

von J. Neuberger del. J. Neuberger sculp.

J. Neuberger sculp.

zungen auf der Schleswiger Seite, — werden nun abgetragen. Den deutschen Schild schmiedet der Däne zum dänischen Schwerte um, er verkehrt die Waffe des Schutzes und der Abwehr in das Werkzeug der Unterdrückung oder des Angriffs. Der Däne thut's und fragt dabei Nichts nach Deutschland; — Deutschland sieht zu und duldet's. —

Rendsburg ist durch seine Lage im Mittelpunkt einer fruchtbaren und reichen Landschaft und als Schlüssel des großen holsteinischen Kanals sehr bevorzugt. Die Stadt ist wohlhabend durch Handel und Schifffahrt, und in beiden, so wie in der Garnison und in den vielen Civil- und Militärbehörden, finden die bürgerlichen Gewerbe ihre Unterstützung. Eigentliche Fabrikthätigkeit ist wenig da. Einige Taback- und Papierfabriken und Zuckerraffinerien bestehen zwar; große Geschäfte sind es jedoch nicht. Die Bevölkerung Rendsburgs ist verhältnismäßig bedeutend; vor der Revolution war sie auf 12,000 angewachsen; seitdem ist sie im Sinken. Wer dem eisernen Dänendruck in den Herzogthümern ausweichen kann, thut's; wer gehen kann, geht. Der Holsteiner, sonst der festhafte, heimatlichste, der Auswanderung abgeneigteste unter den deutschen Stämmen, hat in den letzten 2 Jahren 6000 Männer und mindestens 8 Millionen Thaler Kapital durch die Emigration verloren.

---

### DCLXIII. Der Thronsaal im Königspalaste zu München.

---

Nicht mit Unrecht nennt man den Bayernkönig Ludwig den deutschen Hadrian. Wie diesem die römische Welt das Wiederaufblühen des griechischen Geschmacks in den Künsten verdankt hat, so ist Deutschland jenem Fürsten und dem Kreise seiner Künstler das Meiste schuldig, was den Ruhm der neuern deutschen Kunst auf späte Zeiten bringt. In seinen großen Unternehmungen, obschon sie den verschiedensten Richtungen folgten, war er allezeit bestrebt, der Kunst die höchsten und erhabensten Aufgaben zu stellen, an denen sich das Genie versuchen



Der THRONSAAL im KÖNIGSSCHLOSSE  
in München.

von J. Neuberger del. H. Schickel sculp.

Verlag von J. Neuberger



zungen auf der Schleswiger Seite, — werden nun abgetragen. Den deutschen Schild schmiedet der Däne zum dänischen Schwerte um, er verkehrt die Waffe des Schutzes und der Abwehr in das Werkzeug der Unterdrückung oder des Angriffs. Der Däne thut's und fragt dabei Nichts nach Deutschland; — Deutschland sieht zu und duldet's. —

Rendsburg ist durch seine Lage im Mittelpunkt einer fruchtbaren und reichen Landschaft und als Schlüssel des großen holsteinischen Kanals sehr bevorzugt. Die Stadt ist wohlhabend durch Handel und Schifffahrt, und in beiden, so wie in der Garnison und in den vielen Civil- und Militärbehörden, finden die bürgerlichen Gewerbe ihre Unterstützung. Eigentliche Fabrikthätigkeit ist wenig da. Einige Taback- und Papierfabriken und Zuckerraffinerien bestehen zwar; große Geschäfte sind es jedoch nicht. Die Bevölkerung Rendsburgs ist verhältnismäßig bedeutend; vor der Revolution war sie auf 12,000 angewachsen; seitdem ist sie im Sinken. Wer dem eisernen Dänendruck in den Herzogthümern ausweichen kann, thut's; wer gehen kann, geht. Der Holsteiner, sonst der festhafte, heimatlichste, der Auswanderung abgeneigteste unter den deutschen Stämmen, hat in den letzten 2 Jahren 6000 Männer und mindestens 8 Millionen Thaler Kapital durch die Emigration verloren.

---

### DCLXIII. Der Thronsaal im Königspalaste zu München.

---

Nicht mit Unrecht nennt man den Bayernkönig Ludwig den deutschen Hadrian. Wie diesem die römische Welt das Wiederaufblühen des griechischen Geschmacks in den Künsten verdankt hat, so ist Deutschland jenem Fürsten und dem Kreise seiner Künstler das Meiste schuldig, was den Ruhm der neuern deutschen Kunst auf späte Zeiten bringt. In seinen großen Unternehmungen, obschon sie den verschiedensten Richtungen folgten, war er allezeit bestrebt, der Kunst die höchsten und erhabensten Aufgaben zu stellen, an denen sich das Genie versuchen

und begeistern konnte, und den wahren und guten Geschmack zurückzuführen, welcher in der barbarischen Periode von Ludwig XIV. bis zum Kaiserreiche des Korsen untergegangen war. Auf dem Boden der Kunst sproßte der schönste und dauerndste Ruhm der Griechen, und was uns von der perikleischen Zeit übrig geblieben ist, macht den hellenischen Nachruhm beständig wachsen. König Ludwig, indem er durch die Kunst auf die Volksbildung zu wirken trachtete, hat sich den großen Fürsten des Alterthums an die Seite gestellt. Manche Monarchen seiner Zeit huldigen dem Grundsatz, daß barbarische Völker leichter zu regieren seyen, als gebildete; sie hassen darum die Kultur und ihre Zeichen, und jedes Licht, das seine Strahlen in die Kreise des Volks wirft, löschen sie aus. Es ist Ludwig anzurechnen, daß er die Kunst nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch um ihrer höchsten und edelsten Zwecke willen liebte, förderte und schützte. Er berief sie zur Geschichtschreiberin der germanischen Nation, um ihren Ruhm in unsterblichen Monumenten zu verherrlichen und stellte ihre Tafeln inmitten des Volkes auf, es zu erheben, es stolz zu machen und große Gedanken zu wecken. Dort stehen sie, die Walhalla, die Tempel des Ruhms, die Siegesthore u. s. w. als unvergängliche Tafeln des Volks-Gedächtnisses, und vor ihnen sitzt der Genius der Zukunft, zu ändern oder hinzuzuthun, wie er einst in Hellas gethan hat an den Gesängen Homers. Wenn die Nachwelt auch in jeder andern Beziehung ein tadelndes Urtheil über den Fürsten fällen würde, in dieser einen kann sie ihm die Anerkennung der Größe nicht versagen, und als Mäcen in der edelsten Bedeutung des Worts wird sie seine Büste mit leichtgeschlungenen Ehrenkränzen beständig schmücken. Es ist gewiß, daß Das, was König Ludwig für Deutschland durch seine Kunst-Unternehmungen, durch die Idee wie durch die Ausführung derselben, Großes und Gutes gewirkt hat, unsere Enkel besser und gerechter würdigen werden, als wir selber. —

Allerdings hätte Ludwig nicht vermocht, so Herrliches auszuführen, wären die großen Talente nicht da gewesen, deren vereintes Zusammenwirken jenes ermöglichte. Ihnen gebührt an des Königs Ruhm der volle Theil. Für die Wiederbelebung der Architektur des klassischen Alterthums in größter Reinheit und Vollkommenheit war dem Könige ein Klenze nöthig — ein Mann, der, frei von der gewöhnlichen Berufsbeschränktheit der Architekten, bei all' seinen Monumentalbauten, übereinstimmend mit des Königs Auffassung, das möglichst vollständige Zusammenwirken der drei bildenden Künste vor Augen hatte. Dem Ernst und der Sorgfalt, mit welcher er die Ausführung der großen Aufgaben des Königs Ludwig überwacht hat, haben diese Werke auch den hohen Grad von technischer Vollkommenheit zu danken, der sie auszeichnet. — Der Gegensatz von Klenze war Gärtner — und Ludwig verwendete diesen berühmten Architekten für das Wiedererblühen der mittelalterlichen Style und zur Ausführung der grandiosen Konzeptionen, die jenes erzwekten. Die Ludwigskirche ist der glänzendste Zeuge dieses Strebens, und die Malerei, in der großartigen Auffassung eines Cornelius, gab hier der Architektur

den edelsten Schmuck. Gärtners Genius, der sich in großen Massen mit Vorliebe gefällt, fand Befriedigung dieser Neigung in den Prachtbauten zur Verherrlichung des Königthums, deren Herstellung ihm sein Gebieter übertrug. Der Palast der Wittelsbacher ist sein Triumph. Unbeschränkte Mittel, alle Künste und das kostbarste Material standen dem Architekten zu Gebote, um ihn zu unterstützen bei der Aufgabe, eine Wohnung herzustellen, die würdig sey eines Fürsten, welcher die Kunst selbst gleichsam gekrönt hat, und der es verdiente, aus ihren Händen das Schönste zu empfangen, was hervorzubringen sie im Stande war.

Betrachten wir unser treffliches Bild! Es zeigt uns das Sanktuarium des Königs-Palastes — den Thronsaal.

In dieser von Gold und kostbarem Gestein glänzenden und von unsterblichen Künstlerhänden geschmückten Säulenhalle der Pracht, sitzend auf dem goldenen Stuhl, umgeben von den Bildern der großen Ahnen seines Geschlechts, von denen drei die Zeichen der deutschen Kaiserwürde in den Händen tragen, agirte Ludwig I. bei den prunkvollen Hof- und Staatsaktionen als der allerdurchlauchtigste, großmächtigste Herr und König von Gottes Gnaden und seine Repräsentation war in der That die vollkommenste, welche seit Ludwig XIV. jemals einem Monarchen die Bewunderung seiner Höflinge erwarb. Man sah's ihm an, dem sonst leutseligen Fürsten, der ein ander Mal sich mit dem Bauer Arm in Arm führen konnte, — daß er in solchen Momenten keine Rolle spielte, sondern daß er sich wirklich für Das hielt, was er darstellte. Ludwig hat's ehrlich gemeint mit dem Begriff von seiner Gottesgnadenschaft; und als er ihn nicht mehr mit der Krone vereinigen konnte, warf er diese von sich, wie ein schlechtes Ding, nicht der Mühe des Tragens werth. Ludwig wollte nicht markten und feilschen um das Mehr oder Weniger des Königsrechts; er war kein Mann der Kurse und der Rothschilde, und er hat nie die Börse als die Seele seines Reichs und der königlichen Wohlfahrt betrachtet. Er hat den Hohenpriestern des Geldsacks keine Gunst verliehen und Dpfergaben von ihnen empfangen, und auch niemals daran gedacht, Schulden zu machen bei den Tempelherren und sich Absolution dafür zu holen. Was er gethan hat, Gutes wie Böses, er hat es offen und ehrlich gethan, und ehrlich ist ein Beiwort, das dem Bauer wie dem König ziemt.

Zwischen dem Tage, wo Ludwig zum Erstenmal den Thron in diesem Saale der Pracht bestieg, bis zu der Stunde, wo er die Pforten desselben in Unwillen hinter sich zuwarf, liegt eine kleine Spanne Zeit. Wie kurz war der süße Traum und wie plötzlich das Erwachen! Ludwig hat's erfahren, eindringlicher als mancher Andere, welche wilden Leidenschaften in einem Lande unter der Decke scheinbarer Ruhe gähren und zur höchsten Spannkraft gelangen können, welches sprichwörtlich für das des politischen Phlegma gilt. München, das gepflegte, behäbige Schooskind, gab dem ganzen Reiche das Signal zum Ausbruch des Volksumwillens, und als allerwärts die Würfel gefallen waren; als die Revolution der Monarchie da, wo sie sie noch duldete, Gesetze

diktirte: — da erklärte König Ludwig seinem Volke in's Angesicht: ich will nicht thun, was die Revolution verlangt; da sie aber die stärkere ist, und weil ich nicht heucheln mag und schön thun mit ihr, — so nehme ich die Krone von meinem Haupte und bin mir selbst genug. — Versöhnung mit seinem Volke war sein Lohn. Während draußen überall feurer Wetterschlag war und der Sturm tobte, ein Sturm, wie er nie gewesen ist, seit Menschen in Europa wohnen, — lebte Ludwig glücklicher, denn als König, ruhig schaffend und fortwirkend für Das, was er alle Zeit als ein schönes Lebensziel erkannt hat, unangefochten und zufrieden inmitten seines Künstlerkreises, der ihn verehrt. — König Ludwig ergriff das beste Loos. Der Neid kann ihn nicht mehr erreichen, des Hasses Pfeile sind zerbrochen; und wenn die Revolution von Neuem ihr Haupt erheben sollte, und er alle Kronen fallen sähe und die Gräber grünen auf dem Friedhofe der Monarchie — so könnte er mit dem griechischen Philosophen sagen: Es war ein Traum und — Dank den Göttern! es war ein schöner Traum.

# Inhaltsverzeichnis

des vierzehnten Bandes.

## 48 Ansichten und Beschreibungen, nämlich:

	Seite:		Seite:
Das Monument auf Bunkershill bei Boston.....	17	Die Vorhallen der Universität in München	121
Die Akademie der schönen Künste in Paris.....	23	Brescia in Italien.....	124
Rousseau's Klause in Montmorency.....	26	Neusatz in Ungarn.....	125
Schloß Nymphenburg bei München.....	28	Lübeck.....	126
Die Glysee'schen Felder und der Präsidenten- schaftspalast in Paris.....	29	Bremen.....	135
Erlangen.....	38	Stettin in Pommern.....	143
Civita Castellana in Italien.....	46	Valencia.....	144
Maria zum Schnee auf dem Rigi.....	47	Die Kapelle bei Sempach in der Schweiz.....	145
St. Cloud.....	49	Illok in Ungarn.....	155
Wittenberg.....	56	Porte St. Denis in Paris.....	157
Nutun in Frankreich.....	65	Baireuth.....	166
Waizen in Ungarn.....	65	Der Reichenbach und das Wellhorn in der Schweiz.....	169
Das Rathhaus (City-Hall) in New-York.....	67	San Francisco in Kalifornien.....	171
Das Appenzeller Wildkirchlein.....	75	Staaten-Insel bei New-York.....	184
Breslau.....	83	Dher-Warrak.....	187
Der erzbischöfliche Palast in Olmütz.....	86	Heilbronn.....	189
Sitten in Wallis.....	87	Auf dem San Juan in Centralamerika.....	191
Markt St. Nicola in Oberösterreich.....	96	Kiel in Holstein.....	201
Bei Weißkirchen im Banat.....	98	Schleswig.....	205
Bei Gumá in der Campagna Felice in Italien.....	100	Der Vesta Tempel in Rom.....	206
Königsberg in Preußen.....	103	Elberfeld.....	207
Battina in Ungarn.....	113	St. Jakob bei Basel.....	213
Die Paulskirche in Broadway, New-York.....	114	Rendsburg.....	218
Der Hohenasperg.....	115	Der Thronsaal im Königspalaste zu München	219

Einleitung

1848

1. Abschnitt

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist durch die großen Kriege und die Revolutionen gekennzeichnet. In dieser Zeit haben sich die Verfassungen der Staaten grundlegend verändert. Die Verfassungen sind nunmehr als Grundgesetze der Staaten entstanden, die die Rechte und Pflichten der Staatsbürger festlegen. Die Verfassungen sind die Grundlage der staatlichen Organisation und der Verwaltung. Sie sind die Grundlage der Demokratie und der Freiheit.

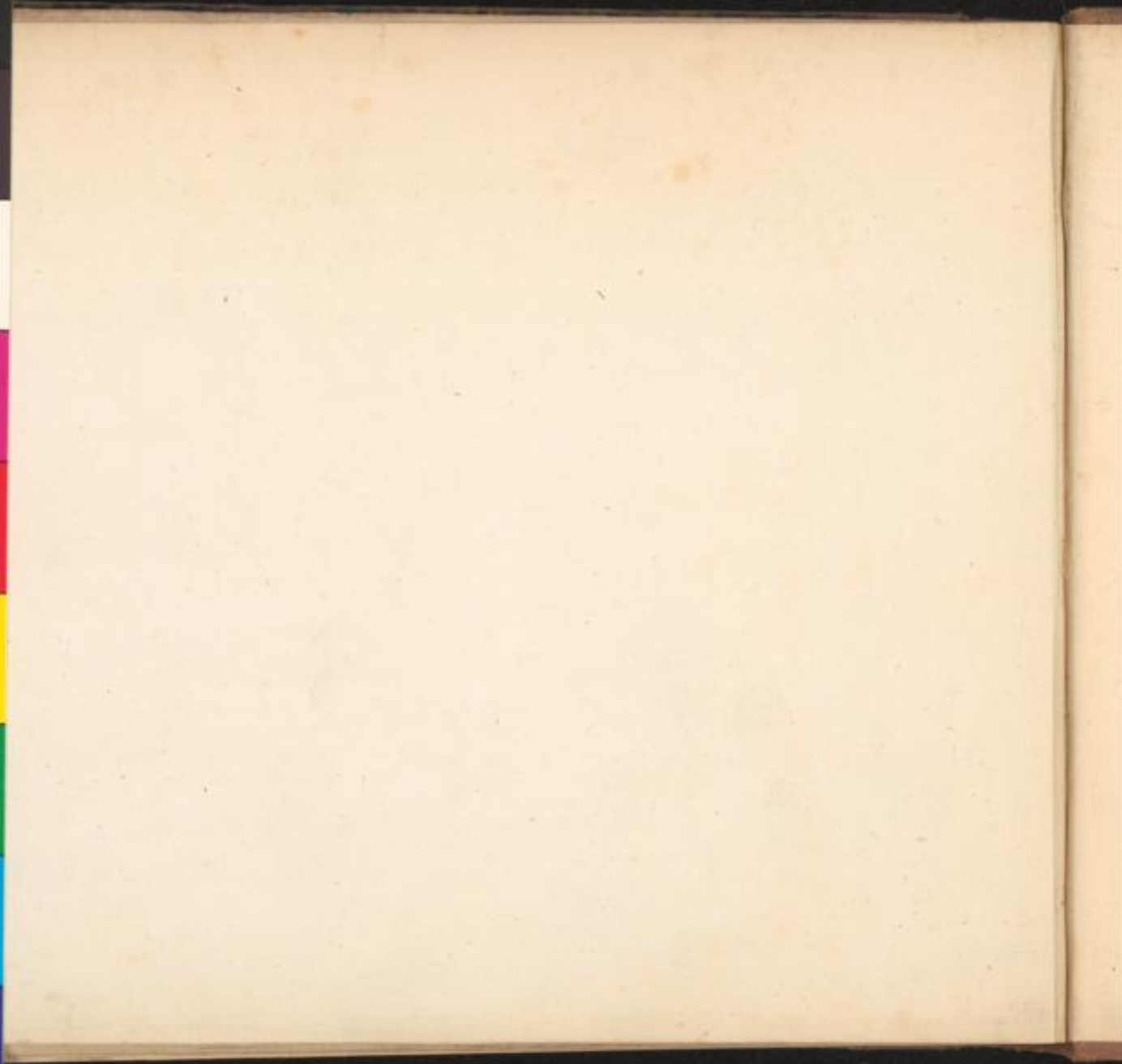
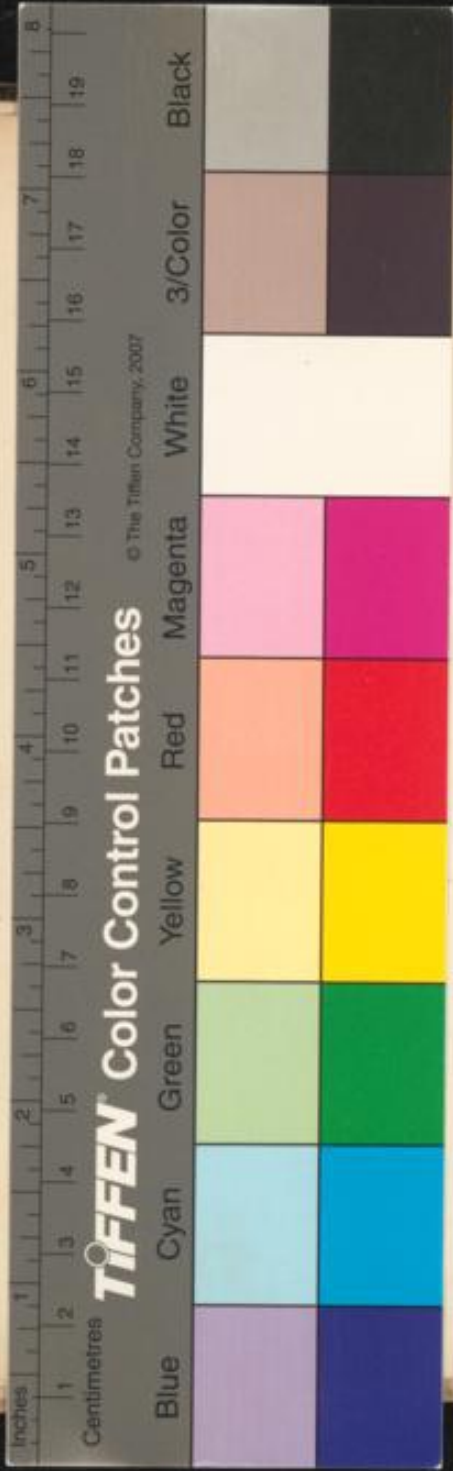
Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist durch die Industrialisierung und die soziale Revolution gekennzeichnet. In dieser Zeit haben sich die Verfassungen der Staaten grundlegend verändert. Die Verfassungen sind nunmehr als Grundgesetze der Staaten entstanden, die die Rechte und Pflichten der Staatsbürger festlegen. Die Verfassungen sind die Grundlage der staatlichen Organisation und der Verwaltung. Sie sind die Grundlage der Demokratie und der Freiheit.

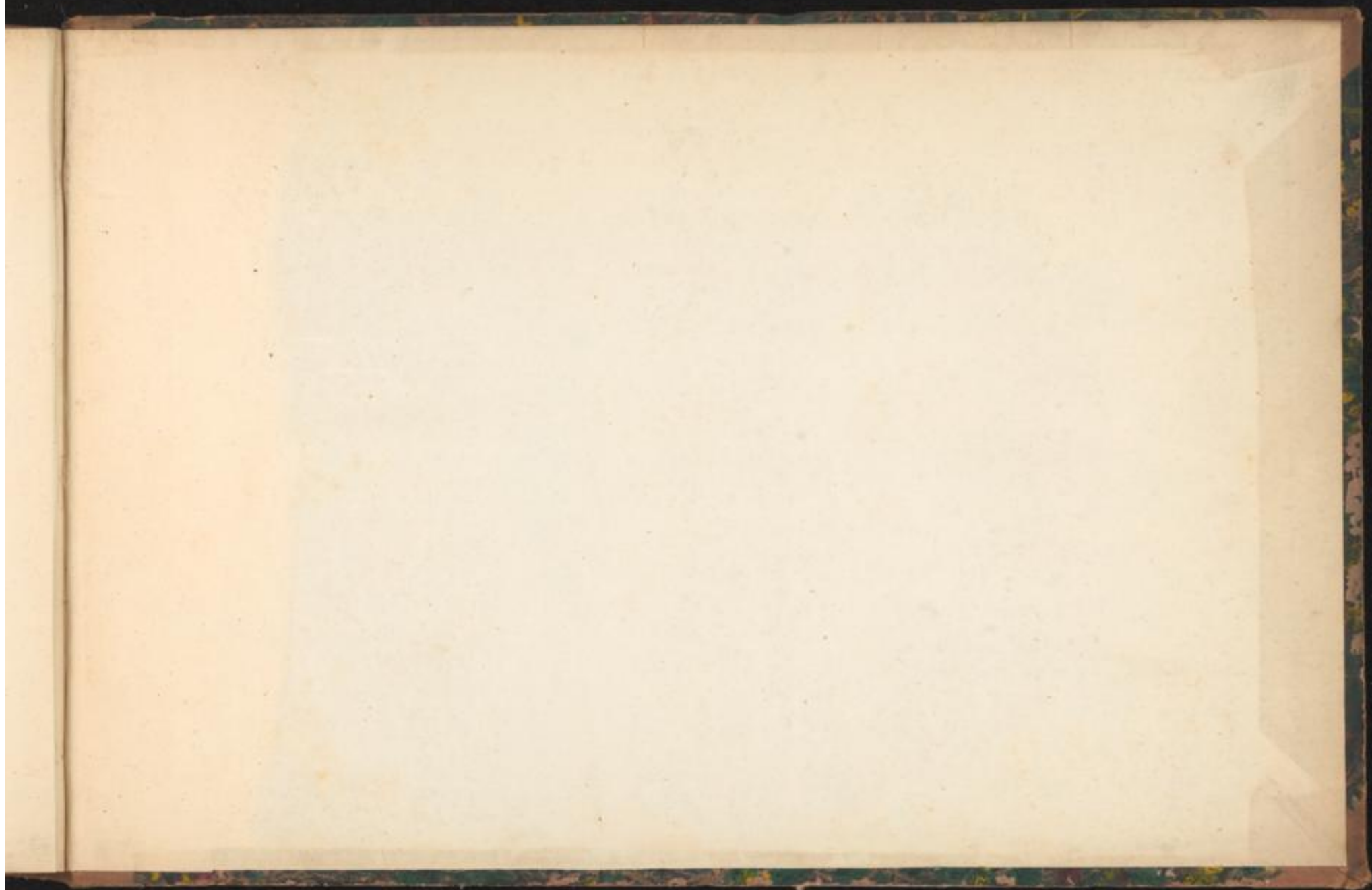
















Martini sc.

Das MONUMENT auf BUNKERS-HILL  
bei Boston.

Ans d. Kunstzeit. d. Bildh. besitz in Hildh.

Eigenthum d. Verleger.



ÉCOLE NATIONALE DES BEAUX ARTS

(Paris)

Aut. & Kunstakad. & N. N. Inst. in Bildh.

Exp. des. d. Verleger





Martin 17.

DIE ERFENPTAGE v. J. J. ROUSSEAU

in Montmorency.



SCHLOSS NYMPHENBURG bei MÜNCHEN



LES CHAMPS ÉLYSÉES  
Paris

Das J. Roussier & J. H. Dreyer in PARIS.

Reynolds & Walker







ERLANGEN

Aus J. Enslin'sch. d. H.N. Inst. in Hildb.

Vignettes d. Verleger





Martin 21

## CIVITA CASTELLANA

Aus d. Kunstsch. d. 18. Jhd. nach d. Bildh.

Verlag v. J. Neumann



Ans. d. Kunstsch. v. 1801. Nach dem Original.

MARIA zum SCHNEE  
auf dem Rißl.

Kupfer von J. Vogel.





ST CLOUD bei PARIS



WITTFENISBERG an der ELBE



Ans d'Elpissinet d'Ant. Serfat in 1810.

AUTUN im FRANKREICH

Erzelen F. Deleger



WALFZEN





CITY-HAHL (das RATHHAUS) in NEW-YORK





Martin sc.

Das APFENZIEHLER WILDKIRCHLEHN

Schweiz





## BRESLAW

Aus d. Kunstst. v. N. N. T. in BRUNN.

Eigentum v. Verleger





Der erzbischöfliche Pallast.

OLMÜTZ



Aut. & Kupferst. v. 201. Inver. in 1813.

SITTFEN  
in der Schwab.

Eigenth. v. Verleger.





Bei WEISSKIRCHEN am RANAUER  
[Neramündung]



Die GEGEND von CUMA mit LAGO D'AVERNO und LAGO DE FOSSARO

(Der Acheron der Alten)



## KÖNIGSBERG

Ans. d. Königsberg. d. 20. J. 1811. in 1813.

Erstausg. d. Verlage





## BATFINA AN DER DONAU

in Ungarn



ST PAULS, BROADWAY,  
(New-York)



## HOHENASBERG

Aus d. Zustamm d. H.M. Inalt in H.1844.

Eigenthum d. Verleger



Die VESTIBULE der UNIVERSITÄT  
in MÜNCHEN.

des 2. Kunstst. d. Bibl. Instit. in HEDELB.

Eigenth. d. Verleger





## BRESCIA

Aus d. Kunstzeit. d. 1842. Entf. in Hildb.

Eigenthum d. Verleger



NEUSATZ AM UNGARN



## LÜBECK

Aus d. Kupferst. &amp; Holz. Schnitt. in Blätt.

Expeditio &amp; Verkauf





## BREMEN

Ans. d. Kunstschm. v. 1814. Nach d. 1814.

Eigenthum d. Verleger







VALENCIA  
(Spanien)



Das Schweizerland 2. Teil. Erst in Zürich.

Die KAPPELLIN bei SEMPACH  
(Schweiz)

Zürcher 1. Verlag





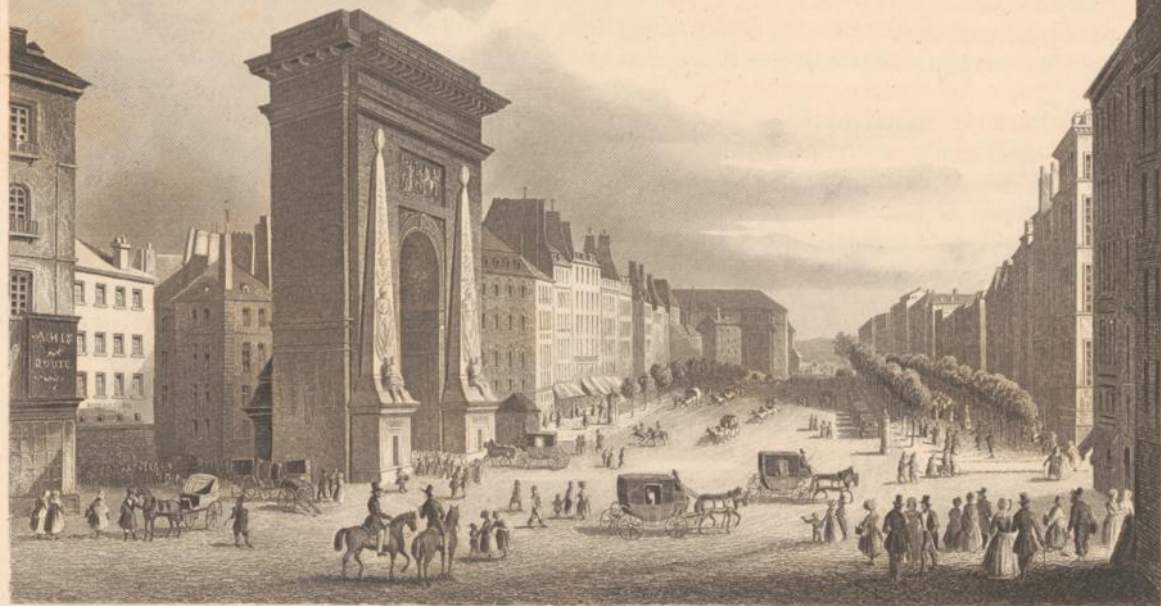
BURNICKER SC.

### SCHLOSS UND KLOSTER ILLOCK

(Syrmenien)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Jhlahh.

Eigentum der Verleger



PORTE ST DENIS & BOULEVARDES  
(Paris)



## BAYRIERTH

Verf. &amp; Kunstst. d. Bild. Inverf. in 1810.

Kupferst. d. Verleger



Veron. sc.

REICHENTRACH UND DAS WELFHORN  
bei Rosenlauri

Aus d. Kunstanz. d. Btbl. Inst. in Elllbbh.

Eigenthum d. Verleger.



## SAN FRANCISCO





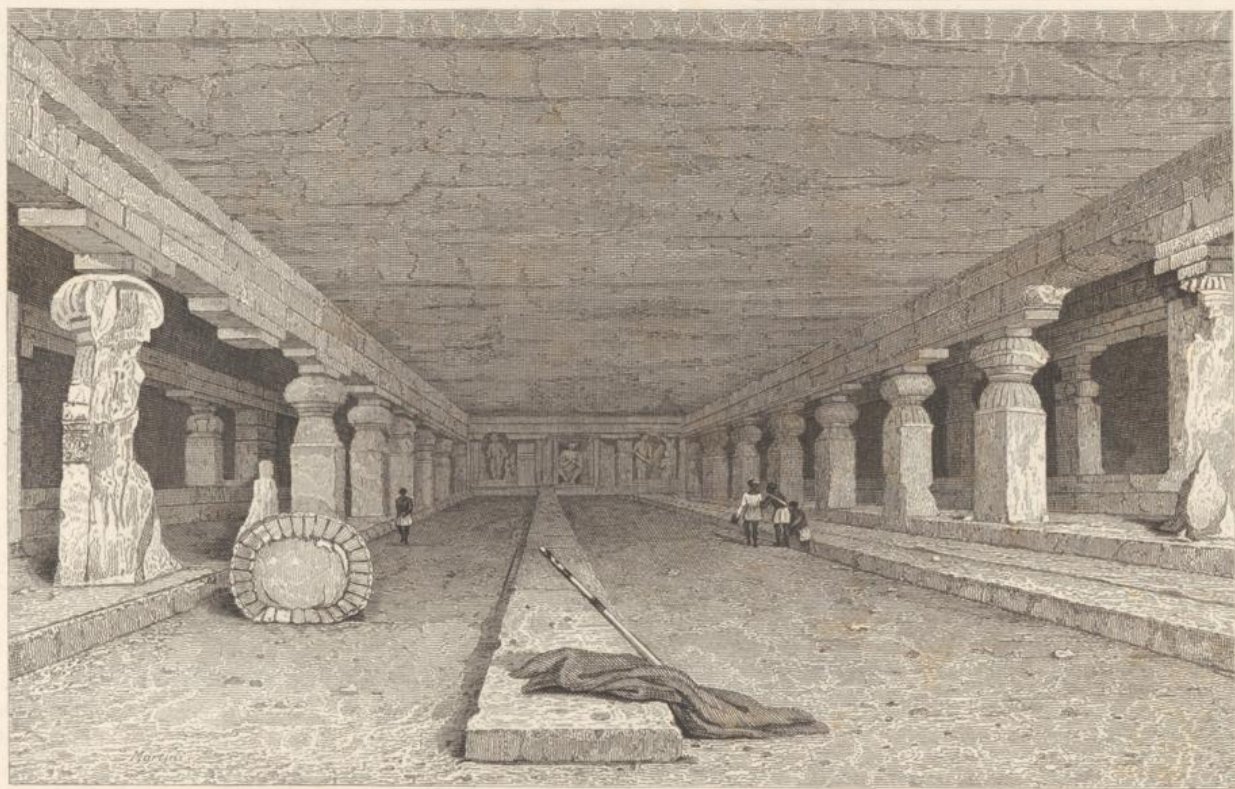
Abt. 101

STAATEN- ISLAND  
bei NewYork.

Aus d. Kunstsch. d. Bibl. Inst. in Bismh.

Erhalten d. Verleger





Ans. 4. Skizzenst. 2. Teil. Blatt in 1044b.

DATTARAJ WARRA  
(Caves of Ellora in Indien)

Erstausg. 4. Verleger.



HEINLEBROUWEN am NIECKAR



SZENIERIE auf dem SAN JUAN  
in  
CENTRAL - AMERICA.

Ans d. Naturst. v. 2051. Dat. in 1824k.

Vigneron d. Verleger.



K. H. H. H.



## SCHLESWIG

Aus d. Kunstmat. d. Königl. Inst. in Hildb.

Erzthan. d. Welfen.





Martini sc.

## Der VESTA - TEMPEL in ROM

Aus d. Kunstg. d. Bibl. Inst. in Hildh.

Eigenth. d. Verleger.





## HELBERSFELD

Ans. d. Eisenmst. d. Rhld. Inst. in Hildsh.

Eisenmst. & Verleger







Martin J. 1836

ST JACOB  
bei Bnael.

Aus d. Kunstzeit. d. Nibl. Inst. in Bielefeld.

Eggenhan & Verleger





## BIELEFELD

Aus d. Kunstzeit. d. 18. Jahrh. in Blök.

Leipzig & Verleger.





Der THRONSAAL im KÖNIGSSCHLOSS  
in München.

Aut. J. Kuntze, d. P. Hölzer, Inst. in Hildh.

Eigenth. u. Verleger.

